Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

[illegible]ahrgang 1886.

[illegible]er Band.

[illegible]ort

[illegible]erla[illegible] [illegible]chönlein.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1886.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des dritten Bandes.

Der Talisman des Weibes.

Roman

von

Georg Hartwig.

(Fortsetzung.)

13. (Nachdruck verboten.)

„Na ja," sagte der Justizrath dreimal hintereinander, während er sich energisch den Schnurrbart strich. Beim letzten Mal brach seine gute Laune wieder siegreich durch, er schenkte sein Kelchglas mit perlendem Schaum bis zum Rande voll, verneigte sich gegen Frau Mechelmann und sprach: „Auf die Emanzipation des Weibes!"

Sie lachte laut auf und zeigte dabei eine tadellose Reihe kleiner, spitzer Zähne, die unwillkürlich an das Gebiß eines grauen Nagelthiers erinnerten. „Warten Sie etwas, so thue ich Ihnen Bescheid! Ich bin keins von den gezierten Wesen, die da meinen, Essen und Trinken sei unästhetisch für ein Frauenzimmer, wenn Männer zuschauen, im Gegentheil, ich werde dafür Propaganda machen, daß die Restaurationen mit ihren feinen Kochkünsten fortan auch uns zur Verfügung stehen. Wo liegt der Unter-

schied, ob ein Cylinderhut am Riegel hängt oder eine Spitzenkapotte?"

„Nirgends," schaltete Fowder ein, „als in der Voreingenommenheit der Männer!"

„Und in den Anstandsregeln!" warf der Graf unsäglich widerlich berührt ein. Wäre er nicht Dreysing's Gast gewesen, so würde er jetzt seinen Stuhl zurückgestoßen haben und davon gegangen sein. Nur die Rücksicht auf seinen liebenswürdigen Wirth bewog ihn zu bleiben.

Doktor Fowder runzelte die Stirn. „Mein Herr —"

„Graf Freiberg!" unterbrach dieser ihn mit abweisender Kälte, welche Dreysing insgeheim entzückte.

Frau Mechelmann hatte aufgehorcht, jetzt legte sie ihre Gabel nieder und rief malitiös, den jungen Mann beobachtend. „Ein Graf? Ein wirklicher Graf? Ah, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich mit einem solchen zusammenspeise! Die Bekanntschaft des ungarischen Grafen im vergangenen Winter hatte mich schon mißtrauisch genug gemacht, in jedem Grafen einen durchgegangenen Kellner zu wittern!"

„Ihr Herr Gemahl befindet sich hoffentlich nicht gar zu schlecht?" fiel Dreysing ein.

„Krank? Er? Nein! Aber mein ältester Knabe hat die Bräune gehabt und bedarf noch der Pflege. Nun, das geht Ihnen wohl wieder über allen Spaß?" lachte sie, sich weit in den Sessel zurücklehnend. „Natürlich, dazu sind wir Frauen ja in der Welt, alle Unannehmlichkeiten auf unsere Schultern zu laden! Also, mein verehrter Herr Graf, worin liegt der Grund, daß ich heute Abend in der

dumpfen Stubenluft vegetiren soll, während der Vater des betreffenden Kindes bei Villner Champagner trinkt? Kann's nicht mit demselben Rechte umgekehrt sein!"

„Kein Mann von Gerechtigkeitsgefühl wird dies leugnen können," bemerkte Doktor Fowder gebieterisch. „Das Behagen der Frau, welche einzwängende Fesseln heroisch bricht, ihre Freude an der nie gekosteten Freiheit sind ein sprechender Beweis für ihr Recht darauf. Man folge, wie überall, so auch hier getrost der Stimme der Natur!"

„Weiter als bis zu den Urzuständen menschlicher Gesellschaft werden Sie uns ja wohl nicht zurückzuführen gedenken!" warf Freiberg ironisch ein. „Womit ich nicht etwa die gesitteten Indianer gemeint haben will, welche noch etwas auf Anstand zu halten pflegen, sondern die Papuas, die Australneger."

„Ich kann Ihnen einzelne meiner Gedanken über die Emanzipation der Frauen ja schon heute verrathen," rief Fowder mit einer gewissen mitleidigen Nachlässigkeit. „Wer nicht gerade verhärtet sein will, wird wenigstens zum Nachdenken angespornt werden. Stoßen wir an, Frau Mechelmann — auf gläubige Herzen!"

„Und unzerdrückte Halskrausen," murmelte Dreysing bei sich, denn sein verwöhntes Auge hatte längst bemerkt, daß die Rüschen der hübschen Emanzipirten etwas zerknittert waren und ihre krausen Haare in genialer Verwirrtheit die Stirn fast bis zu den Augenbrauen beschatteten. Dabei bewegte sie ihre runden Hände äußerst lebhaft nach allen Richtungen, so daß dem Grafen eine aufgetrennte

Naht am Aermel ihres sonst eleganten Tuchkleides unaufhörlich vor den Augen blieb.

Laut sagte der Justizrath, sein Glas dem der jungen Frau ebenfalls nähernd: „Mit mir altem Hagestolz müssen Sie doch ausnehmend zufrieden sein, da ich die langweilige Ehe standhaft geflohen habe.“

„Ich sagte bereits,“ nahm Fowder wieder das Wort, während er häufig Gelegenheit nahm, sein Bild in dem gegenüberhängenden Spiegel zu betrachten, „bevor wir nicht mit Hilfe der zumeist Betheiligten die alten Institute der Frauenpflichten und Mädchenerziehung fortgeräumt haben, ist an keine Aenderung des Ehekontraktes zu denken. Gleiche Schulbänke, gleiche Lehrer, gleiche Leibesübungen, gleiche Staatsanstellungen, das Uebrige entwickelt sich dann folgerichtig!“

„So folgerichtig,“ sagte Dreysing, welchen der heimliche Verdruß Luise Mechelmann's, Freiberg nicht in ihre Fesseln spannen zu können, außerordentlich belustigte, „so folgerichtig, daß eines schönen Tages der Primaner, ach, was sage ich, der Unter-Sekundaner Gabriele oder Marianne mit dem Geschichtslehrer ein Rendez-vous verabreden wird. Der Referendar Friederike wird weniger Interesse für sein Protokoll haben, als für die Werbungen des verliebten Vorsitzenden, und umgekehrt, der Herr Postdirektor wird mehr Augen und Ohren für seinen hübschen, blonden Sekretär haben, als für seine postalischen Obliegenheiten. Gegen dieses Hinüber- und Herüberneigen gibt es keinen Appell! Das ist die wahre Stimme der Natur, Herr Doktor Fowder! Was haben Sie hierauf noch zu erwiedern?“

„Still!" rief hier die Schülerin ihrem Lehrer herrisch zu, als dieser sich zu einer hastigen Erwiederung anschickte. „Lassen Sie mich diesen vorsintfluthlichen Mann widerlegen! Zuvor soll er sich aber noch definitiv als Bekenner eines überwundenen Standpunktes erklären. Wozu ist also nach Ihrer Meinung," sie stürzte ihr Glas entrüstet auf einen Zug hinab, „die Frau in der Welt?"

„Dazu, die entgegengesetzten Eigenschaften des Mannes durch die ihren zu ergänzen zu fruchttragender vollkommener Einheit!"

„Pah! Also in erster Linie sein Lastthier zu sein und zu bleiben!"

„Sie bringt den Erdenbeherrscher zur Welt, heischt die Natur —"

„Mit dem Verluste ihrer Gesundheit!" warf die junge Frau bitter und schwer gereizt ein.

„Sie gibt ihm Nahrung," fuhr Dreysing gelassen fort.

„Mit dem Verlust ihrer Schönheit, jawohl!"

„Sie pflegt seine hilflose Jugend —"

„Unter Aufgebung aller ihr zustehenden Lebensfreuden!"

„Aha!" lachte der Justizrath fein. „So weit hätte ich Sie also glücklich gebracht! Nun, meine zürnende Gegnerin, diese sämmtlichen drei Fakta lassen sich, so lange Frauen Frauen sind, nicht aus der Welt schaffen. Wenn Sie also darauf bestehen, Ihren Lebensberuf mit unbeschränkter Wahl zu erfüllen, frei und mannigfaltig, so schneiden Sie sich schmerzlich in Ihr eigenstes Fleisch, denn die Zeit der äußeren Reize beim Weibe ist kurz, die der Reizlosigkeit jedenfalls bedeutend länger, und so lange Männer

Männer sind, das heißt also für ewige Zeiten, werden dieselben bei solchen Anschauungen Ihrerseits auch nur nach dem äußeren Schein wählen. Wehe also Ihrem einsamen Alter! Thäten Sie auf diese Prognose hin, abgesehen von einigen vielleicht sittlich beschränkten Anschauungen, nicht besser, etliche Jahre der Freiheit einem sorgenlosen und angesehenen Lebensabend zu opfern? Die Männer, welche Ihnen die Aufhebung der Ehe predigen, werden wahrlich die Letzten sein, welche sich unnöthiger Weise eine verblühte und kränkelnde Gefährtin nehmen wollen. Hier haben Sie abermals die gepriesene Stimme der Natur!"

„Wenn jedem Weibe nach ihren Bedürfnissen eine entsprechende Rente vom Staat zugesichert würde, so käme Angst vor der Zukunft gar nicht in Betracht. Das wäre ein Haupterforderniß und liegt als solches meinem nächsten Vortrag zu Grunde," sagte Doktor Fowder pathetisch. „Wenn wir Männer für geleistete Dienste eine Staatspension erheben, warum die Frauen nicht auch?"

„Dieser letzte Gedanke kann jedenfalls Anspruch auf Originalität machen," lachte Dreysing. „Wie bei uns die Zahl der Dienstjahre, fiele dort die Kinderzahl in's Gewicht. Sagen wir pro Kopf rund dreihundert Mark jährlich, so ließe sich bei gesunden Anlagen und gutem Willen eine ganz bequeme Existenz führen. Aber wohin nun mit den lieben Kleinen, wenn ich fragen darf? Wer sorgt für die Kinder?"

„Herr Justizrath," rief der Graf empört, „ist das eine Sache, die man in dieser Weise entheiligen darf?" Er dachte an die sanften Liebkosungen seiner heimgegan-

genen Mutter und den zärtlichen Stolz seines ritterlichen Vaters.

„Warum denn nicht, so lange ein Mitglied des schönen Geschlechtes Interesse daran findet? Ruhig, lieber Graf!"

Frau Mechelmann hatte sich eine Cigarrette angezündet, die Fowder ihr dargereicht, und ringelte kleine Rauchwolken in die Luft. „Sagen Sie den Herren doch Bescheid, Herr Doktor, sonst könnten sie wähnen, uns in die Enge getrieben zu haben!"

„Wer anders als der Staat!" erwiederte Fowder achselzuckend.

„Ja, der hat allerdings breite Schultern! Aber ich möchte daran erinnern, daß unsere staatliche Ordnung auf den Grundpfeilern der Ehe erbaut ist. Stoßen Sie diese um, so haben wir eine Türkenwirthschaft, und vom regelmäßigen Auszahlen der gewünschten Pension dürfte dann wohl kaum die Rede sein. Auch ist mir nicht bekannt, daß der türkische Staat sich durch Kleinkinderbewahranstalten berühmt gemacht hat."

„China, China ist Ihr Eldorado, mein Herr," sagte Freiberg, sein schönes Antlitz Fowder zum ersten Male zuwendend, „dort wird mit jungen Hunden und kleinen Kindern der nämliche kurze Prozeß gemacht: sie werden einfach ersäuft. Herr Justizrath, gestatten Sie mir, Ihnen für heute Abend Lebewohl zu sagen!"

„Warten Sie, ich komme mit!"

„In die Flucht geschlagen!" rief Frau Mechelmann, ihrem Nachbar lachend zunickend. „So müssen alle unsere Feinde enden!"

„Neue Vorstellungen machen auf die Mehrzahl der Menschen denselben Eindruck, wie ein zu steif gestärkter Halskragen und unbequeme neue Stiefeln," gab Fowder vertraulich flüsternd zurück.

Dreysing und Freiberg erhoben sich. Letzterer schritt mit kaum merklichem Gruß an dem Paar vorüber, der Justizrath dagegen blieb nicht ohne Interesse vor der jungen, hübschen Frau stehen.

„Wenn wir uns nicht wiedersehen sollten, möchte ich Sie an das weise Wort erinnern: Herr, schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden," er wies auf sich und den Grafen, „werde ich mich schon selber schützen! Ihrem Knaben übrigens gute Besserung!"

„So, jetzt soll's erst gemüthlich werden!" sagte Fowder, als beide Herren verschwunden waren, seinen Stuhl dicht an den seiner Jüngerin heranrückend. „Kellner, noch eine Flasche Sekt!" —

Unterdessen eilte der Graf verstimmt seiner Wohnung zu. Er hatte sich über die Aeußerung des Justizraths schwer geärgert, daß jede Narrheit, auch diese, nur seine Lachmuskeln reize.

„Wenn Dreysing im Ernst behaupten kann, daran ein Vergnügen zu haben, so frage ich, mit welchem Rechte er mir heute mißtrauisch, ja feindselig entgegentrat? Als ob ich nicht mit allen Kräften gestrebt hätte, die Ehre der geliebten Frau vor ihren Feinden sicher zu stellen? O, Irmengard, daß ich Dich wiederfände, daß ich an Deiner Brust, in Deiner Liebe den Lohn so vieler schlummerlosen Nächte empfinge! Dieses fieberhafte Pochen meines Her-

zens will nicht an Deiner Treue verzweifeln, es stellt Dich in diesem Augenblick mir wieder so nahe, so nahe wie damals, als Du mit bewegter Stimme meinen Frühlingstraum zum Ausdruck brachtest!" Er drückte die Hand gegen seine Augen. „In jener Stunde gehörtest Du bereits mir an — wir wußten es Beide!" —

Das Licht in seinem Schlafzimmer erlosch. Aber noch fand Freiberg keine Ruhe. Es lag wie ein Alp auf seiner Brust, ein unbewußtes Vorgefühl von kommenden Dingen, welche den Geist mit dumpfem Druck belasten. Jahre lange Vorstellungen nahmen in der nächtlichen Finsterniß immer hellere Farben an, bis ein Bild von so rührender, überwältigender Schönheit geschaffen war, daß der wache Träumer sich daran bis zur Seligkeit entzückte. Irma, die Reine, von ihrem Stolze in Dürftigkeit Gejagte, zu hochherzig, um Opfer zu heischen, tauchte in schlichtem Gewande plötzlich neben ihm auf. Er sah ihre goldenen lockigen Haare, die Röthe tiefer Scham auf den erglühenden Wangen, er sah ihre blauen Augen verklärt und traurig zugleich auf sich gerichtet, kein Lächeln des Glückes, des Uebermuthes umspielte mehr den schönen Mund, nur fragend drängte sich ein banger Seufzer nach dem andern über die zitternden Lippen. O der Wonne, sie dann stürmisch zu umfangen, mit heißen Küssen die Zweifel ihrer Brust zu tilgen, den Eid der Treue, der hochgesinnten Liebe in ihre Hände niederzulegen, Stolz gegen Stolz, Triumph gegen Triumph!

Der Graf athmete schwer wie im Fieber. Es brauste ihm Heine's Sang fort und fort durch die entzückten Sinne:

„So tief, meertief also,
Verstecktest Du Dich vor mir
Aus kindischer Laune,
Und konntest nicht mehr herauf
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde Dich suchte,
Und immer Dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene,
Du Endlichgefundene!" —

Der kommende Tag brachte Abhaltungen genug, um es Freiberg unmöglich zu machen, Dreysing während der Vormittagsstunden aufzusuchen, und ein Diner im Kreise einer Familie der hohen Aristokratie nahm ihn bis zum anbrechenden Abend vollends in Anspruch.

Die Dame des Hauses, Gemahlin des italienischen Legationsrathes v. Passevini, fand an dem ernsten jungen Mann augenscheinlich großes Gefallen, wenigstens bezeigte sie ihm ihr Wohlwollen durch jene Bevorzugung, welche die Gesellschaft nach stillschweigendem Uebereinkommen dem Vornehmsten oder Liebenswürdigsten zugesteht: sie lud Freiberg bei Tafel an ihre Seite. Hier inmitten seiner Standesgenossen, deren selbstbewußte Zurückhaltung jedes Ueberschreiten gezogener Grenzen unmöglich machte, angeregt von dem leichtfließenden Geplauder seiner Nachbarin, welche diskret, aber unablässig bemüht war, die gesellschaftlichen Talente eines jeden Gastes in das beste Licht zu stellen, wirkten die am verflossenen Abend erhaltenen Eindrücke noch einmal und zehnfach verstärkt in Freiberg nach. Eine

Parallele zwischen Frau v Passevini und Luise Mechelmann erfüllte ihn mit zorniger Verachtung gegen sämmtliche Freiheitsstreberinnen, und ein Vergleich, welcher sich ihm wider Willen zwischen der kindlichen Heiterkeit Irmengard's und dem sinnlichen Uebermuth dieser Gleichheitspriesterin aufdrängte, ließ ihn den Stab brechen über alle Frauen, welche das Urtheil der Welt herauszufordern wagen.

„Nun, lieber Graf," sagte Frau v. Passevini lächelnd, ihre dunklen Augen auf sein sprechendes Antlitz heftend, „welches Problem beschäftigt Sie so lebhaft, daß Sie die interessante Mittheilung unseres verehrten Präsidenten überhören konnten?"

„Ich bitte um Verzeihung, Frau Baronin, aber kein Problem, zu dessen Auflösung man erst durch eine Reihe von Schlüssen gelangen kann, fesselte meine Gedanken. Vielmehr war es ein moderner Schwindel, dessen Widersinnigkeit auf der Hand liegt: Die Frauenemanzipation!"

„Ach, lassen wir dieses unerquickliche Thema bei Seite!" rief die verwöhnte Südländerin, deren Geist sich mit tiefer liegenden Fragen nicht gern beschäftigte. „Das ist Sache der Gelehrten und des großen Haufens!"

„In einer Hinsicht haben Sie Recht, Frau Baronin," entgegnete der Chef des Oberlandesgerichts, Herr v. Exleben, schnell, „Damen Ihres Standes muß diese brennende Frage ewig fern liegen. Man kann nicht beurtheilen, was man nicht kennt. Wer immer satt war, lacht über den Hunger Anderer, und wer einen warmen Pelz besitzt, weiß nicht, was Kälte ist!"

Die Hausfrau drohte ihm scherzend über die Tafel hinweg. „Sie Undankbarer! Habe ich nicht diesen tiefsinnigen jungen Mann um Ihretwillen gescholten, weil er nicht weiß, welches musikalische Genie in Ihnen steckt, und weil er von der beglückenden Perspektive, welche Sie unseren etwas monotonen Abenden für die nächste Zeit eröffneten, keine Notiz nahm?"

„Sehr gnädig in der That, wenn es nicht von Seiten des Herrn Grafen Hochverrath gewesen wäre, neben einer solchen Nachbarin in Träumerei zu versinken!"

„Wovon war denn die Rede?" fragte Freiberg eifrig.

„Zur Strafe sollen Sie jetzt erst meine Neuigkeit in Empfang nehmen!" scherzte Frau v. Passevini, während sie mit gesuchter Langsamkeit eine Mandel verzehrte. „Nur Geduld!"

„Ich brenne vor Verlangen!" betheuerte der Graf lachend. „Gewiß und wahrhaftig!"

„Vielleicht dürfte ich inzwischen —" neckte Herr v. Exleben seine liebenswürdige Wirthin.

„Kein Wort! Bei meiner Ungnade! Diese sensationelle Nachricht soll den Grafen meinem Hause dankbarlichst verpflichten."

„Frau Baronin, Sie beschämen mich!"

Die Mandel war verzehrt. Frau v. Passevini schob den kleinen, bunten Teller zurück und begann ein ihr unentbehrliches Fächerspiel, welches ihre vollen Arme sowie die schöngeformten Hände zur besten Geltung kommen ließ.

„Wenn ich sagte, daß es meine Absicht sei, Sie unserem

Hause," hier wies sie mit zuvorkommender Kopfbewegung auf den Legationsrath v. Passevini, welcher zwischen Herrn v. Erleben und seinem ersten Sekretär Platz genommen hatte, „zu verpflichten, so drücke ich damit vielmehr die Hoffnung aus, daß Sie mir in der Erfüllung einer schweren Pflicht ritterlich zur Seite stehen wollen!"

Sie blickte fragend zuerst über die ganze Tafelrunde, bis ihre Augen auf Freiberg haften blieben.

„Bedarf es einer Versicherung, Frau Baronin?" erwiederte dieser galant.

„Sehr gut! O, ich sehe der Zukunft bedeutend erleichtert entgegen! Nun also: wir erwarten in den nächsten Tagen den Besuch einer Nichte meines Gemahls —"

„Vergiß nicht hinzuzufügen, meine theure Bella," schaltete Herr v. Passevini dazwischen ein, „daß Deine Nichte jung, schön und geistig ungewöhnlich begabt ist!"

„Ja doch, ja!" seufzte die Baronin. „Das Letztere beunruhigt mich ja ohne Ende! Dieses wunderbare Mädchen interessirt sich für die Genüsse der großen Welt gar nicht, Scherz und Spiel sind ihr verhaßt, und die leichtlebige männliche Jugend, ja, meine Herren, ich darf es nicht verschweigen, hat von ihr nur die abweisende Kälte der allerfrostigsten Göttin Minerva zu gewärtigen!"

„Meine theure Bella, Du siehst zu schwarz!" beruhigte der Legationsrath seine in der That zaghafte Gemahlin.

„Gäbe es der Himmel! Mir bangt schon im Voraus vor ihrer scharfen Kritik meiner kleinen harmlosen Freuden! Graf Freiberg, ich zähle zuversichtlich auf Ihren Beistand!"

„Als ob mir etwas Besseres bevorstünde als meinen Altersgenossen! Ich fürchte, Frau Baronin, Ihre Neuigkeit war nur erdacht, um meine Selbstliebe auf das Glatteis zu führen!"

„Nein, o nein! Sie sind für Ihre Jahre ein Musterbild von Tugend und Verstand! Die ganze Gesellschaft singt Ihr Lob. Wenn Sie, selbst ein halber Tanzverächter, bei solchen Vergnügungen es auf sich nehmen, meine schöne, geistvolle Nichte zu unterhalten —"

„Es wird mir zur hohen Ehre gereichen, Frau Baronin, Ihren Intentionen zu genügen," lächelte Freiberg, die dargereichte Hand der Legationsräthin an seine Lippen ziehend.

„Herzlichen Dank!"

„Er liegt in dem Erfolg meiner Mission! Darf ich jetzt noch einmal um Ihre Neuigkeit bitten, Herr Präsident?"

Herr v. Erleben zuckte schmerzlich die Achsel. „Unsere verehrte Wirthin hat sich grausam an meinem gutgemeinten Beispiel gerächt, indem sie ihrer phänomenalen Anverwandten zuerst Erwähnung that. Welcher Reiz liegt nun noch in dem Namen einer Künstlerin? Um mich also schnell mit meinem Verdruß abzufinden: Garda Menari trifft morgen Abend schon statt am künftigen Donnerstag aus Petersburg hier ein und eröffnet übermorgen bereits ihr dreimonatliches Gastspiel als Leonore im ‚Fidelio'!"

„Garda Menari?" wiederholte der Graf mit lebhaftem Interesse. „Man las viel von ihr in den Zeitungen!"

„Sie sind doch ein Musikenthusiast?" fragte Frau

v. Passevini scherzhaft. „Sonst hätten Sie es auf ewig mit Herrn v. Exleben verdorben. Ich sehe schon im Geist, wie er der schönen Sängerin — sie soll in der That hübsch sein — sein Haus zur Disposition stellt. Wahrlich, wir freuen uns bereits jetzt Alle auf Ihre nächsten Soiréen, Herr v. Exleben! Nur gut, daß keine Frau Präsidentin diese gefährlichen Paroxysmen am Ehestandsbarometer nachmessen und dämpfen kann!"

Der Legationsrath hatte bereits seine Serviette neben den Teller gelegt. Jetzt klappte auch seine Gemahlin ihren Federfächer zusammen. Der Diener schob den Stuhl geräuschlos zurück.

„Ich bitte die Herren, den Kaffee bei mir im Salon einzunehmen!" sagte Frau v. Passevini, während sie freundlich nach allen Seiten nickend die Verbeugungen ihrer Gäste in Empfang nahm. „Ihren Arm, lieber Graf!"

14.

Vierundzwanzig Stunden später war Garda Menari in der Residenz angelangt, und abermals vierundzwanzig Stunden später begann die Auffahrt einer fast unabsehbaren Reihe von Equipagen und Droschken vor dem Eingangsportal des Opernhauses. Dazwischen strömten von allen Seiten bescheidene Fußgänger eilfertig und erwartungsvoll hinzu. Glücklich, wer sein Billet unanfechtbar in den Händen hielt, denn die Kasse, von einem dichten Menschenknäuel umlagert, bot auch nicht die geringste Aussicht mehr auf das entlegenste Stehplätzchen. Der ganze hehre Musentempel, diese Hochburg der edelsten

Kunst, war trotz der hohen Preise lange vor Beginn der Vorstellung ausverkauft.

Der Reiz der Neugier nicht minder als die Sehnsucht nach den verheißenen Silbertönen einer schönen Frauenstimme hatten Balkon und Logen des ersten Ranges mit dem distinguirtesten Publikum der Residenz gefüllt. Gleich einer vielfarbigen Rosenguirlande umzog ein reicher Damenflor im Halbkreis den glanzerfüllten Raum, und wo ein Haupt sich zur Seite neigte, leuchteten Brillanten auf und sandten ihre funkelnden Strahlenblitze in die neidischen Augen so vieler sehnsüchtig darnach Verlangender. Die Magie des Wahnes beginnt schon vor dem Aufzug des Vorhanges in empfänglichen Herzen zu wirken, wenn sich Alles, Duft, Farbe, Licht, Flüstern und geheimnißvolles Rauschen vereint, um sinnberückend mit den ersten Tönen der Einleitungsmusik zu verschmelzen, vor Allem, wenn diese Töne die Fidelio-Ouvertüre einleiten.

Noch unter der ersten sanft verhallenden Fermate erschien der königliche Hof in seiner Loge. Frau v. Passevini erhob sich alsobald von ihrem Sitze, welchen sie zwischen ihrem Gemahl und Herrn v. Exleben inne hatte, um sich über die Toiletten der fürstlichen Damen genau zu orientiren, als sie plötzlich lebhaft nickend nach dem Proscenium hinüberschaute. Ihr scharfes Auge hatte Botho Freiberg schnell erkannt. Einladend bewegte sie ihren silbergestickten Fächer gegen den jungen Mann, als halte sie eine Mittheilung der wichtigsten Art für denselben bereit.

Der Graf verbeugte sich zustimmend. „Ohne Zweifel," murmelte er lächelnd bei sich, „handelt es sich wieder um die gefürchtete Anverwandte, deren ernstere Lebensanschauung der leichtherzigen Weltdame so schwere Skrupel verursacht. Ich wünschte, Dreyßing übernähme dieses Ehrenamt für mich! Sein naturwüchsiger Realismus würde am schnellsten die schadhafte Wurzel dieser frühreifen Philosophin bloßlegen. Ach, wie gleichgiltig, wüßten es nur Alle," seufzte er, sich nach der Bühne wendend, über welche der Vorhang jetzt emporflog, „erscheint mir das ganze weibliche Geschlecht, seitdem ich Irmengard verlor!"

Der Graf, erfüllt von diesem Gedanken, lehnte sich tief in seinen Sessel zurück, senkte die Augen zu Boden und ließ sein empfindungsreiches Herz auf den Wogen einer unsterblichen Musik willenlos treiben, als plötzlich ein lauter und langanhaltender Applaus ihn widerwillig seiner Träumerei entriß. Fidelio hatte die Bühne betreten.

Eine herrliche, jugendfrische Erscheinung in schlichter Knabentracht, stand Garda Menari in der Mitte der Scene.

Freiberg hatte nur flüchtig aufgeschaut. Er kannte die Oper gut genug, um zu wissen, welche Nummer jetzt folgen mußte, das Quartett: „Mir ist so wunderbar" — Sein Augenglas blieb unberührt.

Seinen stillen Gedankengang wieder aufnehmend, riß eine jähe Unruhe den Faden plötzlich mitten entzwei. Ein seltsames Zucken und Beben in allen Fibern zwang seine Aufmerksamkeit jenem Weibe zu, das mit einer Fülle

süßester Töne Aller Herzen begeisterte und rührte. Welch' eine Stimme! Aber wunderbar, der Graf glaubte sich sinnverwirrt, er kannte diese Stimme, ja, er hatte sie schon gehört — kein Irrthum! Aber wo? Wann? Im Traum? Weit beugte er sich über die Brüstung der Loge, sein Auge hing starr und immer starrer an Garda Menari's liebreizendem Munde. Diese Täuschung war Höllenspuk! Er riß sein Glas mit leidenschaftlicher Gewalt an die Augen. Ein Moment noch, und Freiberg sank zurück.

Garda Menari war — Irmengard, seine tief betrauerte, heiß bemitleidele, sehnsüchtig gesuchte Irmengard!

Da flammte Zorn und vorwurfsvolle Bitterkeit wild in ihm empor. Genarrt von Jahre langem Wahn, hintergangen von liebgewonnenen Bildern, sah der Graf mit einschneidendem Schmerz die Gestalt seiner Träume versinken. Irma, seine Irma eine Sängerin — eine Theaterprinzessin! Er fühlte sich erkältet, abgestoßen bis in's innerste Mark. Fast verwirrt hielt er Umschau in den athemlosen Reihen, als könne er diese andachtsvolle Aufmerksamkeit nicht begreifen. Aber die Gewalt der sich immer kühner, fesselloser aufschwingenden Töne zog ihn unwiderstehlich in den Bann des zauberschönen Weibes zurück. Ihr heißes Flehen zur Hoffnung riß die empfangene Wunde schmerzlich tiefer . . .

Der Graf zuckte zusammen. Irmengard hatte zu ihm aufgeschaut. Nein, er wollte nicht mehr von ihr erkannt sein, nie, nie mehr! Aber indem er es dachte, bog er sich unwillkürlich jenem strahlenden Blick näher entgegen,

der wieder und immer wieder den seinen suchte. Welche Wandlung! Freiberg hörte allmählig auf, sich von seinen Empfindungen Rechenschaft zu geben. Die tyrannische Macht des Genie's, sein jugendlich wallendes Blut, ja selbst der eigene ursprüngliche Widerwille umgarnten ihn mit süßen Banden, ließen ihn fürchten, zittern und zuletzt beglückt sein in dem Gedanken, daß er dieses reizvolle, viel bewunderte Weib in kurzer Frist liebkosend am Herzen halten werde, einsam und ungestört. Nicht entfernt tauchte ihm ein Zweifel auf, ob das, was er für Irmengard momentan fühlte, wahre Liebe sei oder nur plötzlich aufflammende Leidenschaft.

Der Vorhang fiel — die Oper war zu Ende. Das Publikum, gesättigt von erhaltenen Eindrücken und Beifallsbezeugungen, erhob sich.

Freiberg schaute flüchtig zur Loge hinüber, wo Frau v. Passevini sich noch angelegentlich mit dem begeisterten Präsidenten v. Erleben unterhielt, während der Legationsrath vergebliche Anstrengungen machte, den buntgestickten Theatermantel seiner Gemahlin um deren Schultern zu legen. Ihrer stummen Aufforderung jetzt noch nachzukommen, fiel dem Grafen nicht ein. Er eilte vielmehr nach einer Seitenpforte des Theaters, woselbst der Wagen für Garda Menari bereit stand. Zwei Frauengestalten traten auf die Straße hinaus, Beide dicht verschleiert und umhüllt gegen die kalte Nachtluft. Er konnte Irmengard nicht unterscheiden, nur an der Stimme, mit welcher sie einen Befehl ertheilte, erkannte er die Längstgesuchte. Kaum war der Schlag zugeworfen, als Freiberg einen vorüberrollenden

Fiaker anhielt und hineinspringend dem Kutscher befahl, jenem ersten Fuhrwerk auf der Spur zu bleiben.

Fast gleichzeitig hielten beide Gefährte vor einem stattlichen Hause an, dessen Beletage durchweg hell erleuchtet war. Garda Menari sprang leicht wie ein Vogel zur Erde, und den Moment benutzend, wo die Zofe noch mit dem Garderobenkorbe beschäftigt war, eilte der Graf seiner Geliebten nach in den Flur und weiter, die Stufen hinauf, durch das offen gelassene Entrée in den mit Behaglichkeit ausgestatteten Salon.

Die junge Frau, noch erregt von den Erfolgen ihrer herrlichen Leistung, bestürmt und gemartert von überwältigenden Erinnerungen, welche Freiberg's unvermutheter Anblick in ihr wachgerufen, fühlte beim Eintritt in ihr stilles Reich eine unbeschreibliche Leere wie eine Todtenhand über ihr heißes Herz schleichen. O, jetzt allein bleiben zu müssen, wo sie den Freund mit vollster Inbrunst herbeisehnte!

Hastig schleuderte sie den Mantel bei Seite, die weißseidene Kapuze, daß ihr nur lose aufgestecktes Haar entfesselt über Schultern und Nacken floß, dabei warf sie einen Blick in den Pfeilerspiegel, und —

„Freiberg!“ schrie sie auf. „Botho Freiberg!“

Der Graf war Mann, jung und leidenschaftlich. Er überhörte die sonst rege Stimme der Pflicht und der Vernunft in diesem himmlischen Freudenruf. Zu Irmengard stürzte er, und ihre beiden Hände an die Lippen pressend, sank er zu ihren Füßen nieder und drückte seine fiebernde Stirn in die kühlen Falten ihres Gewandes.

Mit feuchten Augen, sprachlos vor Bewegung, stand

sie, sich tief über ihn beugend, das schöne Antlitz verklärt von dankbarem Entzücken. Er schaute auf. Sie lächelte, während eine Thräne schwer an den dunklen Wimpern hing, aber die Lippen zitterten dabei.

„Ich habe Sie nie vergessen," flüsterte Irmengard leise, mit sanfter Gewalt ihn emporziehend, „nie!"

„Und ließest mich suchen nach Dir bis zum Lebensüberdruß!" stieß er fast zornig hervor, indem er ihre Rechte an sein pochendes Herz legte. „Aber Du dachtest nicht an meine Hoffnungen, nur an Dein Glück, Du gingst in die Welt, um frei zu werden, und mich zwangst Du in unzerreißbare Fesseln, Du fandest Freude auf Deinem Pfad, und ich suchte Dich in Trauer. O Irmengard, Jahre hindurch zitterte ich für Dich —!" Er brach plötzlich ab und überschaute ihre herrliche Erscheinung mit leuchtenden Blicken. „Kann ich's denn fassen, daß Du vor mir stehst? Nein, ich träume! Wie ein Betäubungstrank lähmt Dein Athem mein klares Bewußtsein!"

„So erwachen Sie!" rief Irmengard, und wie damals schmolzen Scherz und Rührung in ihr zusammen. „Ich trage an meinem eigenen Glück vollauf genug, das Ihre kann ich nicht noch auf mich nehmen. Zwingen Sie durch diesen einen Lebensbeweis Ihren Glauben an meine thatsächliche Existenz zurück!" Sie legte ihren Arm in den seinen und schritt neben ihm her zu einem kleinen Eckdivan, über welchem eine breitblätterige Palme wie ein grünes Schirmdach schwankte.

„Erzähle mir," bat er leise, „von jener unglücklichen Stunde an!"

Sie schüttelte nach alter, siegesgewisser Weise das blonde Haupt.

„Jetzt nicht, erst wollen wir uns völlig überzeugen, daß wir Menschen sind und nicht abgeschiedene Geister. Susanne soll den Thee auf diesem Tischchen serviren. Graf Freiberg," sagte sie mit verändertem Ton und selbstbewußter Haltung, „so sollte es sein bei einem Wiedersehen, Sie mein Gast, ich nicht der Ihre!"

Gleich darauf fiel sie in liebenswürdige Plauderei zurück, fragte Tausenderlei über die heutige Vorstellung und schalt Freiberg, daß er nicht eher auf den Einfall gekommen sei, aus dem Namen Irmengard den Künstlernamen Garda Menari zu bilden.

Der unsagbare Reiz dieses Beisammenseins erhob den jungen Mann auf den Gipfel der Begeisterung. An seiner Seite ruhte die Geliebte. Ein süßer Duft von Hyazinthen und Veilchen durchschwebte das stille Gemach und vermischte sich mit dem aromatischen Hauch, welcher Irmengard's glänzenden Locken entstieg. Das monotone Summen des Theekessels klang wie die Stimme eines Märchenerzählers, und wie Beifall nickend hoben und senkten sich die Palmenwedel über dem Haupte des völlig Verzauberten. Dazwischen sah er Irmengard's blaue Augen liebevoll auf sich ruhen, berührte ihre schlanke Hand, wenn sie ihm lächelnd die gefüllte Tasse reichte, und fühlte elektrische Ströme durch seine Glieder rinnen, als ihr Arm unter seinem heißen Blick zu beben begann.

„Sehen Sie," sagte die junge Frau, während Susanne die zahlreichen Bouquets, welche man der gefeierten Künst-

lerin auf und hinter der Scene überreicht hatte, geschickt in Vasen ordnete, „sollte man nicht glauben, daß Kunst und Blumenpracht einerlei sei? Und doch würde Dreyßing sagen: sie haben nur das Eine gemein, schnell vergessen zu werden! O, auch ich besitze darin schon einige Erfahrung! Aber die Gluth des Enthusiasmus ist dennoch so mächtig in mir, daß sie mich über alle Intriguen, über alle Vorurtheile hinwegreißt. Ich bin stets, was ich darstelle. Dauerte die Vorstellung ein ganzes Leben, ich würde stets Fidelio sein und bleiben."

„Das Urbild hingebender Liebe, Irmengard!" warf er zärtlich ein.

Sie erröthete. „Soll ich daran glauben, daß es überhaupt ein solches gibt?" fragte sie mit einem tiefen Sehnsuchtsseufzer. „Habe ich es in Ihnen gefunden? Ist das, was seit jener nächtlichen Abschiedsstunde mir wie ein Hoffnungsstern vorgeschwebt hat, Ihre Liebe, nicht erloschen im Wechsel der Zeiten? Ich kann Ihnen nicht verhehlen," rief sie, in übermüthiger Freude emporspringend, „daß mein Stolz stärker war als dieses unruhig schlagende kleine Ding hier, welches statt vorwärts zu eilen, immer wieder rückwärts drängte. Graf Freiberg und eine Bettlerin, die seinem Edelmuth ewig Dank schuldet! Und Graf Freiberg im Wettlauf mit anderen seines Gleichen, ein dankerfüllter Sieger! Was meinen Sie, Botho, war diese Metamorphose nicht eines Versuches werth?"

Er hatte nur Augen für ihr süßes Lächeln, nur Ohren für den Silberklang ihrer Stimme, der tiefe Sinn dieser letzten Frage entging ihm.

„Du gehörst mir unverbrüchlich an," erwiederte er, sie wieder zu sich niederziehend. „Der Wettlauf ist zu Ende. Zwei lange Jahre, Du herrliches, geliebtes Weib, hast Du mich durch Stadt und Land gejagt, jetzt gönne mir die Ruhe der Seligen an Deiner Seite!"

„Genug, genug!" rief sie, halb verlegen ihre Hände befreiend. „Sie sollen Ihren Willen haben, denn jetzt werde ich erzählen und Sie schweigend zuhören. Es gilt dem Märchen von dem häßlichen kleinen Entlein, welches sich zuletzt doch als Schwan entpuppte. Erinnern Sie sich unseres damaligen Zwiegespräches? Gut! Bleiben Sie auf dieser Stelle sitzen, ich rolle mir einen Sessel heran. So! Gerade gegenüber, denn sehen Sie, wenn ich mit Jemand spreche, so muß ich auch in sein Gesicht sehen können! Man sagt zwar, selbst das Antlitz könne eine einzige große Lüge sein, aber dies glaube ich nicht. Wenn es so scheint, kommt es nur daher, weil wir es falsch entziffern."

„Willst Du Wahrheit sehen, so blicke mir in's Auge, Du findest nichts darin als Dein Bild," unterbrach er sie zärtlich. „Das ist die Wahrheit meiner Liebe!"

Sie warf ihm muthwillig eine Rose zu, in deren Kelch sie zuvor ihre Lippen gedrückt.

„Ich sehe schon, wenn ich ungestört sprechen will, muß ich Ihnen ein Spielzeug geben. Ein tollkühner Jüngling hat einmal einen Hymnus auf meine Lippen gemacht, wofür er von mir in einem Gegenhymnus auf seinen Flaumbart gegeißelt ward, daran muß ich stets denken, so oft ich eine Centifolie sehe. Doch nun zur Sache!" Sie ward plötzlich ernst, blickte vor sich nieder und begann

leise zu sprechen, als gälte es eine wunde Stelle möglichst sanft zu berühren. „Ich entfloh einem widerrechtlichen Zwang in früher Wintermorgenstunde. Es war mir wie im Traum zu Muthe. Hatte mich mein eigener Wunsch oder der Zufall nach der Residenz geführt, ich weiß es heute, jetzt in dieser Stunde noch nicht! Das lähmende Gefühl überstandener schwerer Krankheit war jedenfalls verschwunden, und freiheitsberauscht näherte ich mich der Stätte meiner glücklichen Kindheit. Weshalb sollte ich nicht hoffen und der Kraft vertrauen, welche so lebendig mir im Busen Trost einsprach? In den nächsten Stunden," fuhr Irmengard spöttisch fort, „hatte ich nun reichliche Gelegenheit, Charakterstudien zu machen. O Himmel, wie die ehemaligen Freunde meines Oheims ihre Zeit, ihre Mühe, ihre Börsen vor der Hilfesuchenden verwahrten! Aber gerade daran stählte sich mein Muth, wenn auch heiße Thränen über diese erste bittere Lehre flossen. Ja, mein Optimismus ist leider so hartnäckig, daß ich selbst heute noch von allen Menschen am liebsten das Beste glaube. Von Ihnen auch!" nickte sie Freiberg schelmisch zu.

„Irmengard, gib den fremden Ton gegen mich auf!"

„Still doch! Ich habe noch so unendlich viel zu erzählen, daß ich fürchte, wir tauschen die Rollen des Wilhelm und der Marianne in Wilhelm Meister's Lehrjahren einmal um: ich plaudere, und Sie kämpfen mit dem Schlafe."

Gleich darauf bereute die junge, unbedachte Frau das gefährliche Gleichniß, denn sie sah den Grafen auf's Neue

ihr zu Füßen stürzen, indem er ihre Schulter heftig küßte.

Was Irmengard auch fühlen mochte, sie richtete sich stolz empor.

„Das ist gegen die Abrede, Graf! Ich glaubte mich in der Obhut meines künftigen Gemahls wohl geborgen. Noch eine solche Vergeßlichkeit, und der Schluß meiner Lebensgeschichte dürfte Ihnen verborgen bleiben!"

„Ich war wahnsinnig," flüsterte er, sich verwirrt erhebend. „Warum beschworst Du dieses Bild herauf?"

Sie sah ihn mit glänzenden Augen stumm, aber vorwurfsvoll an, dann fuhr sie in ihrer Erzählung fort.

„Ich beschloß mein Malertalent auszubilden, und zwar in Dresden. Denken Sie, welch' großartige Idee, mit ebenso viel Goldstücken in der Tasche als Jahren auf dem Haupt — just zwanzig — allein und unbeschützt, Raphael's Nachfolger werden zu wollen! Natürlich schrumpften meine Riesenerwartungen vor dem gestrengen Blick des Meisters zusammen. Dutzendwaare im besten Fall! Von königlicher Freistelle keine Rede! Es gab freilich noch eine Möglichkeit, das Wohlwollen eines zweiten unverheiratheten Direktionsmitgliedes zu erlangen, aber," sie preßte die Zähne zusammen und schlug die Wimpern nieder, „ich habe den Versuch dazu nur einmal gemacht, der Preis war mir zu hoch. An jenem Abend," fuhr Irmengard mit unsicherer Stimme fort, „stieg der Haß gegen den Vergifter meiner Seelenruhe, gegen Hans Meischick, glühender denn je in mir empor. O, daß er Recht haben mußte, daß die thörichten, abscheulichen Menschen ihm die Macht in die

Hände legten, meine stolze Zuversicht zu verhöhnen! Ich litt unter meinem persönlichen Mißgeschick minder, als unter diesem mich unsäglich marternden Bewußtsein!"

„Ein Wink, und ich wäre bei Dir gewesen!" unterbrach er sie erregt.

„Um mich vollends zu demüthigen!" rief Irmengard, das schöne Haupt abweisend zurückwerfend. „Nein, dieses Letzte ersparte mir ein gütiges Geschick. Was nun folgt, klingt fast romanhaft. Lady Milford, seligen Angedenkens, wandelte auch einst verzweifelnd an den Ufern der Elbe und überlegte, was tiefer sei, ihr Kummer oder die glitzernden Wasser drunten, und sehen Sie, dasselbe that auch ich!"

„Irmengard," rief der Graf erbleichend, „sage, daß die Erinnerung an mich und meinen ewig unheilbaren Schmerz Dich von diesem grausamen Vorhaben zurückhielt!"

„Soll ich lügen? Nein," rief sie aufathmend, „nicht Liebe zwang mich in das Joch des Lebens zurück, sondern der Gedanke," sie hielt flüchtig inne, dann schleuderte sie die schwere Lockenfülle heftig in den Nacken und drückte ihre Hände gegen die Brust, „der Gedanke an Hans Meischick's Triumph, welchen er neben meiner Leiche gefeiert haben würde! Dazu reichte meine Ueberlegung noch aus in der bittersten Verzweiflung, daß ich lieber Hunger und Elend ertragen könne, als sein Mitleid. Schon die Vorstellung seines unbarmherzigen, hochmüthigen Lächelns, wenn er sich über meine armselige Gestalt neigte, jagte mir belebenden Trotz durch das träge rinnende Blut. Ich wollte

siegen über seine Vorurtheile und meinethalben dann siegend untergehen!"

Dieses Geständniß entfachte Freiberg's Eifersucht.

„An ihn zu denken nur," rief er empört, „der Dich, die Blume seines unfruchtbaren Daseins, mit der Wurzel aus dem steinernen Boden seines Herzens riß, ist Hochverrath an meiner Liebe! Den Mann, welchen ich hasse mit dem Recht Jahre langer Ueberzeugung, sollst Du nie wieder in meiner Gegenwart nennen, nie! Versprich es mir, schwöre es! Er ist todt für mich und für Dich!"

Irmengard kräuselte spöttisch die Lippen. „Bedarf es solcher Versicherung? Doch Sie können freilich nicht wissen, was ich dem Hasse gegen diesen Zuchtmeister verdanke: Alles, meinen Ruhm, meine Ehre, meine Gesundheit, mein reines, unbeflecktes Gewissen! Und ich sollte diese allmächtige Triebkraft erlahmen lassen, die mich vom Bodensatz des Lebens bis auf seinen Gipfel trug, die mich über Fürstinnen erhebt, weil sie mir ein Diadem um die Stirne flechtet, das kein Juwelier der Welt je zu schmieden vermag? O, sie soll nie in mir ersticken, als in Ihren Armen, mein Freund, da darf ich den Zwang ablegen, denn ich habe nichts mehr von mir selbst zu fürchten!"

Sie reichte ihm über den Tisch die Hand, welche er mit stürmischer Zärtlichkeit an seine Lippen drückte.

Als er dieselbe freigab, lachte Irmengard hell auf. „Bei so viel eingeschobenen Paragraphen dürfte meine Erzählung bis zum Morgen währen. Die arme Susanne schläft schon ganz fest in der Nebenstube. Horch, es schlägt Mitternacht! Drum also zum Schluß. Geben Sie mir

das rothe Tuch herüber, mich fröstelt," fügte sie, leicht erschauernd, hinzu.

Als er neben ihr stand, umfaßte sie liebevoll seine Rechte. „Mein theurer Freund, wie glücklich bin ich heute!" Ahnte sie den Wonneschauer, welcher das hochgespannte Nervensystem des jungen Mannes durchzuckte, als er wieder an ihrer Seite stand? Nein, Irmengard's Seele hatte bei mannigfacher Erfahrung keusche Reinheit sich bewahrt, jene elastische Reinheit, welche jeden Eindruck ausgleicht, ohne eine Spur zu hinterlassen. Deshalb blickte sie auch jetzt freudig zu ihm auf.

„Darf ich den Schluß nicht zu Deinen Füßen vernehmen?" bat er mit heißem Flüstern.

„O, Sie Thor, wenn Ihnen dieses Kissen bequemer dünkt als jener Divan, mir kann's recht sein!"

Sie lehnte sich abermals in den Sessel zurück, während er ihre beiden Hände fest umspannt hielt.

„Heimgekehrt in mein kleines Zimmer, glaubte ich, das Herz müsse mir brechen vor Angst und Jammer in dieser entsetzlichen, engbegrenzten Einöde, die mir gegen meine ehemaligen glänzenden Räume wie ein kahles, düsteres Gefängniß erschien. Der Mond leuchtete schon in vollem Glanze, ganz so wie an jenem Abend, als Sie mir Ihre hübsche italienische Romanze erzählten, durch die Scheiben, da entdeckte ich plötzlich in der Ecke ein altes wurmstichiges Instrument, dem man in diesem Zimmer augenscheinlich das Gnadenbrod gönnte. Es sehen und wie erlöst darauf zustürzen, war der Impuls eines Momentes.

Die Saiten klangen entsetzlich dünn, aber es war nicht verstimmt genug, um unbrauchbar zu heißen. Zuerst, das können Sie denken, hämmerte ich verzweifelt auf der Klaviatur umher; was ich nur Rollendes und Tobendes wußte, mußten die armen vergilbten Tasten wiedergeben, die zuweilen ebenso jammervoll aufschrien wie meine Seele. Allmählig ermattet aber auch der wüthendste Orkan, und ich begann zu singen. Unseren schönen Frühlingstraum! Ihr Blick sagt mir, daß jener Abend auch Ihnen im Herzen lebendig geblieben ist. Nun gut, ich sang. Und als dieses Lied zu Ende war, begann ich ein anderes und wieder eines, die Stimme schwoll mir in der Brust an wie ein Schatz, der gehoben werden will. Und siehe, da klopfte die Wünschelruthe schon an meine Thüre. Ich sprang auf, als das Schloß sich leise öffnete. Wer trat ein? Ein kleines, dürres, altes Männlein, ganz wie im Märchen der Zauberer oder der verwunschene Prinz herein zu treten pflegt. Und er ward mir Beides. Die Welt nannte ihn einen Sonderling und Musiknarren, ich hieß ihn einen rettenden Gott!"

„Die Zauberin lockte den Zauberer," lächelte Freiberg, die Erzählung über der Erzählerin immer mehr vergessend.

„Auf seinen Rath, dem er großherzig die nöthigen Mittel beifügte, verließ ich bald darauf Dresden, um unter seinem Schutz nach Mailand überzusiedeln, wo ein Freund von ihm meine gesangliche Ausbildung übernahm. Alexis Weiler, so hieß der edle Menschenfreund, hat späterhin auch meine gerichtliche Scheidung von Hans

Meischick veranlaßt und den Rechtsgelehrten zu unverbrüchlichem Schweigen über meine Person und meinen Aufenthaltsort verpflichtet. Das Letztere ward bald überflüssig. Irmengard Meischick hatte ausgelitten, Carda Menari trat an ihre Stelle. Von Mailand gingen wir nach Paris, die letzte Feile an meine spielend erlernte Kunst zu legen. Hier traf mich der herbe Verlust des väterlichen Freundes. Nach seinem Tode stellte es sich heraus, daß er den Rest seines Vermögens zu meinen Gunsten verausgabt hatte. Nach den Lehrjahren trat die Wanderlust in ihr Recht. Von Paris eilte ich nach Wien, von Wien nach Petersburg. Von Petersburg endlich trieb mich mein Stolz hieher. Wie eine Verfehmte hatte ich flüchten müssen, wie eine Königin wollte ich wieder einziehen, und es ist mir über alle Erwartung gelungen!"

„Und von jetzt an wirst Du mir allein angehören," rief Freiberg glückberauscht, „die lauten Triumphe werden in stillen Liebesseufzern verhallen und Deine glänzenden Erfolge in meinen Armen ein seliges Ende finden. Was Tausende entzückte, Deine Schönheit, Dein Liebreiz, das schließe ich fortan in meines Herzens engsten Schrein. Frieden und Liebe wohnen nicht auf den Brettern, zur Schau gestellt entschwinden sie nur zu flüchtig. Laß uns die Grenzen der Empfindung in stiller Einsamkeit ermessen, laß uns zeugenlos begreifen, was Dein Lächeln mir unbegreiflich wonnig malt: ein schrankenloses Glück!"

Sie erhob sich lebhaft, obwohl sein Arm sie nicht mehr frei gab, dabei zitterte etwas wie Wehmuth oder Rührung durch ihre reizenden Züge.

„Selbst wenn ich dieses Opfer bringen wollte, so plötzlich könnte es nie geschehen. Für ein ganzes Jahr binden mich Kontrakte, und wollte ich sie lösen, ich bin nicht reich genug, die großen Summen zu zahlen."

„Aber ich! Davon kein Wort! O Irmengard, wie magst Du davon sprechen!" fiel er ihr fast zornig in die Rede.

Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter. Da war's um Freiberg's Ueberlegung abermals geschehen. Die schlanke Gestalt des jungen Weibes zum ersten Mal am Herzen haltend, vergaß er momentan, was als unumstößlicher Grundsatz, als halb eingestandener Widerwille gegen Irmengard's Beruf auf's Neue in ihm lebendig geworden war. Sie fest und fester an sich schließend ließ er die Sehnsucht langer Jahre in einem glühenden Kuß auf Irmengard's Stirne ausströmen.

Sie entwand sich ihm feuchten Auges. „Genug, Botho, genug! Ich fühle mich ermattet — mir ward an Deiner Brust fast bange. Morgen, morgen sehen wir uns wieder und alle Tage, mein theurer, treuer Freund!"

„Zu welcher Stunde finde ich Dich, Geliebte?"

„So oft ich zu Hause bin, so oft findest Du mich an dieser nämlichen Stelle. Wie viel habe ich Dich noch zu fragen, unbeschreiblich viel! Für heute gute Nacht, Botho! Gute Nacht!"

Sie drängte ihn anmuthig scherzend nach der Thüre.

„So träume wenigstens von mir, wie auch meine Gedanken nicht von Dir weichen werden," flüsterte er mit einem letzten zitternden Druck ihrer weißen Hand, und lautlos fiel der Vorhang hinter ihm zusammen.

15.

Kein Stern leuchtete am Firmament, als der Graf in die kalte Nachtluft hinausstürmte, dafür glühte und funkelte der Stern jenes blumendurchdufteten, schimmernden Gemaches in Meteorenschöne an dem wolkenlosen Himmel seiner Liebe und verblendete seine Seele gegen die alte Erfahrung, daß Meteore im Aufflammen erlöschen. Zuweilen blieb er stehen, er. mußte in seinem Laufe inne halten, um Athem zu schöpfen. Trotz der herrschenden empfindlichen Kälte brannte seine Stirn, und mit Befriedigung fühlte er, wie der eisige Zug allmählig die quälende Hitze seines Inneren linderte. Sein Weg führte ihn an Villner's Restaurant vorüber, welches noch taghell erleuchtet war. Obwohl Freiberg augenblicklich die Gegenwart Fremder verabscheute, ließ ihn nichtsdestoweniger ein tiefes Verlangen nach einem kühlenden Trunk rasch entschlossen eintreten.

Er öffnete die Thür zu dem nächstgelegenen kleinen Kabinet und wollte sie eben verdrießlich beim Anblick eines einzelnen Herrn wieder schließen, als derselbe seine Zeitung hinlegte und ohne jegliche Ueberraschung sagte: „Wenn es Ihnen möglich ist, lieber Graf, so lassen Sie nicht mehr Zugluft herein, als unumgänglich nothwendig ist. Dafür biete ich Ihnen diese vorzügliche Regalia an. Gegessen werden Sie jedenfalls schon haben?"

„Herr Justizrath —" drängte es sich über Freiberg's Lippen.

„Sie wollen noch soupiren? Hier ist die Karte! Austern

würde ich Ihnen heute Abend nicht empfehlen — vielleicht lag's auch an meinem Geschmack!"

„Herr Justizrath, Dreysing, mein Freund — sie ist hier, ich komme von ihr!" rief der Graf abgerissen, indem er Dreysing's Arm schüttelte.

„Wer? Was? Sie meinen —?" fuhr der alte Herr auf, mit jugendlicher Elastizität vom Sessel springend.

„Garda Menari ist Irmengard Meischick! Bleiben Sie sitzen, ich rücke zu Ihnen heran — es soll Niemand etwas davon erfahren, als Sie!"

„Wie so?" fragte Dreysing mißtrauisch, indem er sein Pince-nez hervorholte.

„Meine Brust ist übervoll! O Dreysing, die Natur hat sich übertroffen in diesem Weibe. Sie liebt mich, sie wird die Meine! Ich habe das Versprechen Irmengard's empfangen!"

„Ah, das ist etwas Anderes! Wir Thoren, wir Blinden!" schalt der Justizrath, dem jungen Mann die Hände schüttelnd. „Wo suchten wir denn? Nun, Gott sei Dank, sie ist gefunden! Sagen Sie mir ihre Wohnung. Wie erging es denn dem trotzigen Kinde in der Fremde? Morgen früh bin ich bei diesem lieben Wildfang und schelte sie nach Herzenslust, uns so viel Kummer gemacht zu haben. Aber wo war sie, was haben Sie erfahren? Haben Sie denn vor Entzücken die Sprache verloren, lieber Graf? Das ist auch ein liebenswürdiges Vorrecht der Jugend, wo sie schweigen sollte, spricht sie, und wo sie sprechen sollte, schweigt sie!"

Freiberg begann flüchtig zu wiederholen, was Irmen-

gard ihm über ihre Vergangenheit mitgetheilt hatte, nur der Name Meischick blieb unerwähnt.

Dreysing schaltete hie und da eine scherzhafte Frage dazwischen, behielt aber den Erzähler fest im Auge, als wollte er in dessen Zügen lesen.

„Und Sie sind gewiß, daß die kleine Zauberin ihre Konventionalstrafen durch Sie bezahlen lassen wird?" forschte er zur Ueberraschung des Grafen, welcher einen ganz anderen Einwurf erwartet hatte. „Durch Sie, ihren zukünftigen Gemahl?"

Die letzte Frage enthielt einen Pleonasmus, welcher den Angeredeten empfindlich berührte. Er stand hastig auf, ohne sein Glas geleert zu haben. „Sie sind in keiner angenehmen Laune, Herr Justizrath! Vielleicht sprechen wir morgen weiter darüber!"

„Herr v. Erleben läßt sich Ihnen empfehlen!" rief ihm Dreysing nach.

„Danke!" erwiederte der Graf frostig. „Wie kommen Sie zu dieser Uebermittelung?"

„Der Präsident saß bis vor Kurzem neben mir und marterte ein mir jetzt sehr interessantes Thema in allen Tonarten und Variationen ab. Wir sprachen auch von Ihnen, und kaum — wie sagt doch der unsterbliche Busch? — kaum war das Wort dem Mund entflohn —"

„Gute Nacht!" rief Freiberg im höchsten Unwillen und verschwand.

„Wohl zu schlafen," murmelte der Justizrath, die Asche seiner Cigarre vom Rockärmel stäubend. Allmählig verschwand der heitere Ausdruck seiner Züge und machte

nachdenklichem Ernst Platz. Kopfschüttelnd erhob er sich zuletzt, setzte den Kneifer auf, wie er in bedenklichen Fällen zu thun pflegte, und schritt etliche Male durch das kleine Gemach.

„Es wird am besten sein, ich suche die liebenswürdige Circe auf, bevor dieser Odysseus einen zweiten Trunk aus ihrem Zauberbecher gethan. Am frühen Morgen pflegen die Fiebergrade zu sinken. Ueber zwei Widersprüche kann ich nicht hinwegkommen. Sehen wir also selber zu, wie ein Arzt, welcher die Diagnose eines Anfängers nicht gerade bezweifelt," er lächelte eigen, „aber beargwöhnt!" —

In der neunten Stunde des kommenden Tages betrat der alte Herr Garda Menari's Künstlerheim. Er hatte kaum seine Karte abgeben lassen, als drinnen im Salon deutlich ein Ruf der Freude hörbar ward, gleich darauf klirrte es wie von heftig zurückgeschobenem Porzellangeschirr, ein Sessel rollte unsanft bei Seite, und alsbald stand Irmengard im Rahmen der Thür und streckte dem Freund frohlockend beide Hände entgegen.

Dem Justizrath wurde wider Willen warm um's Herz. Aber sie ließ ihm weder Zeit zum Nachdenken, noch zum Sprechen. Da war von Berechnung oder Koketterie keine Rede, Kinderfreude jubelte aus den leuchtenden Augen. Sie zog ihn vollends in das Gemach und dem Impulse des Gefühls nachgebend, wie oft zuvor, umschlang sie halb in Thränen, halb im Scherz seinen Nacken und küßte ihn zärtlich auf die Wange.

„Mein lieber, alter, mein guter Dreysing! Sie hier? Bei mir? Wissen Sie, daß mir heute Nacht von Ihnen

träumte? Was sehen Sie mich denn so schulmeisterlich strenge an? Freiberg ist ja auch hier, er wird bald kommen — wahrscheinlich gerade, wenn ich zur Probe fahren muß!" So plauderte sie fort, die Hand des Freundes nicht eher freigebend, bis er neben ihr saß.

Dem Justizrath war ganz eigen zu Muth. Er wollte strenge Unparteilichkeit bewahren und entdeckte mit Verdruß, daß er auf dem besten Wege war, seiner reizenden Nachbarin Wort für Wort zu glauben. Er konnte es nicht unterlassen, Irma's Hände väterlich zu streicheln und ihre warmen Versicherungen unverbrüchlicher Anhänglichkeit mit den aufrichtigsten Dankesworten zu erwiedern. Freiberg's gestriger Paroxysmus kam ihm völlig begreiflich vor, als er dieses jugendschöne Weib, schmuck- und kunstlos, im anschmiegenden Morgengewande vor sich sah, das üppig hervorquellende Haar mit schlichtem Band im Nacken zurückgehalten.

Sie unterbrach seinen stillen Gedankenflug mit silberhellem Lachen. „Das hätten Sie wohl nicht geglaubt, als wir uns damals in Kronthal zuletzt Lebewohl sagten?"

„Nein, denn ich hegte die Zuversicht, daß Sie mehr Vertrauen zu mir haben würden! Es hätte Ihnen vielleicht Manches erspart bleiben können bei denselben Erfolgen!" entgegnete er warm.

„Also Sie brechen nicht den Stab über mich und meinen Beruf?" fragte sie nachdrücklich.

„Nein! Wer thut es denn sonst?"

Sie dachte flüchtig nach. „Vielleicht Freiberg!"

Er wurde aufmerksamer. „Woraus schließen Sie das?"

„Je nun, mir schwirren einzelne seiner Aeußerungen durch den Kopf. Aber ich bin eine Thörin, jetzt leeren Grübeleien nachzuhängen, wo Sie das Anrecht auf vollste Befriedigung Ihrer Neugier haben. Soll ich Ihnen erzählen, was Freiberg schon gestern Abend von mir vernommen?“

Dreysing überlegte, ob er seine Kenntniß eingestehen sollte oder nicht, indessen fand er es unerläßlich, eine Aufklärung jener beiden ihm aufgefallenen Widersprüche in Irma's Charakter auf diesem Wege anzustreben. „Wenn Sie die Mühe nicht scheuen, mir auch die kleinste Regung Ihres Herzens dabei zu enthüllen, so könnte allerdings eine Geschwindbrücke geschlagen werden, welche jene letzte Stunde in Kronthal mit der augenblicklichen folgerichtig verbindet. Ich bin Zeit meines Lebens ein schlechter Neuigkeitsjäger gewesen, und wenn Sie mir sagten: ich habe nur einige Daten anzuführen, so würde ich darauf antworten wie der Sohn des vielgelehrten Israel von Saragossa: Lass' die Daten und die Juden!“

„Freiberg,“ fiel sie ein, „wollte umgekehrt Ereignisse hören, keine Beweggründe. Aber Sie dürfen nicht erschrecken, wenn ich Ihnen jene Quelle nenne, aus welcher ich noch heute Entschlüsse, Thatkraft und eine Alles überwindende Energie schöpfe!“

Der alte Herr wandte sich schnell auf seinem Sessel um, so daß er Irmengard's sprechendes Antlitz, von der Frühsonne beleuchtet, andauernd im Auge behielt.

Und sie erzählte. Der Inhalt ihrer Worte war freilich derselbe, aber diese selbst glichen den gestrigen wie

zwei Lieder, in verschiedene Tonarten übertragen, gleich und doch unendlich verschieden."

Was Dreysing anbelangt, so hatte er im Verlauf des Gespräches mehr und mehr das Gefühl, als drehe ihn Jemand immer im Wirbel um einen gewissen Punkt, und zwar nahm dieser Punkt von Minute zu Minute mehr das Ansehen eines grinsenden, höhnenden Kobolds an. Seine heitere Laune schwand unter dem Bewußtsein, daß der eine Widerspruch allerdings gelöst sei, aber in anderer, ganz anderer Weise, als der Justizrath sich je hätte träumen lassen. Es ward ihm schwül in der blumendurchdufteten Atmosphäre, schwüler noch in der Nähe des liebreizenden jungen Weibes, welches ihm plötzlich so hart gestraft, so beklagenswerth erschien. Er selber kam sich angesichts dieser seiner Erkenntniß kläglich wie ein Schulknabe vor, der seine Aufgabe nach allen Seiten hin erwogen hat, nur nicht in der Hauptsache. Wer war nun der größere Thor von ihnen Beiden gewesen, Freiberg, etwas Sonnenklares übersehend, oder er, Dreysing, den Worten eines Wonneberauschten Glauben schenkend? Es dünkte dem Justizrath geradezu ein Verbrechen, den Grafen in seinem glücklichen Wahn bestärkt zu haben.

Irmengard hatte schon geraume Zeit die Wandlung auf seiner Stirn bemerkt, und annehmend, daß ihm irgend eine Verschlingung ihres Geschickes mißfällig sei, legte sie schmeichelnd ihre weiße Hand auf seine Schulter.

„Seien Sie nicht philiströs, Dreysing! Das war es ja, was mir stets die Laune verbitterte, was wie ein

Wurm an meiner Lebensfreude fraß: Meischick's spießbürgerliche Anschauung —"

Der Justizrath pochte mit der Hand auf den Tisch.

„Und sehen Sie," fuhr Irmengard sorglos fort, „wenn ein Mann nicht mit Verhältnissen zu rechnen versteht, wenn er in allen Fällen immer wieder in die enge, unzulängliche Schale seiner Begriffe hineinkriecht und meint, damit sich und Anderen genug gethan zu haben, als ob Sonne, Mond und Sterne und die ganze Welt mit ihren Einrichtungen nur dazu da wären, ihm als Belege für seinen Schematismus zu dienen, so hat sein sonst bedeutender Geist hierin eine bedenkliche Verkürzung erfahren. Warum nicht Jedem gönnen, und gönnen heißt begreifen, was ihm Bedürfniß ist?"

„Sie fühlen sich durchaus befriedigt von Ihrem Beruf?" fragte Dreysing etwas ungeduldig dazwischen.

„Durchaus!"

„Und wollen ihn doch aufgeben?"

„Wie so? Ach ja," lächelte sie erröthend, „Freiberg ist hier —! Vorläufig nicht!"

„Seltsam! Ich sprach, offen gestanden, gestern Nacht noch mit dem Grafen. Er setzt seine Ehre darein, Sie aus allen Verbindlichkeiten loszulösen, was Sie ihm selbst zugestanden."

Irmengard sprang auf. „Da träumte der gute Graf! Das Anerbieten ehrt ihn, aber ich lehne es dankend ab."

Dreysing zog den Kneifer hervor, ließ ihn aber eben so schnell wieder verschwinden. Da war auch der zweite Widerspruch in sich zusammen gefallen.

„So sprechen Sie doch," rief sie heftig, sich über seinen Sessel neigend, „thue ich nicht recht daran, meinem Prinzip treu zu bleiben bis zu dem Moment, wo er mich zum Altar führt?"

„Und wenn er dies nicht auf Jahresfrist hinausschieben will?"

Sie zuckte erregt die Achsel. „Ein Brautstand dauert oft länger als zwölf Monate. Was wollen Sie? Mein Stern ist erst im Aufgehen begriffen, wohin ich blicke, winkt mir Glanz und Ruhm. Was verliert Freiberg an der kurzen Frist seiner Erwartung, was er nicht tausendfach an den Erfolgen seiner zukünftigen Gattin wieder gewönne? So hoch werde ich steigen, daß Fürsten um meinen Besitz werben — dann ist der Augenblick gekommen, wo ich das Gefühl ihm gegenüber verloren haben werde, welches meinen Stolz nicht zur Ruhe kommen läßt, daß er sich zu mir herabläßt."

„Liebes, gutes Kind," sagte der Justizrath kopfschüttelnd, obwohl ihr Mangel an Menschenkenntniß und der selbstbewußte Stolz, welcher die gefährliche Bahn dieses schönen Weibes fleckenlos erhalten, ihn rührten, „in diesem Fall würde ich mich mit Freiberg ohne Umschweife aussprechen. Sie können sich nicht verhehlen, daß Ihr Beruf, wie Sie ja auch schon durchgefühlt haben, für einen Mann mit streng aristokratischen Gesinnungen etwas Anstößiges haben muß."

„Daran muß er sich gewöhnen und wird es gern thun, denn er liebt mich und weiß sich sicher in meinem Herzen!" rief sie siegesfreudig. „Auf dieser nämlichen Stelle schwur

er — ach, weshalb Ihnen das erzählen!" unterbrach sie sich muthwillig. „Von solchen schönen Dingen verstehen Sie, alter Hagestolz, ja doch nichts — schade um jedes Wort! Ich wette, dieser Strauß," sie riß ihn der eintretenden Zofe fast aus der Hand, „bestätigt meine Behauptung. Richtig, von Freiberg! Ein Briefchen auch! Um zwölf Uhr wird er hier sein! Da, lesen Sie einmal die Unterschrift," lächelte sie schelmisch, Dreysing das duftende Billet hinhaltend. „Was sagen Sie jetzt, Sie alter, lieber, fürsorglicher Brummbär?"

„Daß Sie mich wahrscheinlich verabschieden werden — Ihre Jungfer macht schon ein bedenkliches Gesicht," erwiederte er ablenkend.

„Richtig, es ist Zeit, mich zur Probe anzukleiden! Morgen müssen Sie mich als Donna Anna bewundern! Welch' ein schöner Strauß! Der gute Freiberg! Stelle ihn hieher, Susanne, dicht vor meinen Platz! Auf Wiedersehen, mein Freund! Auf Wiedersehen!" Sie eilte leichtfüßig in's Nebengemach und überließ es Dreysing, den Ausweg selbst zu finden. —

Die hellen Strahlen der Morgensonne, welche wie goldene Pfeile durch die unverhüllten Fensterscheiben des Grafen Stirn trafen, erweckten diesen aus kurzem, tiefem Schlafe. Er fuhr empor, den Namen Irmengard auf den Lippen. Alle süßen, hoffnungsseligen Gefühle erwachten mit ihm und durchrieselten sein Herz. In dieser Stimmung erschien es ihm ein Leichtes, seinem Vater das glückliche Ereigniß des verflossenen Abends mitzutheilen und die Bitte daran zu knüpfen, ihm die Mittel zu bewilligen,

Irmengard ohne Verzug aller Verträge zu entbinden. Diesen Brief, ein treues Abbild der umwälzenden Gefühle, welche Freiberg bewegten, trug er persönlich auf das Postamt, als die Stunde des Wiedersehens heranrückte. Wie selig still und unbelauscht winkten ihm die gestern Abend so stürmisch verlassenen Räume! Er glaubte in den leise schwankenden Palmenblättern das Symbol jener zaghaften Liebe zu erkennen, welche Irmengard seiner leidenschaftlichen Bewerbung andauernd entgegengesetzt hatte. Wie liebte er sie um dieser weiblichen Scheu willen heute noch inniger!

„Das Fräulein ist erst vor Kurzem aus der Probe gekommen," sagte die hübsche Zofe verständnißvoll lächelnd, als sie dem zukünftigen Gemahl ihrer Herrin die Thüre öffnete. „Bitte, man erwartet Sie, Herr Graf!" Diensteifrig durch das Vorzimmer ihm voranschreitend, schlug sie den rothen Vorhang nach dem Salon zurück.

Schon etliche Schritte vorher hatte Freiberg verschiedene Stimmen zu hören geglaubt, jetzt überblickte er eine Gruppe, welche seine Liebe nicht minder als sein Zartgefühl auf's Aeußerste verletzte.

Im Kreise mehrerer Herren, unter welchen der Graf den Präsidenten v. Exleben schnell erkannte, lehnte Garda Menari in halbliegender Stellung auf dem Divan. Ein Hausgewand von Seide mit bunten Blumenranken gestickt, konnte den kleinen Fuß nicht ganz verhüllen, der sich nach dem Takt des zuletzt gesungenen Finale noch lebhaft bewegte. Ihre Wangen, von der gehabten Anstrengung und momentanen Erregung frischer gefärbt, wetteiferten

an leuchtendem Glanze mit den dunklen Rosen, welche ihre schnell athmende Brust schmückten.

Sobald Irmengard den Grafen eintreten sah, richtete sie sich halb in die Höhe und winkte ihn mit liebreizendem Lächeln zu sich heran. „O, Sie verzeihen, wenn ich mich meinem bequemen Sitz nicht entreißen mag," rief sie ihm entgegen, „aber es läßt sich nicht beschreiben, wie müde ich durch das lange Stehen geworden bin! Die Herren — ah, Sie kennen sich?" rief Irmengard etwas erstaunt, als sie Exleben dem Grafen die Hand reichen sah. „Desto besser! Hier Assessor Wüllner, Freiherr v. Gansingen und — ja, jetzt Gedächtniß stehe mir bei!"

„Von Weirach!" unterstützte sie ein hübscher, eleganter Offizier in kleidsamer Husarenuniform.

„Ja, so ist's!" rief die hübsche Frau, dem jungen Mann unbefangen zunickend. „Graf Freiberg, meine Herren! Ein lieber, ein sehr lieber Freund von mir aus alten Zeiten her, den bald noch innigere Bande an mich fesseln werden!" Sie reichte ihm die Hand, welche er mit erzwungenem Lächeln küßte, und lud ihn ein, sich irgendwo ein Plätzchen auszuwählen.

Das Erscheinen des Grafen nicht sowohl, als die frostige Atmosphäre, welche er trotz seiner bevorrechtigten Stellung in diesen von Genialität und Bewunderung warm durchhauchten Kreis ausströmte, ließ eine Pause entstehen, welche Herr v. Exleben auszufüllen wünschte.

„Verehrter Herr Graf, nachdem Sie meine Glückwünsche zu dem schönen Ziel empfangen haben, welches Fräulein Menari uns soeben ahnen ließ, gestatten Sie

mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie Frau v. Passevini gestern durch Ihr Nichterscheinen in Trauer versetzten."

Freiberg fühlte sich von dem ungeahnten Empfang so tief verstimmt und gereizt, daß er erwiederte: „Ich bedauere, meiner Pflicht nicht bereits gestern Abend nachgekommen zu sein, heute wird es nachträglich ohne Zweifel geschehen."

„Frau v. Passevini?" fragte Irma neugierig. „Wer ist Frau v. Passevini?"

„Eine unserer liebenswürdigsten Botschaftsdamen," sagte der Präsident, sich zu der schönen Fragerin niederbeugend. „Die liebenswürdigste aller Frauen zu heißen, ist nur Einer beschieden, und diese heißt Garda Menari!"

„O, wie galant, wie hübsch gesagt!" rief sie, das reizende Antlitz nicht ohne Koketterie zu ihm erhebend. „Und das am ersten Tage unserer Bekanntschaft! Was werden Sie mir da erst beim Abschied versichern?"

„Nichts Schöneres," lächelte er voll enthusiastischer Bewunderung, alle Anwesenden überschauend, als riefe er sie zu Zeugen auf, „denn die Krone der weiblichen Schönheit ist Liebenswürdigkeit und Anmuth!"

Sämmtliche Herren stimmten lebhaft bei, nur Freiberg nicht, der sich mit einem Bilderwerke auf dem Tisch zu schaffen machte.

Irmengard fand dies eigenthümlich und befremdend. Nicht gewohnt, sich zu beherrschen, rief sie mit forcirter Heiterkeit: „Ich wette, Graf Freiberg sucht in Gedanken nach einer anderen Verkörperung dieses Ideals!"

„Das wäre ein Verbrechen," lächelte der Husarenlieutenant, seine Sporen klirrend zusammenschlagend.

Freiberg sah auf. Bittere Ironie zuckte um seinen Mund, als er die letzten Worte vernahm. „Ideale haben sich heutzutage überlebt. Wohl dem, welcher sie entbehren kann. Unsere Zeit ist so arm an Idealen geworden, daß nächstens Spiritisten-Taschenspieler sie aus dem Jenseits für Augenblicke werden herüber zaubern müssen, damit die Kinder des 19. Jahrhunderts doch wenigstens einen Begriff von dem erhalten, was einst das Glück und die Sehnsucht der edelsten ihrer Vorfahren gewesen ist."

„Blasphemie!"

„Pessimismus!"

„Weltschmerz!"

Alle riefen durcheinander. Nur Irmengard lehnte schweigend in ihrer Ecke; sie war blaß geworden.

„Also wir treffen uns vielleicht heute Abend nach der Vorstellung im Salon der Frau v. Passevini?" fragte Exleben, um den peinlichen Eindruck etwas zu verwischen.

Die junge Frau zuckte zusammen. Sie richtete ihre Augen forschend, fast drohend auf den Grafen.

Freiberg zögerte kurze Zeit, endlich nickte er bejahend. „Ich werde kommen, die gestern versäumte Mittheilung endlich in Empfang zu nehmen."

Einen Moment schien es, als lächele Irmengard beistimmend, aber sie drückte ihr Tuch schnell an die Lippen, um das schmerzliche Zucken zu verhüllen, dessen sie nicht Meister werden konnte.

Gleich darauf erhoben und verabschiedeten sich ihre

Bewunderer. Im Innersten empört von der ablehnenden Haltung des Grafen ließ Irma ihrem Trotze gegen jeden fremden Zwang freien Lauf. Was sie sonst nicht gethan haben würde, that sie heute. Jedem ohne Ausnahme reichte sie die vor Erregung zitternde Hand zum Abschiedskuß und gewährte die Bitte, eine Wiederholung dieser Morgenvisite gestatten zu wollen.

Kaum war die Portière hinter dem letzten der Besucher zusammengeschlagen, als der Graf Miene machte, sich gleichfalls zu entfernen. Er athmete im Gegensatz zu Irma mit einer so unnatürlichen Ruhe, daß er das Gefühl hatte, daran ersticken zu müssen.

Die junge Frau stand hastig vom Divan auf und eilte zum Fenster. Halb entsetzte, halb beglückte sie der Gedanke, von Freiberg's Gegenwart befreit zu werden. Die Alles ausgleichende Demuth des Weibes kannte sie nicht, nicht die allmächtige Gewalt der sanften Bitte; Stolz nur und eine gewisse bittere Scham beherrschten sie und zogen Parallelen zwischen Freiberg's gestriger Huldigung und seinem heutigen Betragen. Sie konnte es nicht fassen, daß ein Mann, welchen sie vor Zeugen soeben als ihren zukünftigen Gemahl anerkannt hatte, diese Auszeichnung durch Beleidigungen vergelten sollte. Mit welchem Recht? Oder — hier flog eine brennende Gluth sittlicher Entrüstung über ihre Wangen — hatte sein Liebeswerben nichts gemein gehabt mit —?

Sie konnte es nicht ausdenken. Ohne Zögern stürzte sie auf Freiberg zu, welcher an seinen Sessel gelehnt noch in düsterem Schweigen verharrte, und ergriff seine Hand.

„Sprich, was that ich Dir zu Leide, daß Du Liebe so treulos in Abneigung verwandeln darfst? Leugne nicht, Du empfandest eben Abneigung gegen mich, ich sah es, ich fühlte es aus jedem Deiner Blicke! Hast Du Dich über Nacht besonnen, daß ich Deiner unwürdig sei?“ rief sie, seine Hand zurückstoßend. „So geh'! Ich rief Dich nicht! Daß ich Deinen Liebesschwüren Gehör schenkte, gibt Dir kein Recht, mich in den Augen der ganzen Residenz, ja, der ganzen Welt bloßzustellen!“

„Ich stellte Dich nicht bloß,“ fiel er ihr in's Wort, „aber Du stelltest die stillseligen Gefühle bloß, welche ich Dir heute in noch erhöhterem Maße entgegentrug, als gestern. Der Bräutigam kam zur Braut. Du warst darauf vorbereitet und versammeltest dennoch eine Schaar müßiger Gaffer um Dich her, die sich in meine Rechte theilen durften, ungestraft, denn Du selbst hast sie dazu autorisirt.“

„Wenn Du eine alltägliche Huldigung strafbar findest, so verleugnest Du die Prinzipien, in welchen Du selbst erzogen bist,“ erwiederte sie schnell. „Wer einer Dame aus einem Handkuß ein Verbrechen machen kann, gehört nach Sittlingen oder in eine Klosterzelle. Wer aber, wie Du, einer Frau zwei Jahre Künstlerleben vertrauensvoll nachgesehen hat, um über einen offiziellen Handkuß außer sich zu gerathen, der gehört in eine Anstalt, wo Nervenüberreizungen geheilt werden!“ Ihr schönes Antlitz flammte in hellem Zorn, während die großen blauen Augen doch voll Thränen schwammen.

Dieser letzte Anblick verscheuchte die künstliche Ruhe des

jungen Mannes schnell. Er drückte Irmengard's Hände fast schmerzhaft heftig an seine Brust. „Irma, Einzige, Geliebte, ahnst Du denn nicht, welchen Folterqualen Du mein hochgestimmtes Empfinden aussetztest? Jede Stunde, die mich von Dir trennte, hat Dein Bild, Deine Stimme, Deine Liebe tiefer und tiefer mir in's Herz gegraben, daß ich vor Ungeduld zu sterben glaubte. Wärst Du allein gewesen, wie meine wachen Träume es mir vorspiegelten, Du hättest ein Uebermaß des Entzückens zu beklagen gehabt, keinen Mangel an Sympathie wie soeben, das schwöre ich Dir!"

Sie empfand abermals Freude und Verdruß zu gleicher Zeit. „Botho, mein Freund," sagte sie, während zwei Tropfen schwer an den langen dunklen Wimpern hingen, „Du darfst nie vergessen, daß Du keinem schüchternen Backfisch, sondern Garda Menari Treue geschworen hast, derselben Garda, welche den Verführungen ihres Geschlechts siegreich Trotz geboten hat. Deine Ehre, Du blinder Eiferer, ist also in meiner Obhut sicherer bewahrt, als in dem Gewahrsam eines blöden, unerfahrenen Kindes. Kannst Du Dich darein nicht finden?"

„Du philosophirst," rief er ungeduldig, „während aus mir die Gluth unmittelbarer Empfindung schlägt! Warum, o warum schlossest Du mich heute nicht an Dein Herz und vollendetest, was Du mich gestern mit Bestimmtheit hoffen ließest! Die Thatsache, daß Du mir ausschließlich angehörst, hätte jene zudringlichen Gecken auf immer von Dir ferngehalten!" Er zog sie in seine Arme und küßte ihr die Thränen von den Wangen. „Es kann Dir

ja nicht schwer fallen," flüsterte er eindringlich, „einige Jahre lärmenden Ruhmes gegen ein Dasein andauernder Ehren und Würden zu vertauschen. Laß diese wüsten Bravoschreier sich einen anderen Gegenstand für ihre dreisten Huldigungen wählen, sie verkennen Dich, denn sie wissen nicht, wer Du warst und wie unglücklich Du gewesen bist. Ein moralisch zu Grunde gerichtetes Weib mit Deinem Genie gibt ihnen denselben Anlaß, entzückt zu sein, wie sie es Dir vorzugaukeln wagen. Biete ihnen Deine Hand an, und unter hundert Enthusiasten bleibt vielleicht einer standhaft."

Irmengard zuckte so heftig zusammen, daß er sie aus der Umschlingung los ließ. Es hatte ihr einen Stich durch's Herz gegeben, weh und durchdringend. „So verlaß mich und strafe die voreilige Behauptung Lügen: Du seiest mir mit innigerem Bande verknüpft!" murmelte sie, ihr Antlitz in beide Hände verbergend. „Ich lasse den Beruf nicht schmähen, der mich groß und willensstark gemacht hat."

„Die Liebe ist der Beruf des Weibes!" rief der Graf, sie trotz ihres Widerstrebens leidenschaftlich an sich pressend. „Wenn Du im Kampf geübt bist, meine Irmengard, so kämpfe jetzt, der Preis ist edel, ist beseligend! Du sollst ja nicht in das Dunkel des Alltagslebens hinabsteigen, wo der Werktagsstaub Dir den Ausblick in die Herrlichkeiten des Lebens raubt, im Gegentheil, ich führe Dich erst bergan auf die Höhen der Gesellschaft, wo Du erhaben umherschaust und selbst gesehen wirst, aber mit anderen, reineren Blicken, als bisher. Glaube mir, Du

wirst an meiner Seite Dich des Flittertandes schämen lernen, Du wirst," er sah ihr voll sehnsüchtigen Verlangens in die umschleierten Augen, „im Kreise Deiner Kinder diese lärmende Epoche Deines Lebens für immer vergessen. Ein freundlicher Blick meines ritterlichen, duldenden Vaters, sein anerkennendes Lächeln wird die Gräfin Freiberg in meinen Augen, in denen der ganzen Welt, unserer Welt, unendlich viel höher stellen, als frenetisches Beifallsdröhnen, welches jeder Cirkusreiterin ebenso bereitwillig entgegengebracht wird."

„Aus Gnade und Barmherzigkeit also unter Deine Grafenkrone gehoben?" rief sie tonlos, unfähig, diese quälende Gewißheit schweigend in sich aufzunehmen.

„Aus Liebe, Irmengard, aus reinster, hingebender Liebe wirst Du die Meine werden! Schon ist der entscheidende Schritt gethan, das bahnbrechende Wort mit meinem Vater gesprochen. Und Du zweifeltest an mir, wo ich Dir nicht in's Auge sehen wollte, ohne meine Pflicht voll und ganz erfüllt zu haben."

„Was hast Du Deinem Vater über mich geschrieben?" fragte sie, langsam zum Divan schreitend, da ihre Kräfte nahezu erschöpft waren.

„Die Wahrheit, Du strenge Forscherin. Er kennt Dich längst, denn er kannte meinen Schmerz um Dich."

„Und willst Du mir versprechen, seine Antwort mich lesen zu lassen?" drängte die junge Frau erbarmungslos weiter.

„Ja, denn was sie auch enthalten mag, sie ist aus einem edlen, unbefleckten Herzen geflossen. Es kann nichts

darin stehen, was ich heute, jetzt nicht schon gesagt hätte," erwiederte er zuversichtlich.

Sie schloß die Augen und lehnte sich ermattet in die Kissen zurück. In dieser bleichen Schwäche entzückte sie ihn fast noch mehr, als in Momenten der Erregung. „Soll ich meinen Strauß vom Tische nehmen?" fragte er zärtlich. „Die Blumen duften so stark!"

Sie nickte.

Der Graf ergriff die schwere Marmorvase, aber sein halbgelähmter Arm versagte den Dienst. Vase und Strauß stürzten auf den Teppich, Irmengard zu Füßen. Mit einem Schrei fuhr die junge Frau empor.

Er beruhigte sie lächelnd, indem er auf die Ursache wies. „Dies war der Störenfried. Eine schlecht geheilte Schußwunde —"

„Schußwunde?" fragte sie halblaut. Plötzlich kam ihr ein Gedanke, welcher ihr weiches, impulsives Herz mächtig ergriff. „Ein Duell?"

„O, genug, genug davon!" sagte er ablehnend.

„Um mich?" Sie sprang auf. „Sprich, um mich?" Eine Fluth überwältigender Gefühle der Sympathie und Rührung überkam sie plötzlich. Seinen Arm mit beiden Händen umschließend und ihre Wange dagegen drückend, rief sie, in einen Strom von Thränen ausbrechend: „Dieses Blut floß um mich!"

16.

Herr v. Exleben, dessen Wagen vor dem Hause der Primadonna langsam auf und nieder gefahren war, be-

stieg denselben mit dem prickelnden Gefühl, im Besitz einer pikanten Neuigkeit zu sein. Sie drückte ihm fast das Herz ab, denn der Fall, welcher sich soeben vor seinen Augen abgespielt hatte, ließ sich ebenso interessant als problematisch an. Die Eifersucht des Grafen — Herr v. Exleben, der gewiegte Weltmann, der vornehme Mäzenas, lächelte verständnißvoll — war nicht ganz frei von Mißbehagen. „Aber wie man sich doch im Menschen irren kann," flüsterte er kopfschüttelnd. „Gerade Freiberg, dieser exklusive Freiberg! — Zum Legationsrath v. Passevini!" befahl er lebhaft seinem Kutscher. „Das wird eine Ueberraschung geben! Man wird es nicht für möglich halten! Gerade dieser Freiberg!"

Seit dem Tage seiner rühmlichst bestandenen Maturitätsprüfung war der Präsident nicht so flink die Stufen einer Treppe hinaufgestiegen, als heute. Der aufwartende Diener flog infolge dessen mehr als er ging in das Boudoir der Hausherrin und setzte diese durch den gehabten Schreck nicht minder in Erregung.

„Mein Flacon!" rief Frau v. Passevini in's Nebenzimmer hinein, während sie den nie rastenden Fächer heftig bewegte. „Was kann nur — ah, Herr v. Exleben! Bester Herr v. Exleben, wie echauffirt Sie aussehen!" Sie berührte die Handglocke. „Ein Glas Eislimonade für den Herrn Präsidenten! Nehmen wir Platz! Also, Herr v. Exleben —?"

„Also, Frau Baronin, eine Neuigkeit, eine exquisite Neuigkeit!" Der Präsident rollte seinen Sessel näher an den Divan heran. „Graf Freiberg —"

„Ah," Frau v. Passevini runzelte ihre Augenbrauen mit unverstellter Entrüstung, „ah, nichts von ihm! Er hat meine Bitte ignorirt."

„Nicht doch, er bedauert es lebhaft! Seine Entschuldigung ist überdies triftig. Der junge Graf hat sich verlobt."

„Verlobt?" Die hübsche, elegante Frau ließ vor Staunen den Fächer fallen, welchen der Präsident mit innerer Genugthuung auffing. „Verlobt sagen Sie? Graf Freiberg? Laura, mein Flacon!"

„Gestatten Sie, Baronin, daß ich es Ihnen reiche," sagte Herr v. Exleben schnell. „Die Sache ist so pikant, so interessant —"

„Was —" Sie sank vernichtet in die Kissen zurück, der Egoismus überwog die Neugier. „O, meine Nichte! Sie ist uns gestern definitiv angemeldet worden. Wenn Freiberg so stark engagirt ist, bricht meine letzte Hoffnung zusammen. Hätten Sie nur das eisige Begleitschreiben der jungen Marchesa gelesen! Jedes Wort eine Sittenlehre, ein Denkspruch, eine Grabschrift — ach, was weiß ich! Herr v. Passevini lacht darüber, aber ich muß weinen, so oft ich daran denke. Ich habe die geistreichen Frauen niemals leiden können, sie sind so unnatürlich wie Marmorbilder in modernen Gewändern, oder wie Blumensträuße aus Gartengemüsen zusammengesetzt, oder wie —"

„Das Interessanteste übersehen Sie, Frau Baronin," fiel der Präsident lebhaft ein. „Die Braut —"

„Ja, die Braut!" rief Frau v. Passevini gespannt. „Der Graf hat so viel Geschmack, so viel Esprit, macht

eine so charmante Figur in der Gesellschaft — Ah, ich weiß, er will hoch hinaus! Die junge Fürstin Mellnikoff! — nicht? Wer denn sonst? Sagen Sie doch schnell!"

Herr v. Exleben konnte sich das Vergnügen nicht versagen, seine liebenswürdige Nachbarin noch ein wenig auf die Folter zu spannen. „Tiefer," lächelte er vielsagend.

„Wie, tiefer? Ah, das ist eigenthümlich!" rief sie, den Fächer in kurze, heftige Schwankungen versetzend. „Da wäre — Fräulein v. Garnweber — ja, gewiß! Schade, ewig schade!"

„Tiefer," wiederholte der Präsident etwas schadenfroh.

Die Legationsräthin starrte ihn stumm an. „Eine Mesalliance?" murmelte sie endlich unwillig. „Und darüber können Sie lachen? Ein Mann mit Aussichten wie der Graf —!"

„Tiefer oder höher, wie Sie wollen, Frau Baronin, ja eigentlich sehr hoch: Garda Menari!"

Unwillig sprang die Legationsräthin von ihrem Sitze auf, wobei sie dem sich gleichfalls erhebenden Präsidenten fast den Rücken wandte. „Das war ein schlechter Scherz, Herr v. Exleben, ein sehr schlechter Scherz!"

„Der Graf wird sich Ihren Glückwunsch heute Abend persönlich einholen," sagte er, sich tief verbeugend.

Jetzt lächelte Frau v. Passevini ironisch. Mit weiblichem Instinkt fand sie schnell die Triebfeder dieser kleinen Malice heraus. „Mir scheint, Sie sind gar eifersüchtig auf den glücklichen, bevorzugten Bräutigam, lieber Herr v. Exleben! Wie kamen Sie überhaupt in Besitz dieser kostbaren Neuigkeit?"

„Ich —" Ueber das geistvolle, bleiche, etwas verlebte Antlitz des Präsidenten zog eine leise Verlegenheit. „Nun, ich stattete der Primadonna soeben selbst einen Besuch ab. Der Graf kam dazu. Garda Menari proklamirte ihn als ihren zukünftigen Gemahl und —"

„Und er?" rief Frau v. Passevini, ihm wieder näher tretend. „Und er?"

„Er? Der Graf, meinen Sie? Nun, er," der Präsident machte eine unbeschreiblich beredte Pause, „er schien die Sache nicht ganz so ernst genommen zu haben, als unser bezaubernder Fidelio von gestern!"

Die Baronin wollte schnell etwas erwiedern, aber die letzte Wendung machte sie bedenklich. Der Eintritt des Dieners, welcher die Morgenvisite des Hausarztes anzumelden kam, setzte der Unterredung ohnehin ein Ende.

„Auf Wiedersehen!" sagte die Legationsräthin noch immer etwas verstimmt. „Nach der Oper!"

Der Präsident küßte respektvoll die runde, weiche Hand, welche ihm nicht ohne Zaudern überlassen wurde, und entfernte sich.

Auf der Straße begegnete ihm Dreysing, welcher ihn wiedererkannte und verbindlich grüßte.

„Herr Justizrath, auf ein Wort!" rief der Präsident, seinem Kutscher ein Zeichen gebend, im Schritt zu fahren. „Es wird Sie als Freund des Grafen Freiberg interessiren!"

„Ich stehe zu Diensten."

„Der Graf ist mit Garda Menari verlobt. Die ganze Residenz wird binnen einer Stunde nur von diesem Weihnachtsmärchen sprechen."

„Wieso Märchen?“ fragte Dreysing unangenehm berührt von dem Lächeln, welches die Lippen des Sprechenden umspielte. „Diese Thatsache ist mir seit heute Morgen, oder wenn Sie wollen, seit gestern Abend schon bekannt.“ Er sann flüchtig nach, dann sprach er zum grenzenlosen Erstaunen des Präsidenten lebhaft weiter: „Wenn Irma, wollte sagen Garda Menari, auf meine Erfahrung etwas mehr Gewicht legte, würde sie diesen Bund weniger voreilig geschlossen haben. Die kleine Frau ist aber leider das Prototyp des Eigenwillens.“

„Frau? Voreilig? Eigenwille? Ich verstehe in der That nicht! Aber Sie spannen meine Erwartung auf das Höchste,“ flüsterte Herr v. Exleben hastig.

Der Justizrath blieb stehen, indem er sein Gegenüber durch das Pince-nez fixirte. „Wenn die Residenz, wie Sie sagen, Herr Präsident, so viel Antheil an jenem Bündniß nimmt, so möchte ich nur hinzugefügt wissen, daß Garda Menari dem Schoße einer sehr achtbaren Familie entwachsen ist und ohne ihren genialen Trotz noch heute die angebetete Gattin eines der ehrenwerthesten Männer heißen würde. Vaterstelle vertrete ich an ihr. Guten Morgen, Herr Präsident!“

„Gleichfalls, Herr Justizrath! Das war seltsam!“ Herr v. Exleben gab seinem Kutscher einen Wink, und binnen einer Minute war sein Coupé im Straßengewühl verschwunden. — — —

Wenn jemals ein Mann unter dem peinigenden Zwiespalt des Wollens und Dürfens litt, so war dies Botho Freiberg. Ein Dualismus der allerschlimmsten Art, der

Konflikt zwischen angeborenen und anerzogenen Grundsätzen und seiner Liebe warf ihn wie einen Spielball hin und her. Nicht anders, als sei ein fremder Körper in einen widerwilligen Organismus gerathen, der ihn nicht beherbergen kann, durchzuckte die Liebe zu einer Bretterheldin Freiberg's von aristokratischen Vorurtheilen erfüllte Brust. Was schlaflose Nächte zum Entschluß hatten reifen lassen, büßte er unter Irmengard's Augen jedesmal wieder ein, und war der Zauber gebrochen, so bestürmten Vorwürfe bitterster Selbstanklagen um so vernichtender seine Seele. In diesem Kampfe dachte er merkwürdiger Weise nur an sich, während, bevor er Irmengard wiederfand, sein ganzes Denken nur auf ihre Person konzentrirt gewesen war. Dies bildete eines der vielen Probleme, unter welchen Freiberg litt. Es ist jedes Mannes tiefinnerliches Bedürfniß, zu der Weiblichkeit seiner Auserwählten emporzusehen, sich gern klein fühlend ihrer unschuldsvollen Größe gegenüber.

Das eigenartige Lächeln der Haute-volée nun, so oft Freiberg sich in ihrer Mitte zeigte, verwundete sein reizbares und berechtigtes Zartgefühl auf das Empfindlichste, nicht weniger auch die mitleidig schonungsvolle Art, mit welcher man von seiner Verlobung Notiz zu nehmen pflegte. „Fräulein Menari war gestern wieder superbe als Gretchen, nicht wahr, lieber Graf?“ Oder: „Fräulein Menari hat ein herrliches Bild von sich bei Blunt ausstellen lassen, finden Sie nicht, lieber Graf?“ Keine Dame erwähnte Irmengard's offen als seiner Braut, auch hatte Keine gewünscht, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen,

schon aus dem Grunde nicht, weil die Person des Grafen von jeher der Brennpunkt weiser Berechnungen töchterreicher Mütter und heirathsfähiger Baronessen und Comtessen gewesen war. Und wie seltsam sind die Frauen! Die Wahl der hochmüthigen, unscheinbaren Fürstin Melnikoff hätte man ihm sogar mit einem gewissen Stolze verziehen, die der schönen, liebenswürdigen Sängerin dagegen nimmermehr. Freiberg aber wollte es erzwingen, seine zukünftige Gemahlin im Vollbesitz der öffentlichen Hochachtung zu wissen, deshalb schmerzte die wunde Stelle von Tag zu Tag heftiger in seiner Brust und machte ihn ungerecht, ja zuweilen bitter gegen die hohen geistigen Vorzüge seiner Verlobten.

Am meisten empfindlich zeigte sich Frau v. Passevini, obwohl der Graf gerade ihr gegenüber Alles that, die gewohnte Liebenswürdigkeit zurückzurufen. Die junge Marchesa war angelangt, aber von der Reise, wie ihre Tante mit sichtlichem Frösteln berichtete, so angegriffen, daß sie sich seit länger als acht Tagen menschenscheu in ihren Zimmern verschloß und auch jetzt noch nicht die geringste Miene machte, diese Pönitenz aufzuheben. Herr v. Passevini versuchte zwar in gewohnter Weise den Muth seiner Gattin zu erheben, aber sie blieb bei der Behauptung: ein Gespenst gehe fortan in ihrem Hause um, infolge dessen ihr Nervensystem binnen kurzer Frist dem völligen Ruin anheimfallen müßte. Natürlich spannten solche Aeußerungen die Erwartungen Aller auf's Höchste. Es bildeten sich zuletzt zwei Parteien, deren eine in der jungen Marchesa einen Phönix an Schönheit und Talenten pro-

phezeite, während die andere sie als einen gelangweilten, häßlichen, arroganten Blaustrumpf im Voraus verschrie. —

Weihnachten war inzwischen herangerückt. Man feierte den heiligen Abend. Auch Dreysing befand sich unter denen, welche mit besonderem Eifer von Laden zu Laden eilten, liebenswürdige Ueberraschungen der großen Allgemeinfreude beizufügen.

Schon in der Frühe betrat der Justizrath Irmengard's Wohnung. Die junge Frau verbarg bei seinem Anblick hastig eine bunte Stickerei, sprang auf und hieß ihn freudig willkommen.

„Da sind Sie! Drei lange Tage haben Sie sich unsichtbar gemacht, seit vorgestern hat sich auch Freiberg nicht mehr sehen lassen. Wenn ich nicht die Elisabeth im Kopf gehabt hätte, wäre ich vielleicht kopfhängerisch geworden. Ach, ich Thörin! Setzen Sie sich endlich!"

Dreysing entging das eigenthümlich erregte Zucken ihrer Lippen nicht, obwohl sie es in ein Lächeln zu kleiden wußte.

„Ich komme mit der Bitte," sagte er, „heute Abend Ihr Gast sein zu dürfen. Kommt der Graf nicht auch?"

„Freilich, und wir wollen fröhlich sein, recht fröhlich! Denn sehen Sie, lieber Dreysing — aber lachen Sie mich einmal tüchtig aus — manchmal ertappe ich mich auf einer Neigung zur Melancholie."

„Alle Bräute sind melancholisch," sagte der Justizrath trocken, „denn sie ahnen bereits ihre Thorheit, das Wohl und Wehe einer ganzen Familie auf sich geladen zu haben. Wenn Sie mir doch endlich glauben wollten, daß das

Haupterforderniß zu irdischer Glückseligkeit darin beruht, keine sogenannten Attachements einzugehen, weder in Freundschaft noch in Liebe, wenigstens sollten sie so locker geknüpft werden, daß man sie im Augenblick des Lästigwerdens ohne Mühe und Schmerz lösen kann. Jeder hat gerade genug mit sich zu thun, und ein Thor ist, wer noch die Leiden Anderer sich auf die eigene Seele ladet."

Irmengard lachte, indem sie scherzend seine Hand ergriff. „Das sagen Sie, dessen Freundschaft für mich unerschütterlich ist? Wollte Gott, wir hätten lauter solche theoretischen Egoisten in der Welt, so gäbe es nur Humanisten und Philanthropen der That!"

„In einem Falle hätte ich Ihnen dennoch dringend dazu gerathen. Sie waren auf dem richtigen Pfade zur Glückseligkeit — warum blieben Sie ihm nicht treu? Zweien Herren kann man nicht dienen, und ein Weib hat nur die Wahl zwischen Herz und Welt."

„Ich weiß, Sie sind nicht zufrieden mit mir, weil Sie hin und wieder skeptische Anwandlungen haben. Das Opfer, welches Freiberg mir mit seinem unheilbar verletzten Arm gebracht, verdient ein Gegenopfer; sobald mein Gastspiel hier beendet ist, löse ich den Kontrakt —"

„Mit oder ohne Freiberg's Hilfe?" fragte Dreysing schnell.

„Ich hoffe, ohne seine Hilfe," erwiederte sie erröthend. „Ich habe mich über die Fassung des betreffenden Schriftstückes genau informirt, sie ist inkorrekt und kann angegriffen werden. Schlimmsten Falles —" sie stockte.

Er setzte sein Augenglas auf und sah ihr forschend

in's Antlitz, bis sie unwillig den Kopf zur Seite wandte. „Also leicht ist Ihnen der Entschluß nicht geworden; weiter wollte ich nichts wissen!"

„Sie sind unausstehlich mit ihrer ewigen Krittelei und Deutelei!" rief Irmengard heftig. „Wenn Sie es denn genau wissen müssen: es hat mich erfreut, die Liebe des Grafen in ihrem vollen Umfange kennen gelernt zu haben. Ich versichere Sie, Sie thun Unrecht, Mißtrauen zwischen mich und Freiberg zu säen. Mag er Vorurtheile haben, seine Liebe überwiegt sie doppelt, dreifach. Meinungsdifferenzen können die Basis eines edeldenkenden Charakters nicht erschüttern, sie spielen wie der Wind in des Baumes Krone, die Wurzel bleibt unberührt, selbst im Sturm. Sein Blut, welches er für mich vergoß, ist ein fester Kitt zwischen uns geworden. Ha, das sah Meischick ähnlich, ihn statt meiner mit kaltem Lächeln niederzuschießen."

„Halt!" rief Dreysing. „Stellen Sie eine Pflichterfüllung nicht höher, als sie es verdient! Der Graf zog immerhin das bessere Loos!" Als er Irmengard's Blicke starr auf sich ruhen sah, griff er ärgerlich über sich selbst nach seinem Hut. „Also, auf Wiedersehen heute Abend! Nur die Angst um Ihr Glück, Irmengard, flößte mir Zweifel ein; werden Sie glücklich, und ich bin beschämt!"

Sie nickte unruhig. „Was sagten Sie doch —?"

„Nichts, nichts! Auf Wiedersehen!"

Als er fort war, blieb die junge Frau wie von einer Vision erfaßt regungslos stehen. Ihre Lippen bewegten sich stumm wie zu einer neuen Frage. Dann lachte sie

bitter auf und bewegte abwehrend die Hand, als wolle sie Jemand aus ihrer Nähe scheuchen. Dann schritt sie hastig zum Flügel und schlug den Klavierauszug zu „Tannhäuser" auf, das sicherste Mittel, böse Geister zu bannen. Umsonst! Zum ersten Male versagte es den Dienst — über die Noten hinweg zogen Angst und Unruhe ihren Kreis immer dichter um die vielgefeierte Künstlerin, welcher ihr Ruhmesdiadem auf der weißen Stirne zu brennen begann.

„Das bessere Loos!" murmelte sie zwischen dem Gesange. „Ein steifer Arm — Und er? Und er? O, und jetzt allein zu sein mit dieser Gedankenqual! Warum ist Freiberg nicht hier? — Dieser immer wühlende Zwiespalt muß ein Ende nehmen!" rief sie, das Buch heftig auf den Flügel zurückwerfend, daß die Saiten leise erdröhnten. „Ich Thörin, warum ließ ich mir nicht an dem genügen, was kampflos in meinen Schoß glitt? Mußte ich noch Liebe —" Ihr Busen hob sich schneller. „Liebe? Liebe ich denn? Jenes namenlose Sehnen, jene Wonnen, die mich einst durchdrungen —" Sie schauerte leicht zusammen. „Nichts mehr davon! Kindergefühle sind sanguinischer Natur. — Und Meischick — wie er mich von sich wies — o, diese Nacht, diese Nacht! — Still, still! Was martere ich mich denn?" rief sie plötzlich. „Mein eigener Wille vermag alle diese Wirren in Harmonie umzuwandeln, wenn ich erst Freiberg's Weib geworden bin!"

In diesem Augenblicke trat der Graf ein. Irmengard, auf's Lebhafteste ergriffen, begrüßte ihn mit fast stürmi-

scher Freude. Er umschloß ihre Gestalt und küßte sie auf den lächelnden Mund.

„Wenn Du wüßtest, welchen Entschluß ich soeben bei mir erwog!“ sagte sie zärtlich.

„In Bezug auf Deine Künstlercarrière?“

Ton und Worte ernüchterten sie halb und halb. „Was könnte Dich mehr interessiren? Du scheinst verstimmt, wo ich gerade jetzt von Dir Erheiterung verlangte!“ Nach einer Pause fragte sie leise: „Ist die Antwort Deines Vaters eingetroffen?“

„Nein! Du hast ja mein Wort darauf, sie unverzüglich zu empfangen. Ich muß fürchten, daß ein neuer Krankheitsanfall ihn vom Schreiben abhält.“

„So handle nach Deinem Herzen,“ rief Irmengard im Vollbewußtsein des Glückes, welches sie gewährte, „und führe mich heim als Dein Weib! Es wird meine Sache sein, einen grillenhaften Vater zu versöhnen.“

Seine Stirne runzelte sich. „Mein Vater, Du verzeihst, steht über der Urtheilsfähigkeit auch der begabtesten Frau!“

„Das heißt —“ fuhr sie erregt auf.

„Das heißt,“ unterbrach er sie mit liebenswürdigem Scherz, „wir feiern heute den Christabend, und ich habe um Dich geworben, wie Jakob um Rahel warb, bevor wir ihn gemeinsam feiern durften. Morgen steht mir ein anstrengender Genuß bevor,“ fuhr er in demselben Tone fort, „Frau v. Passevini lud mich zur Tafel.“

„Immer diese Frau v. Passevini und ewig diese Familie! Du solltest morgen Abend nach der Vorstellung

bei mir sein. Ich habe bereits Einladungen an etliche Colleginnen und Collegen ergehen lassen." Ihr schönes Antlitz hatte sich vor Aerger geröthet. „Du hast neulich durchblicken lassen, daß man Dir gewissermaßen einen Vorwurf aus Deiner Wahl macht. Verachte diese beschränkten, neidischen Menschen, wie ich es hier thue und in Sitlingen mit Entzücken that!"

„Darf ich Deine Entschlüsse in Betreff unserer Verbindung jetzt erfahren?" fragte er ablenkend, denn der Gedanke, ausschließlich mit Bühnengrößen zusammen zu sein, muthete ihn keineswegs an.

„Ich bin bereit, jede Verpflichtung zu lösen," sagte sie einfach, eine Erläuterung dieses Opfers verschmähend. „Wir schließen hiermit einen Kompromiß, denn für diese kurze Frist meiner glänzenden Laufbahn will ich keinerlei Beschränkung mehr erfahren, hörst Du? Glänzend, wie ich sie begann, werde ich sie schließen, gleichwie der Zauberkünstler seine letzten Leistungen von einem Brillantfeuer umspielt sehen läßt."

Er wagte es nicht, diesem Ton gegenüber Einwendungen zu machen. Eine gewisse Scheu vor den klugen, fragenden Augen Irmengard's ließ es ihn fast als Wohlthat empfinden, als er erfuhr, daß auch Dreysing sich zur Feier des Abends einfinden wolle.

17.

„Susanne," rief Irmengard am Spälnachmittag geschäftig, „stecke die Lichter auf den Baum. Ganz oben die glitzernde Krone. Wo sind die bunten Sterne geblieben?"

„Ach, ich vergaß sie, in meinem Zimmer.“

„Bleib' oben, bleib' oben, ich hole sie selbst!“ Die junge Frau sprang hinaus, durch den Vorsaal in die Entrée. Es that ihr wohl, das Mißbehagen in ihrer Brust durch Thätigkeit betäuben zu können. Plötzlich stand sie horchend still. Da tappte Jemand unsicher die Treppenstufen hinauf, gleich darauf ein Fall, und ein gellendes Kindergeschrei tönte an ihr Ohr. Zwar rief Irmengard ihrer Gewohnheit gemäß zuerst „Susanne!“ aber zugleich riß sie auch die Thüre nach dem Flur auf. Ein kläglicher Anblick bot sich dar. Zwei kleine Knaben, von denen der Jüngere auf dem Boden lag, weinten um die Wette. Sie waren gut, aber über alle Maßen nachlässig gekleidet, und das Taschentuch, womit der Aeltere dem kleinen Bruder die Thränen abzutrocknen bemüht war, zeigte die begründetste Sehnsucht nach Wasser und Seife.

„Was macht Ihr denn?“ fragte die junge Frau fast in Verlegenheit, denn sie hatte nie Umgang mit Kindern gehabt.

„Willy ist hingefallen, als ich ihn hinauftragen wollte,“ schluchzte der ältere Knabe laut.

„Blute!“ rief der Kleine jämmerlich dazwischen, indem er an seine Stirn griff.

Irmengard trat näher. „Wahrhaftig, eine tüchtige Schramme! Armer Schelm! Und am Christabend! Warum seid Ihr nicht bei Euren Eltern?“

„Papa gibt noch Stunden — sei still, Willy, ach Willychen, sei doch still!“

„Und Eure Mutter? Susanne, bringe schnell Wasser!

Sieh, was das Kind für schöne blaue Augen hat!“ rief die junge Frau eifrig.

„Wär's nicht besser, wir nähmen Beide mit hinein? Da oben ist ja doch eine liederliche Wirthschaft, die Frau ist gewiß wieder nicht zu Hause!“

„Mama,“ schluchzten beide Kinder wieder um die Wette, „ist nie da, blos die alte Jette.“

„Wo ist sie denn?“ fragte Irmengard empört und von Mitleid bewegt.

„Aus, immer aus! Papa sagt — ach, wie der Willy blutet!“

„Das sind die Mechelmanns,“ erzählte Susanne, während sie behilflich war, das hübsche Gesicht des Kleinen zu reinigen, „droben aus dem dritten Stock. Der Mann quält sich redlich mit den drei Würmern, die Frau läuft unterdessen in den Vereinen umher und schwatzt und hält Reden. Mit dem Doktor Fowder und ihr soll's nicht ganz richtig sein. Hinauf darf er freilich nicht mehr kommen, der alte Mechelmann hat zwar sonst keine Courage, aber gegen diesen Amerikaner soll er doch so in Wuth gerathen sein — Na, nun geht sie aus und trifft ihn sonst irgendwo. Mir thun nur die armen Würmer leid!“

„Du sagtest drei. Wo ist denn das dritte?“ fragte Irmengard, und mit ihrem impulsiven Herzen haßte sie beinahe die unbekannte, pflichtvergessene Mutter.

„Anni ist oben!“ versicherte Willy schnell.

„Krank gewesen,“ fügte der kleine Blessirte in seinem Kinderidiom hinzu, „ich auch. Bräune, sagt Papa.“

„Nein, das ist ja entsetzlich!“ rief die junge Frau.

„Sollt Ihr denn den ganzen Abend allein bleiben, Ihr armen, lieben Dinger?"

„Papa kommt bald, Jette auch. Ich wollte nachsehen, aber der Willy mag nicht allein bleiben, er läuft immer mit, und als ich ihn hinauftragen wollte, hat er mich gekitzelt, und da sind wir Beide hingefallen."

Irmengard's leicht bewegliches Gemüth trieb sie schon die Treppe hinauf, obwohl Susanne Einwendungen machte. Die Thüren zu allen Räumen standen weit offen, Alles war unbeleuchtet und durchkältet, nur im Kinderzimmer brannte eine Lampe mit zersprungenem Cylinder und zerbrochener Glocke. In einem hübsch gearbeiteten Bettgestell, dessen Sprossen hin und wieder ausgebrochen waren, stand eine elfenzierliche Gestalt im rothen Nachtröckchen. Das krause, blonde Haar umtanzte wirr die feine Stirn und der kleine Mund stammelte unverständliche Laute, die in Jauchzen endeten, als die glänzende Erscheinung der Künstlerin das dämmerige Gemach zu erhellen schien. „Mama! Mama!"

Es ging ein wundersames Gefühl durch die Brust der kinderlosen Frau, als sie die beiden Worte sich entgegenrufen hörte, wie wenn eine tief verborgene Saite plötzlich berührt wird. Selbst die Dazwischenkunft eines unsauber gekleideten alten Weibes konnte das schmerzlich-süße Lächeln nicht von Irmengard's Lippen scheuchen, womit sie sich über das ungeduldig hüpfende Kind neigte.

„Du willst zu mir kommen? Ja, gewiß, ich nehme Dich mit!"

„Wer sind Sie denn, schönes Fräulein?" brummte die

Alte halb neugierig, halb verdrießlich, während sie versuchte, Irmengard von der Wiege fortzudrängen. „So, so, die Sängerin von unten! Ja, das glaube ich, wer's so haben kann! Dies sind die Kinder vom Doktor Mechelmann, unter meiner Aufsicht."

„Wo ist denn Ihre Frau?" mischte sich Susanne spitz dazwischen.

„Im Club der Freien," lachte die Alte dreist. „Heute hält sie einen Vortrag. All' die Tage ist gelernt worden, bis sämmtliche Kinder weinten, weil sie keine Mahlzeit erhielten, und der Herr Doktor aus dem Hause lief. Wo sind die Jungen? Sie sollen gleich heraufkommen, Jungfer, ehe der Papa nach Hause kommt."

„Ich werde es bei Herrn Mechelmann verantworten, wenn ich seinen drei Kleinen den Christbaum drunten zeige," fiel Irmengard mit ihrer hochfahrendsten Miene ein, während sie der Wärterin ein Geldstück in die Hand drückte. „Kein Wort mehr! Susanne, nimm die Kleine jetzt!"

„Aber gütiger Himmel, Fräulein, sie hat ja fast gar nichts auf dem Leibe! Nicht einmal ein Unterröckchen!"

„Wenn man im Bett liegt, braucht man keinen Staat!" keifte Frau Jette und schleppte aus einem Winkel einen Arm voll Kindergarderobe herbei. „Da hier, komm, Anni!"

„Susanne, ziehe das Kind an!" befahl Irmengard, welche vor dem Branntweinduft der Alten Ekel und Abscheu empfand. „Warum zünden Sie wenigstens kein Feuer im Ofen an? Das arme Ding wird sich erkälten!"

„Ach nein, die Frau Doktor verzärtelt die Kinder nicht

so übermäßig. Sie hat ihre Plage ohnehin mit dem Auskommen, seit der schöne Herr aus Amerika hier ist."

„Bist Du fertig, Susanne?" wandte sich Irmengard fröstelnd zur Seite.

„Gleich, gleich! Sie springt mir ja auf dem Schoß wie ein Gummiball. Ja, ja, so geht's, Annichen, wenn die Hausfrau nicht auf dem Platze ist," raunte sie scherzend der Kleinen in's Ohr.

„Laß' das und komm!" Die junge Frau war bleich geworden. Eine innere Stimme trieb sie fort aus diesen vernachlässigten, liebeleeren Räumen, während derselbe Mahner sie hinwiederum zwang, das traurige Bild fest und unauslöschlich in sich aufzunehmen.

Das Geldstück in der einen, die zerbrochene Lampe in der anderen Hand, ging die alte Jette den beiden Frauen leuchtend voran durch das vordere Gemach. Ueberall Spuren von Wohlhabenheit und Geschmack, aber auf den braunen Plüschmöbeln lag der Staub fast einen Centimeter hoch, an den Teppichen fehlten Fransen, an den Fenstern hingen schmutzige Vorhänge, hier stand ein Teller auf dem Tisch, dort lag ein Toilettengegenstand zwanglos über die Sessellehne geworfen. Und durch den Wirrwarr und die kalte, dumpfe Luft schimmerte in dem flackernden Lichtschein ein Oelgemälde von der Wand seltsam hell zu Irmengard herüber, daß sie unwillkürlich stehen blieb.

„Wen stellt dies Bild vor?"

„Die Frau Doktorin als junge Frau. Ein schönes Weibchen, nicht? Etwas zu jung für den Herrn, meine ich."

Irmengard starrte unverwandt hinauf. Ihre Phantasie

hatte ihr ein Megärenantlitz vorgespiegelt, und hier lächelten sanfte, liebliche Züge zu ihr nieder. Konnten Thorheit und Verblendung bei einem solchen Wesen zu einer derartigen Wandlung führen?

„Susanne, ich bitte Dich, komm' schneller!" sagte sie gepreßt. „O Gott, welch' ein grauenvoller Aufenthalt!"

Unten hüpften die beiden Knaben ihr und dem Schwesterchen jauchzend entgegen, darüber vergaß Irmengard das bohrende Gefühl in der Brust. Sie sandte ihre Jungfer fort, kleine Ueberraschungen für das Kleeblatt einzukaufen, und war gerade mit ihren sinnigen Arrangements fertig geworden, als Dreysing sich anmelden ließ. Ihm auf dem Fuß folgte der Graf. Beide Herren machten erstaunte Gesichter, als sie den unerwarteten Zuwachs der Festversammlung in Augenschein nahmen.

„Nun aber —"

„Kein aber!" rief die junge Frau lebhaft. „Diese armen kleinen Gäste hat mir ein Zufall bescheert, sie sollen auch ihre Festfreude haben, der herzlosen Mutter zum Trotz, nicht wahr, Dreysing?"

„Niedlicher, aber überflüssiger Nachwuchs," murmelte der Justizrath. „Wie heißt Du, mein Sohn?"

„Hans."

Irmengard bückte sich hastig, die an ihrem Knie emporkletternde Anni auf den Arm zu heben.

„So, Hans. Und weiter?" kommandirte Dreysing, das Kinn des hübschen Knaben emporhebend.

„Mechelmann, Hans Mechelmann. Dies ist der arme Willy und da die kleine Anni."

„Wer? Mechelmann?“ mischte sich der Graf herrisch ein, so daß der Kleine scheu zur Seite wich. „Ist Dein Vater der Doktor Mechelmann? Heißt Deine Mutter Luise?“

„Ja. Und dies ist Willy und Anni!“

„Und diese Kinder ziehst Du in Deine Nähe? Die Kinder dieser Frau?“ fragte Freiberg, zu Irmengard tretend. „Dieses Weibes?“ wiederholte er mit zornigem Nachdruck.

„Ja, warum denn nicht? Sieh doch nicht so böse aus, Botho, Du wirst die Kinder zum Weinen bringen.“

„Schicke sie fort, sie verderben mir die Laune und die Festfreude.“

Die junge Frau maß ihn mit unwilligem Staunen, während Dreysing seinen Kneifer aufsetzte und einen scherzhaften Rundgang um das Brüderpaar begann.

„Also so sehen die Sprößlinge einer Emanzipirten aus! Nicht übel! Für China doch zu Schade trotz des unzweifelhaften Ueberflusses! Jungens, wer von Euch hat die Bräune gehabt?“

„Ich!“ lallte Willy.

„Gut, dafür schenke ich Dir diesen Thaler! Jetzt marsch fort mit Euch in die Ecke, bis der Baum angezündet ist!“

Inzwischen hatten der Graf und Irmengard einen leisen, aber heftigen Disput mit einander geführt, bei welcher Gelegenheit die junge Frau von dem zufälligen Zusammentreffen beider Herren mit Luise Mechelmann Kenntniß erhielt.

„Sie ist verächtlich, Du hast Recht, aber der Mann ist ebenso beklagenswerth, wie die schuldlosen Kinder."

„Die ganze Gesellschaft ist unserer unwürdig; Du hast ja die Luft kennen gelernt, in welcher sie athmen. Ich will keine Gemeinschaft mit irgend einem Gliede dieser verkommenen Familie halten, und Du sollst es auch nicht, Irmengard. Es schickt sich nicht für —"

„Die zukünftige Gräfin Freiberg!" fiel sie bitter lächelnd ein.

„Wenn Du so willst, ja, es ist das Richtige. Schicke die Kinder hinauf."

„Niemals!" entgegnete sie erregt. „Es wäre Unrecht, dieses lallende Kind hier für die Schuld der Mutter verantwortlich zu machen. Wenn Dein Gesichtskreis eng genug dazu ist, mein gesunder Menschenverstand sträubt sich dagegen!"

„Und wenn ich Dir die Alternative stelle," fragte er mit zornigem Flüsterlaut, während er nahe zu Irmengard trat, so daß er den Saum ihres veilchenblauen Gewandes berührte, „wenn ich Dir die Wahl stelle zwischen meiner Gesellschaft und jener?"

„Sagen Sie 'mal, lieber Graf," rief der Justizrath, „sind Sie vielleicht morgen zu Passevinis gebeten?"

„Jawohl! Weshalb?"

„Ich meinte nur! Wie wär's denn, wenn wir jetzt den Baum anzündeten?"

„Ja, ja!" riefen die Knaben zu Irmengard stürzend. „Der Baum, der schöne Baum!"

„Susanne wird gleich klingeln," sagte sie, mit un-

gewohnter Ueberwindung ein Lächeln auf ihre Lippen zwingend.

Der Graf trat zurück, es war ihm selbst weh um's Herz. „Irmengard, wie quälst Du uns!"

„Es liegt außer meiner Macht, diese Qualen zu enden," erwiederte sie herbe.

Die Flügelthüre sprang auf. Von hellem Jubelruf begrüßt zeigte sich der strahlende Weihnachtsbaum den sehnsuchtsvollen Blicken der Kinder, selbst die Kleine auf Irmengard's Arm begann vor Freude laut zu jauchzen und in die Händchen zu klatschen.

Sie wandte sich schnell von Freiberg ab, aber nicht schnell genug, um den sprechenden Blick des Justizraths übersehen zu können.

„Ich will Ihnen die blonde Zappeldame abnehmen, geben Sie her!"

Irmengard schüttelte stumm das Haupt. Sprechen konnte sie jetzt nicht, wo eine dunkle Naturgewalt mit einem nur allzu bewußten Schmerzgefühl um die Herrschaft in ihrer Brust stritt.

Gegen das duftende Tannengezweig gekehrt, in dessen grünen Nadeln silberne Fäden und goldene Schnüre von der Lichtergluth bewegt gleich Elfenbrücken in Waldesnacht schaukelten, stand die junge Frau gedankenverloren, das Knistern der Kerzen führte sie weiter und weiter aus der Gegenwart in die ewig unerreichbare Vergangenheit zurück. Weder Haß, noch Zorn, noch Stolz vermochten den sie unsäglich beängstigenden Bann zu lösen, dann legten sich zwei weiche Hände liebkosend um ihre Wangen,

streichelnd, schmeichelnd, und ein kleiner warmer Mund flüsterte beseligt: „Mama, ei, ei! Mama!"

Sie athmete tief auf und drückte, um ihre Thränen zu verbergen, das schöne Antlitz in des Kindes blonde Locken. Die Sehnsucht des Weibes nach Mutterglück hatte sich zum ersten Male in Irmengard geregt, wie ein Blitzstrahl dem Auge fremde Fernen im Fluge zeigt und sie ebenso schnell im Dunkel verschwinden läßt.

Der Graf war nicht ohne Verlegenheit, wie er nach dem Vorangegangenen sein Festgeschenk darzubieten habe. Sein offener Sinn litt schwer unter der sinkenden Temperatur übereilt eingestandener Zuneigung, er zürnte sich selber und bedauerte Irmengard, deren unerfahrenes Vertrauen ihn mit tiefer Reue erfüllte.

Dreysing kam ihm unwissentlich zu Hilfe, indem er ohne Umstände das Kind der Jungfer übergab und Irmengard zu einem Tisch hinführte, auf welchem beide Herren ihre Gaben niedergelegt hatten.

Sie hielt das blaue Sammetetui mit dem Brillantschmuck lange in der Hand und schaute sinnend auf das Gefunkel dieser herrlichen Steine. Endlich setzte sie es stumm nieder und reichte Freiberg die Hand.

„Es ist gut, daß Du nicht auf Perlen verfielst!"

Er sah sie traurig an. „Jede Deiner Thränen trifft mein Gewissen stärker als Du denkst!"

„Das ist recht!" sagte Dreysing spöttisch, indem er sich umständlich ein Stück Konfekt auswählte. „Ueber eine gut stylisirte Erläuterung geht nur noch ein Glas Madeira. Ich weiß nicht, aber mich erinnern solche Wort-

übungen an homöopathische Heilmittel: helfen sie nicht, so schaden sie auch nicht! Der Richter, meine Herrschaften, hält sich an Thatsachen, wie Sie wissen, zum Beispiel an diese vortreffliche Chokolade!"

Freiberg wollte empfindlich antworten, aber Irmengard schlang flüchtig den Arm um Dreysing's Schultern und zog ihn zum Instrument.

„Kommen Sie!" flüsterte sie gepreßt. „Ich muß wissen, ob mein Talisman mich jetzt abermals im Stich läßt!"

Und mit lautem, vielleicht etwas unsichererem Ansatz als gewöhnlich schmetterte sie ein Lied des Uebermuths und der Freude in den sie bewundernd umstehenden Kreis.

18.

„Wenn Du es wünschest, Tante Käthe, will ich gern etwas ausruhen!"

„Endlich kommst Du zur Einsicht, Gretchen! Weshalb ängstigen wir uns überhaupt so außerordentlich mit dem Auspacken und Einräumen der Sachen? Morgen und übermorgen bleibt uns wahrlich Zeit genug!"

Margarethens sanfte Stimme klang bereits wieder aus einem entfernten Zimmer her. „Wenigstens Hans' Stube wollen wir fertig machen, Tante Käthe! Ihm ist aller Wirrwarr so tief verhaßt. Welche Freude, kehrt er heim und findet seinen Schreibtisch in gewohnter Ordnung, den Bücherschrank und — ach, seinen Arbeitsessel haben wir drüben vergessen! Laß mich ihn noch holen, Tante Käthe!"

Diese Unterredung ward etwa acht Tage vor den zuletzt

erzählten Ereignissen in einer neu eingerichteten Wohnung geführt, welche der an das Oberlandesgericht versetzte bisherige Amtsrichter Meischick in der fashionabelsten Gegend der Residenz für seine Familie gemiethet hatte. Obgleich noch ein unentwirrtes Chaos den Fußboden sämmtlicher Gemächer bedeckte, lugten doch schon hie und da Lichtblicke der Symmetrie und Proportion aus der Allgemeinverwirrung hervor, besonders erfreute sich das Zimmer des Hausherrn, welchem die Aufmerksamkeit seiner Gattin ausschließlich zugewandt war, einer von Minute zu Minute wachsenden Behaglichkeit. Eben jetzt wieder machte sie eine Bewegung, den aus seiner Strohumhüllung befreiten Papierkorb an den richtigen Platz zu stellen, als Tante Käthe gebieterisch die Hände der jungen Frau gefangen nahm und diese mit sich zu dem nächststehenden Sopha zog.

„Gretchen! Wie oft hat Hans Dir verboten, Unvorsichtigkeiten zu begehen! Ich selbst bitte Dich alle Tage darum, aber vergebens! Mir scheint fast, Du büßest mit Deinem bevorstehenden Glück den Respekt vor der alten Tante ein!"

„O, nein!" rief Margarethe zärtlich, während die Stiftsdame die Gestalt der jungen Frau innig an sich drückte. „Für mich würde ich gewiß keinen Finger rühren, aber es wäre das erste Mal, daß Hans —"

„Ach was! Hans, Hans und ewig Hans!" rief Tante Käthe halb unwillig, halb gerührt. „Glaubst Du denn, Närrchen, er bedürfte jetzt größerer Schonung als Du? Was liegt an einem falsch gestellten Möbel, wenn

Du Schaden nähmst! Gewöhne ihn nur daran, daß seine Person von jetzt an erst in dritter Linie steht!"

„Nie, Tante Käthe!" flüsterte Margarethe und über ihre leidenden Züge glitt ein heller Schimmer. „Du gibst Dir vergebene Mühe."

„Auch nicht in zweiter Linie?" forschte sie scherzend.

Margarethe schüttelte das Haupt.

„Dann freilich ist Hopfen und Malz an Dir verloren, wie man zu sagen pflegt," lächelte Tante Käthe achselzuckend. „Aber gib Acht, es kommt doch so! Du wirst es schon erlernen müssen, auch einmal an Dich zu denken. Im Uebrigen bin ich erfreut, daß Ihr nun wohl für lange Zeit mit Umziehen verschont bleiben werdet."

„Was hätte werden sollen, wenn Du nicht wieder hilfreich zugesprungen wärest, geliebte Tante!" sagte die junge Frau, ihren Kopf ermattet an die Schulter der immer rüstigen, thatkräftigen Freundin legend. „Das war eine Freude, als Hans mir Deinen Entschluß mittheilte! Heimlich hattet Ihr es mit einander verabredet, denn ich hätte es nicht gewagt, darum zu bitten."

„Meinst Du, ich hätte es mir nehmen lassen, in den Stunden der Angst um Euch, um Dich zu sein? So kam ich eben etliche Wochen früher — das war das Ganze!"

„Wenn es nicht gerade die Residenz gewesen wäre!" flüsterte Margarethe.

„Weshalb? Du gingst doch gern hieher?"

„Aeußerlich ja, weil ein lebhafter Wunsch meines Gatten dadurch in Erfüllung ging, innerlich hatte ich mit einer unabweisbaren Scheu zu kämpfen. Es gibt Frauen,

die in große Verhältnisse gehören, und solche, die am besten in bescheidenen untergebracht sind. Zu den Letzteren gehöre ich. Es kommt mir manchmal so vor, als hätte ich etwas von einem Aschenbrödel an mir!"

„Und mir kommt es so vor, als seiest Du herzlich abgespannt und wartetest mit Selbstüberwindung darauf, Deinem Mann guten Tag zu sagen, wenn er von seinem Besuch beim Präsidenten zurückkehrt. Gib Acht, die Freude über unseren Fleiß wird sich in Unwillen verkehren, findet er Dich so sichtlich angegriffen und ermüdet. Sei gehorsam, Gretchen, ruhe Dich auf der Chaiselongue hier ein Stündchen aus — Du sollst sehen, wie angenehm es ist, sich behaglich hinzustrecken! Komm, ich bitte Dich!"

Margarethe wagte keinen Widerspruch, sie lächelte nur, als Tante Käthe in Ermangelung des noch unerreichbaren Plaids ihren Reisepelz über die Ruhende deckte.

„Nun schlaf, Kind, ich krame unterdessen fort!"

„Wenn ich nur wüßte," flüsterte die junge Frau, ihrer Freundin Hand festhaltend, „was mir so das Herz bedrückt, seit wir hier angekommen sind. Wenn ich mich nicht vor Dir schämte, würde ich sagen, ich sehnte Hans herbei, als solle er mich vor etwas Argem schützen."

„Nerven, Kind, in Deinem Zustand die natürlichsten Vorgänge! Aber das sage ich Dir, Gretchen," fuhr sie mit scherzhaftem Ernst fort, „sobald wir den Berg überstiegen haben, darf dieses abscheuliche Stichwort des 19. Jahrhunderts ‚Nerven' nicht mehr zwischen uns genannt werden. Eine nervöse Frau — puh, wie schrecklich für den Mann! Ich sehne mich ordentlich wieder nach

Deinen rothen Wangen, Gretchen, und doch gibt es unzählige Frauen, die einen magen- oder leberkranken Teint für eine absonderliche Schönheit halten. Ach, dann sind sie so zart, so ätherisch, so märchenhaft, daß verständige Leute nur den Wunsch empfinden, sie möchten sich lieber ganz und gar verflüchtigen. Und die betreffenden Ehemänner, das kannst Du mir glauben, Kind, hätten dagegen nicht das Geringste einzuwenden. Jetzt schlafe aber, Kind, und lache nicht!"

„O, Tante Käthe, wie drollig Du sein kannst!" rief die junge Frau ihr erheitert nach. Dann legte sie gehorsam den Kopf tiefer in die Kissen zurück und gab sich alle erdenkliche Mühe, einzuschlafen. Aber wie fest sie auch die Lider schloß, wie regungslos sie verharrte, der ersehnte Schlummer wollte nicht nahen. Dafür wurden ihre Gedanken immer lebendiger, in unabsehbarer Kette führten sie jeden einzelnen Tag ihrer jungen Ehe zurück und senkten statt Ruhe Freude und Seligkeit in Margarethens Herz.

Wie waren doch jene letzten Monate in Sittlingen so reich an stillem Glück gewesen, wie dankbar hatte sie es empfunden, daß Meischick nie den geringsten Versuch gemacht, sie zur Annäherung an ihr unsympathische Familien zu zwingen, während er selbst seinen gesellschaftlichen Verkehr auf die dienstliche Nothwendigkeit beschränkte. Kein böses Wort, nicht einmal ein Meinungsunterschied trübte je die Harmonie ihres Bundes, die junge Frau fand ja ihren Stolz darin, dem Geliebten unbedingten Gehorsam zu leisten. Emsig las und studirte sie in den

Büchern, welche Meischick ihrer Aufmerksamkeit empfohlen, wenngleich sie lieber draußen in Küche und Keller umhergewirthschaftet hätte; sprach er dann Abends über das Gelesene, gab sie sich die erdenklichste Mühe, seinen Auseinandersetzungen zu folgen, bis er leise lächelnd sagte: „Nimm nur Deinen Strickstrumpf wieder auf, Du entbehrst ihn ja doch!" Daß sie auch so gar nicht musikalisch beanlagt war, hätte sie eines Tages fast zum Weinen gebracht, als Meischick ein bekanntes Volkslied spielen hören wollte. Sobald er aber ihren Kummer bemerkte, streichelte er besänftigend ihre Hand und begnügte sich, die Melodie vor sich hin zu summen.

Dennoch war Margarethe froh gewesen, als bei ihrer Versetzung der schöne Bechstein'sche Flügel um einen Spottpreis veräußert ward auf ausdrücklichen Befehl des Amtsrichters, der ihn am liebsten verschenkt hätte. Wenn die junge Frau auch Irmengard's stets nur mit einem Gemisch von Widerwillen und Groll gedachte, fand sie doch für ihren Gatten eine Beruhigung darin, die Zeugen seines Unglücks thunlichst zu vermindern. Mit der ihr eigenen Umsicht und Unermüdlichkeit hatte sie alle Unbequemlichkeiten des Umzugs von Meischick fern gehalten, und es war ihr größter Triumph, als er sie in seine Arme gezogen und die Perle aller Hausfrauen genannt hatte. Auch nicht ein Funken von Eifersucht und Mißtrauen war je in ihre Seele gefallen, und alle ihre Briefe an Tante Käthe athmeten die Sprache des reinsten Glückes, des unentweihtesten Seelenfriedens, das schönste Zeugniß, welches sie dem Verhalten ihres Gatten auszustellen vermochte.

Die mit offenen Augen träumende junge Frau faltete dankbar ihre Hände ineinander, denn in ihrer Erinnerung tauchte ein Tag auf, wo sie zum ersten Mal vergaß, die Bücher auf dem Schreibtisch ihres Gatten zu ordnen, wie er es liebte. Stunden bangen Zweifels folgten, die sie ängstlich im eigenen Busen verschloß, um den geliebten Mann nicht vorzeitig in Unruhe zu versetzen. Eine unabweisbare Neigung zu trüben Gedanken beherrschte sie oft bis zu Thränen, aber sie flossen nie in seiner Gegenwart. Wenn sie litt, litt sie allein. Auch hielt eine wohlbegründete Scheu sie oft von einem immer heißer sich hervordrängenden Geständniß zurück — Meischick hatte dieser Eventualität niemals Erwähnung gethan, wie konnte sie wissen, ob er gleich ihr Freude darüber empfinden würde.

Aber wie sehr Margarethe es auch verstehen mochte, ihre Stimmung zu beherrschen, die oft gerötheten Lider und die bleicher werdenden Wangen entgingen den aufmerksamen Blicken ihres Gatten keineswegs. Er glaubte jedoch, soviel Zutrauen verdient zu haben, daß sie ihm ihren Kummer freiwillig offenbaren sollte. Doch in einer Abendstunde, wo er Margarethe ungewöhnlich leidend antraf, vergaß er alle Prinzipien und schloß sie tröstend an sein Herz. Da fand sie auch den Muth, ihm schüchtern und doch mit heimlichem Entzücken zu beichten, was Meischick zu hoffen bereits für immer aufgegeben: daß sie sich Mutter fühle.

Welch' eine Sonne des Glückes strahlte über sie herab, als er sprachlos und dankbar ihr Haupt in beide Hände nahm, um die treuen braunen Augen zu küssen, welche

unter seinem Hauch von Freudenzähren alsogleich überflossen.

Seiner Aufmerksamkeit hatte sie es auch zu danken, daß Tante Käthe zu ihrer Unterstützung herbeieilte, als Meischick's langjähriger Wunsch endlich in Erfüllung ging und er kurze Zeit vor Margarethens Niederkunft an das Oberlandesgericht versetzt ward.

Die junge Frau hatte sich in dem kleinen Städtchen so unbeschreiblich wohl gefühlt, daß der jähe Wechsel sie körperlich und geistig erschütterte. Alle nervösen Zufälle traten wieder auf und zwar häufiger und stärker, so daß Meischick sich genöthigt sah, Margarethe gleich mit sich zu nehmen, um ihr in jeder Stunde nahe zu sein.

Es ward der jungen Frau unsäglich beengt auf ihrem Lager zu Muth in einer ihr verhaßten Unthätigkeit, aber aus Pflichtgefühl duldete sie standhaft, bis die Thüre vorsichtig geöffnet ward und das Antlitz ihres Gatten sich zeigte.

„Du schläfst —?"

„O nein, ich ruhe mich nur aus!" Sie streckte ihm ihre beiden Hände entgegen.

Hans Meischick trat vollends in das Gemach. Die Zeit war an seinem äußeren Menschen spurlos vorübergegangen, aber die Art, wie er sich zu seiner leidenden Gattin niederbeugte, verrieth eine achtungsvolle Milde, welche Irmengard nicht an ihm gekannt.

„Meine arme Margarethe, welche Plage schafft Dir meine Versetzung gerade jetzt! Vielleicht wäre es doch besser gewesen, wir hätten Dich von all' der Unruhe ausgeschlossen, obgleich ich nach bester Ueberzeugung handelte."

„Tante Käthe ist zu ängstlich!"

„Tante Käthe?" lächelte er, einen Stuhl dicht neben das Sopha ziehend. „Nun ja, aber etwas verstehe ich auch in Deinen Zügen zu lesen."

„Wie war es beim Präsidenten? Was ist er für ein Mann? Wie gefällt er Dir?" fragte sie interessirt.

„So weit ganz gut. Jedenfalls versteht es seine weltmännische Gewandtheit, sich als liebenswürdiger Vorgesetzter im besten Licht zu zeigen. Wir plauderten fast eine halbe Stunde mit einander, und er gab zu wiederholten Malen seinem Bedauern Ausdruck, Dich in geraumer Frist erst kennen zu lernen. Redensarten, aber höfliche!"

„Wovon sprach̦t Ihr denn so lange? Nur über dienstliche Angelegenheiten?" fragte die junge Frau neugierig.

„Ich dächte nicht," erwiederte Meischick sich besinnend. „Richtig, es fällt mir ein! Herr v. Erleben scheint ein großer Musikliebhaber zu sein, denn er enthusiasmirte sich gewaltig für eine hier gastirende Sängerin — ich glaube Meni oder Mena ist ihr Name."

„Meni oder Mena?" lachte Margarethe. „Tante Käthe, hast Du je etwas von einer Künstlerin Meni oder Mena gehört?"

„Hinter all' den Ni und Na steckt gewöhnlich eine Karoline Schulze oder Auguste Meyer, Kind! Im Uebrigen, wenn es Dich interessirt, kann Hans Gelegenheit nehmen, hinter den Illusionsnebel dieses italienischen Namens zu schauen."

„Wie so, Hans?"

„Herr v. Erleben hatte die Freundlichkeit," versetzte

Meischick, „mich zu einer Soirée aufzufordern, welche in den nächsten acht oder vierzehn Tagen, glaube ich, stattfinden soll und auf welcher die erwähnte Sängerin ebenfalls erscheinen wird. Abschlagen ließ es sich schwer, es genügt aber vollkommen, wenn ich mich eine Stunde dort zeige."

„Wieder ein Vortheil der Residenz, Gretchen," sagte Tante Käthe, bedeutsam lächelnd.

„Ich gehöre nicht in diese vornehmen Cirkel," erwiederte die junge Frau ablehnend.

„Meine Frau gehört überall da hin, wo ich sie einführe. Und daß man ihr da respektvoll und liebenswürdig begegne, sei stets meine Sorge!" Er küßte sie mit freundlichem Ernst auf die Stirn und begann von etwas Anderem zu sprechen.

19.

Der erste Weihnachtstag brachte das Diner in der Familie des Legationsraths v. Passevini. Entsprechend der Anwesenheit eines Gastes von hohem gesellschaftlichen Range sollte das Fest einen offiziellen Charakter tragen, woraus sich die Verpflichtung für die Wirthe ergab, bei dieser Gelegenheit den vollen Prunk und Reichthum ihres Hauses zur Schau zu stellen. Ein entzückender Blumenflor verschönte die glänzende innere Ausstattung der Räume und milderte die oft brennende Farbenpracht, die ernste Klassizität zahlreicher Kunstwerke, das strahlende Kerzenlicht zu einer dem Auge unendlich schmeichelnden Harmonie. In dem mit herrlichen Fresken geschmückten Speisesaale war gedeckt; auf der Tafel erglänzte das kostbare

silberne Tafelgeräth der Familie v. Passevini. Vom Ahn zum Enkel durch Jahrhunderte fortgeerbt, zeigten sich Schaustücke der seltensten Art darunter, Meisterwerke altitalienischer Goldschmiedekunst, oft von Juwelen funkelnd, oft zu einem malerisch matten Glanze herabgedämpft. Aber köstlicher noch als Silber und Edelgestein glühten die farbenreichen Früchte des Südens in ihren krystallenen Schalen, wie die goldenen Aepfel der Hesperiden, wetteifernd an Liebreiz mit dem dunklen, rosigen und zart gesprenkelten Blüthenschmuck zahlloser Kamellien, die in Mosaikgruppen geordnet sich mit unnachahmlichem Effekt von dem weißen Tafelgrunde abhoben.

Der Legationsrath hatte sich kurz vor Beginn der Festlichkeit zu einer letzten Musterung sämmtlicher Gemächer eingefunden und trat soeben in den Empfangsalon, als von der entgegengesetzten Seite seine Gemahlin mit erhitztem Antlitz erschien.

„Antonio —!“

„Meine Liebe?“

„Du warst oben?“

„Sie wird erscheinen, meine Theure!“

„Ich weiß es, aber wie — o Antonio!“ Und sie drückte die behandschuhte Rechte kummervoll auf seinen Arm.

„Nun, wie denn? Du erschreckst mich!“

„In halber Nonnentracht! Ich hielt es für meine Pflicht, ihre Zofe etwas auszufragen. O Antonio,“ hier blickte sie scheu auf ihre eigene ebenso reiche als geschmackvolle Toilette, „wird die böse Welt nicht sagen, ich, die Tante, wolle die Nichte in den Hintergrund drängen?“

Der Legationsrath lächelte. „Wenn man so jung und hübsch ist, wie Du, meine theure Bella, braucht man kein Urtheil der Welt zu fürchten."

„Ja, ja," hauchte die Baronin halb beruhigt und sichtlich angenehm berührt. „Aber warum wies sie meine Hilfe so eigensinnig von sich?"

„Zu ihrem eigenen Schaden. Ich habe also, allerdings nicht ganz nach meinem Wunsch, den Grafen Freiberg zu ihrem Nachbar bestimmt."

„O Antonio, glaube mir, gerade jetzt wird er meinen Intentionen noch mehr entsprechen, als zuvor. Er wird jetzt nicht die geringste Anstalt treffen, ihr den Hof zu machen, und das ist es, was ihn mir diesem seltsamen Mädchen gegenüber ganz unentbehrlich macht. Außerdem hat er Berge von Büchern gelesen, die der Marchesa gewiß auch bekannt sein werden."

„Nun, wie Du denkst, meine Liebe, wie Du meinst; Du verstehst Dich ohne Zweifel besser darauf, als ich. Aber es würde gewiß heilsam sein, wenn Du unserem Gaste Deine Scheu etwas mehr verbergen wolltest. Als ich heute Morgen bei ihr war, sie zur Theilnahme an diesem Diner zu bestimmen, lächelte sie mich eigenthümlich, vielsagend an: ‚Wenn die Baronin verspricht, sich nicht mehr vor mir zu fürchten!'"

„Ah!" sagte Frau v. Passevini halb erfreut, halb gekränkt. „Antonio," rief sie plötzlich lebhaft, „weißt Du, was die Marchesa so — so grillenhaft gemacht hat? Mir ahnt es!"

„Nun?" fragte ihr Gemahl auf's Aeußerste gespannt,

indem er die Stirn seiner Gattin mit den Lippen leicht berührte.

„Eine unglückliche Liebe!"

Hier ward das Zwiegespräch durch das Erscheinen der ersten Gäste unterbrochen.

Einige Zeit später bewegte sich die plaudernde, geschmückte Festgesellschaft vollzählig in den Gemächern. Das Erscheinen des Gra'en Freiberg erregte eine gewisse Aufmerksamkeit. Man fand ihn bleicher als gewöhnlich, und ernster. Er mußte abermals die Erfahrung machen, daß die junge Fürstin Melnikoff, welche im Kreise der jüngeren Damen den Ton angab, mit einem undefinirbaren Widerstreben in Wort und Miene ihn gewissermaßen als ausgestoßen kennzeichnete.

Frau v. Passevini, an der Seite ihres Gastes, des Prinzen Liebenstein, stand trotz des liebenswürdigen Lächelns, welches ihre Lippen umspielte, wie auf Kohlen. Eine Minute nach der anderen verstrich, und die Marchesa erschien nicht. Die fragenden und erstaunten Blicke der erwartungsvollen Gesellschaft begannen sich allgemach wie Dolchspitzen in das Herz der allem Eklat so feindlich gesinnten Baronin zu bohren. Der Prinz, durch Zufall in Kenntniß gesetzt von der Anwesenheit einer Anverwandten seiner schönen Wirthin, wandte sich soeben bedauernd zu dieser.

„Mir scheint, Frau Baronin, wir müssen für heute das Vergnügen entbehren —"

Da öffneten sich die Flügelthüren. Frau v. Passevini athmete auf vor Erleichterung, während sich über die ganze

Gesellschaft ein Schweigen der Erwartung legte. Eine Sekunde verstrich. Dann ging ein wundersames Raunen und Rauschen durch die Gruppen. Die Marchesa di Cassero hatte den Salon betreten.

Welche Vermuthungen auch über die junge Dame laut geworden waren, nicht eine streifte die hier in Erscheinung tretende Wahrheit. Wohl lag über diesem durchsichtig bleichen Antlitz mit dem großen, leuchtend schwarzen Augenpaar und den schmalen rothen Lippen ein befremdender Zug von Melancholie, aber nichts, was an abstoßende Selbstüberhebung erinnerte. Die zarte, vielleicht zu schlanke Gestalt mit der erhobenen Kopfhaltung und den gleichmäßigen Bewegungen trug allerdings den Stempel herber Jungfräulichkeit, aber die wunderliebliche Form der Hände, des Nackens und der eigenthümlich schmalen Füße verlieh der Marchesa dennoch den Zauber mädchenhafter Anmuth.

Sie war zum Entsetzen der Baronin in ein hoch hinaufreichendes schwarzes Sammetgewand gekleidet, dessen majestätische Schleppe für ihre Figur fast zu schwer erschien. Ihr nachtfarbenes, bläulich schimmerndes Haar war in schlichten Flechten um den schön geformten Kopf geordnet; statt der Blumen leuchtete ein großer Stern von Rubinen darin auf, ein zweiter funkelte an ihrer Brust — sonst war jeder Zierath verschmäht.

Herr v. Passevini eilte seiner Nichte mit einer gewissen unterwürfigen Zuvorkommenheit entgegen und geleitete sie zu seiner Gattin.

Die Marchesa, sich tief vor dem Prinzen und ihrer Tante verneigend, ergriff die Hand der Baronin und drückte

sie an ihre Lippen. „Ich bitte um Verzeihung für mein langes Ausbleiben — ein Schwindelanfall hielt mich auf."

Frau v. Passevini, durch dieses taktvolle Benehmen nunmehr ganz zufriedengestellt, stellte ihre Nichte mit tadelloser Liebenswürdigkeit der nächsten Umgebung vor. „Marchesa Gaëtannina di Cassero!"

Fast in demselben Moment wurden die Thüren zum Speisesaal geöffnet, und mit einem bewundernden Ausruf über die eigenartige Schönheit der Marchesa reichte der Prinz seiner Wirthin den Arm. Der Aufbruch zur Tafel ordnete sich schnell.

Der Legationsrath winkte Freiberg aus dem anstoßenden Gemach zu sich. „Kommen Sie, ich will Sie meiner Nichte, Ihrer Tischnachbarin, vorstellen."

Der Graf folgte. Jetzt wandte sich die Marchesa.

„Graf Freiberg — Marchesa Gaëtannina di Cassero."

Herr v. Passevini bemerkte es in der Eile, mit welcher er sich entfernte, nicht mehr, daß der Graf die Augen schloß und nach der Lehne eines Sessels griff, während Gaëtannina mit weit geöffneten Augen an seinen Zügen hängend einem Marmorbilde ähnlicher sah, als einem athmenden Menschen.

„Gaëtannina," flüsterte er wie im Traum. „Es ist ja nicht möglich, es kann nicht sein!"

Sie faßte sich. „Wir dürfen nicht länger verharren — Ihren Arm, Graf Freiberg!"

Er fühlte ihre Hand leise erbeben. Eine Beklemmung ohne Gleichen erfaßte ihn. „Gaëtannina, sprich

ein Wort, bist Du meine erste, die heilige Liebe meiner Jugend?"

Sie nickte stumm.

„O Gaëtannina — Gaëtannina!" sagte er gepreßt mit dem Ausdruck tiefster Verzweiflung. Der Gedanke an Irmengard lastete wie ein Alp auf ihm. Er wagte es nicht, Gaëtannina in's Auge zu sehen. Die Worte, welche er sprechen wollte, erstarben auf seiner Zunge.

Stumm, bleich saßen sie neben einander, nur wenn ihr Blick die Züge des Geliebten streifte, leuchtete ein wunderbares Flammen und Glühen in den tiefen schwarzen Sternen auf.

Da der Graf anscheinend seine Pflicht als Tischnachbar arg vernachlässigte, versuchte es ein junger Attaché, die Aufmerksamkeit der Marchesa auf sich zu lenken, aber da trat jener herbe Zug um ihre Mundwinkel so grell hervor, daß Freiberg erschrak. Wie mußte dieses weiche, leidenschaftliche Kinderherz gedrückt und gemartert worden sein, bevor die vollen, schwellenden Lippen, welche so oft an den seinen gehangen, ein so hoffnungsloses Zusammenpressen gelernt! Während sie sich Entsagung aufgezwungen und ihm heldenmüthig Treue bewahrt — was hatte er inzwischen gethan? Nun war Gaëtannina frei und er gefesselt, ach, und mit Banden, die ihn schmerzten, ohne ihn ferner zu beseligen!

Als er mit dem Gefühl eines Verbrechers die Tafelrunde überschaute, entging ihm die Bewunderung nicht, mit welcher der Prinz sich bemühte, ein Gespräch mit der Marchesa anzuknüpfen. Es wurde ihm heiß im Herzen,

als er dessen sanfte, einschmeichelnde Stimme zu sich herüber tönen hörte, jedes Wort eine versteckte Huldigung, ein galanter Scherz.

Zu Frau v. Passevini's Entzücken entfaltete Gaëtannina in ihren Erwiederungen so viel Geist, daß die Baronin nicht umhin konnte, in die Lobeserhebungen des Prinzen einzustimmen. Die Person des Grafen verlor für sie auch die letzte Bedeutung, da ihre Nichte auch ohne ihn Unterhaltung und Anerkennung fand.

Die Marchesa bezeugte, wie sehr Selbstbeherrschung ihr zur zweiten Natur geworden war, indem sie ohne Zögern dem Wunsch des Prinzen entsprach, im Salon den Kaffee neben ihm einnehmen zu wollen. Mochten Herz und Sinne auch eine Aussprache mit Freiberg heiß ersehnen, nicht eine Wimper ihres bleichen Antlitzes zuckte bei der anregenden Plauderei, welcher sich der Prinz mit vollem Genusse hingab. Es war, als ob sie nur das Sprachrohr eines fremden Geistes sei, ein Transparent für eine fremde innere Flamme, erleuchtet und doch kalt, farbensprühend und selbst todt.

Der Prinz empfand dies sehr wohl und daneben einen unsäglichen Reiz, diese schöne Statue belebt zu sehen, ein Verlangen, das sich bis zu dem Wunsche steigerte, sie selber beleben zu können. Er versuchte es, sich über einen Mangel an Aufmerksamkeit bei ihr zu beklagen, indem er bedauerte, ihrer Landessprache nicht mächtig zu sein, da auch die gewandteste Uebertragung in fremde Idiome niemals dem Inhalt des Originals völlig entspräche.

Sie schaute ihm mit überlegener Ruhe in das lebhaft

geröthete Antlitz. „Zwei Sprachen gibt es, Hoheit, die überall gleich lauten und verstanden werden: Wissenschaft und Wahrheit!"

Der Prinz lächelte. „Was ist Wahrheit? Ein Phantasiegespinnst wie hundert andere schöne Dinge. Und Wissenschaft? Du lieber Himmel, gibt es etwas Trügerischeres, als diesen Wirrwarr streitender Meinungen, den man Wissenschaft nennt? Nein, es gibt nur eine Universalsprache: die der Liebe, und in Ihren Jahren, Marchesa, und bei Ihren Gaben sollte diese stets den Vortritt haben."

„Weshalb?" fragte sie noch kühler, und wieder trat der herbe Zug um ihre Mundwinkel grell hervor.

„Schon deshalb, weil die Zusammenstellung der Liebe mit der Wissenschaft eine — verzeihen Sie, Marchesa — Verketzerung, um nicht zu sagen Blasphemie, ist. Liebe und Wissenschaft sind wie Sonne und Mond. Wo die Liebe leuchtet in ihrem himmlischen Glanze, schwindet das armselige Mondlicht der Bücherweisheit in sein Nichts dahin. Unter dem Mond reift keine Aehre, nicht der kleinste Halm; sowie die Sonne darauf strahlt, sprießt Alles im Menschenherzen hervor, was die Natur darin eingeschlossen hat. Daher können wir die Wissenschaft zu unserem Glück entbehren, die Liebe nicht. Was haben Sie darauf zu sagen, Marchesa?"

„Daß Beides," ihre feingeschweiften Nasenflügel bebten leise, „eitel ist, wie Alles auf Erden. Glauben Sie, Hoheit, daß man im Kloster über solche Dinge ein anderes Urtheil fällen lernt, als im Getriebe der Welt!"

„Vor allen Dingen erhält man ein falsches Bild,"

erwiederte er lebhaft, „ungefähr, als sähe Jemand ein Gewitter zum ersten Male in verschlossener Stube mit an. Müßte er nicht glauben, die Welt ginge draußen in Flammen auf und der Donner zerbräche das Erdreich? Geht man aber furchtlos hinaus, so ist die Sache ungefährlich, so ungefährlich, meine schöne Marchesa," sagte er leiser, „wie die Stürme der Liebe."

„Wer sich darauf verläßt, könnte leicht erschlagen werden, Hoheit," erwiederte Gaëtannina mit kühlem Spott.

„Ah, nutzlose Angst! Am Liebeshimmel jedes Menschen zuckt hie und da ein Blitz auf, aber er erlischt wirkungslos, man hat keinen Schaden davon —"

„Nun, und?" fragte die Marchesa sehr gedehnt, ihm voll in's Antlitz sehend. „Die Nutzanwendung?"

„Schlägt der elektrische Funke wahrer Zuneigung endlich wirklich ein, so ist man eben todt für die Außenwelt," schloß der Prinz mit feiner Bedeutung.

„Ja so!" Gaëtannina neigte das Haupt. Sie fühlte sich beengt, gequält in dieser unwillkommenen Gefangenschaft, umsomehr, als sie Freiberg's Gestalt nicht mehr im Salon bemerkte. Zum Glück näherte sich jetzt die Legationsräthin ihrem erlauchten Gast und nahm anmuthig dankend den Platz ein, welchen Gaëtannina ihr zur Verfügung stellte.

Eine Regung des Unwillens ging durch die gesammte weibliche Jugend, als die Marchesa, ohne Notiz von ihrem Kreise zu nehmen, langsam in dem angrenzenden Boudoir der Hausfrau verschwand. Die Fürstin Melnikoff, ohnehin in der berechtigten Erwartung betrogen, von dem

Prinzen ausgezeichnet zu werden, betrachtete die schöne Bevorzugte mit feindseligen Blicken, denn sie bemerkte gar wohl, daß sämmtliche Cavaliere ihre Aufmerksamkeit auf die Italienerin richteten, bis auch der letzte Saum der schwarzen Sammetschleppe verschwunden war.

„Der Durchgang der Venus!“ lispelte die Fürstin ihrer Nachbarin boshaft zu.

Gaëtannina, das kleine Gemach durchschreitend, öffnete die Flurthüre, um in den oberen Stock zurückzukehren, als der Graf ihr im Korridor entgegentrat.

„Schenken Sie mir wenige Minuten Gehör, ich bitte darum. Nein, ich verlange es,“ fuhr er leidenschaftlich fort, als sie das Haupt schüttelte, „denn ich habe ein Recht dazu, Sie selbst gaben es mir!“

Die Anwesenheit eines Dieners zwang sie, ihren Arm in den seinen zu legen. „Lassen Sie uns in den kleinen Wintergarten gehen.“

Er führte sie auf einem Umweg bis zu dem zierlichen, mit raffinirter Geschicklichkeit ausgenützten Anbau, welcher in seiner räumlichen Ausdehnung einem großen, aber schmalen Gemach entsprach. Dieses kleine Bijou, wie die Legationsräthin ihr Werk nannte, lag an der Breitseite des Empfangsalons, nur etliche Stufen tiefer, und war mit diesem durch eine jetzt offen stehende Thüre verbunden. Es lag also nichts Auffälliges darin, wenn Gaëtannina und der Graf im Wintergarten verweilten.

Freiberg bemerkte mit Befriedigung, daß augenblicklich sich Niemand darin befand. Er führte die Marchesa zu einer der niedrigen, offenen Polsterwände, auf welcher

sie Platz nahm. Vergebens haschte er nach einem einleitenden Worte, aber sie kam ihm zuvor.

„Zunächst sollen Sie erfahren, wie ich der dunklen Klosterzelle entfloh. Warum stehen Sie so fern von mir? Glauben Sie, daß alle Gäste drinnen ein so lebhaftes Interesse an der lebendig begrabenen Gaëtannina nehmen, wie Sie, dann will ich laut sprechen!"

„Nein, nein! O, ich —" Er rollte einen Sessel in ihre Nähe, ohne es zu wagen, die reizende Hand, welche ihm so nahe lag, zu berühren.

Gaëtannina erzählte in schlichten Worten, wie die Oberin des Klosters Erbarmen mit ihrer Verzweiflung gefühlt und den Termin der Einkleidung, ungeachtet alles Drängens ihrer Mutter, immer hinauszuschieben gewußt habe, bis aus dem einen Probejahr fast deren drei geworden, daneben habe sie allerdings mit allen Mitteln der Güte und Strenge versucht, Lebensfreude und Liebessehnsucht in Gaëtannina's Busen zu ersticken; das Erstere sei ihr gelungen, das Zweite nicht.

Hier schwieg die Marchesa und heftete einen durchdringenden Blick auf das abgewandte Antlitz des Grafen. „Wenn ich außer Selbstbeherrschung noch etwas lernte in den geheiligten Räumen, so war es Menschenkenntniß. Das klingt paradox, und dennoch ist es wahr! Ein unbarmherziger Gott gab mir als bitteren Ersatz für den vernichteten Lebensmuth die Gabe, im Menschenherzen zu lesen wie in einem Buch, und in Ihrem Herzen —"

„Nicht weiter, Gaëtannina, nicht weiter, ich beschwöre Sie!" rief der unglückliche junge Mann heftig.



Die Marchesa fuhr herbe fort: „Plötzlich endete ein Schlagfluß das Leben meiner Mutter. Ich habe ihr nicht nachgetrauert, aber ich habe sie beneidet. Am Tage ihres Begräbnisses trat die Domina zu mir und sagte: ‚Ich habe mit den Oberen Rücksprache genommen, Du bist nicht reif für ein Leben in Jesu. Geh' in die Welt zurück, die nur Kampf und Enttäuschungen bietet, aber denke daran, daß Deiner hier ein Asyl harrt, wenn Du an Dir erfahren haben wirst, was mein Herz einst brach!‘ So kam es, daß ich, ein unheimlicher, furchterweckender Gast, meiner Familie zurückgegeben ward. Man hatte sich so schön daran gewöhnt, mich lebendig eingesargt zu wissen, daß ein Ruf des Schreckens meine Wiedergeburt begleitete. Ein gewisser Heiligkeitsgeruch, der mir voranging, sowie der Verdacht asketischer Klostergelehrsamkeit zogen der guten Baronin beinahe ein Fieber zu, als der Arzt in Florenz meinem Onkel diese Luftveränderung als unabweisbar nothwendig an's Herz legte."

„Sie waren krank?" fragte der Graf tödtlich erschrocken, als er die Marchesa ihre Hände schmerzlich gegen die Brust drücken sah. „O Gaëtannina, nur in diesem Augenblick noch gönnen Sie mir ein Recht, für Sie zu zittern!"

„Es gab eine Zeit," flüsterte sie und eine wunderbar zarte Röthe überflog ihre Wangen, „da glaubte ich, der Duft der Rosen eines verschwiegenen Gartens müsse mich genesen lassen, das Säuseln freundlich schirmender Pinien müsse mein fieberndes Blut kühlen, im Anschauen weißer Lilien, den Zeugen kurzer Seligkeit, wollte ich mich glücklich träumen, aus dem Rauschen des Stromes entschwun-

dene Wonnen zurückbeschwören —!" Sie fuhr zusammen. „Was rede ich!" rief sie plötzlich mit erstickten Schrei die Hände vor das Antlitz drückend. „Was mir zur Wohlthat werden sollte, vermehrte nur mein Leid. Aus jeder Blume, die uns geblüht, aus jedem Blatt, das uns umrauscht, sog ich ein schmerzlich-süßes Gift — und sterbe daran, wenn Du —"

Hätte Freiberg eine Waffe bei sich geführt, er würde seinem verfehlten Dasein zu Gaëtannina's Füßen ein Ende gemacht haben. Wie groß aber auch seine Verzweiflung sein mochte, seine Sorge um die Marchesa war größer. Er richtete sich hastig auf. „Um Gottes willen fassen Sie sich, man kommt! Mein Herz soll offen vor Ihnen liegen — wir leiden Beide!"

„Sie werden besser gewählt haben, das soll mich trösten," sagte sie, und über die soeben noch lebenswarmen Züge glitt jene kalte bleiche Maske, welche jeden Verdacht im Keime erstickte.

Eine heiter plaudernde Gesellschaft unter dem Vortritt der Legationsräthin eilte die Stufen hinab, das Bijou des Hauses in Augenschein zu nehmen. Man war freilich erstaunt, die unnahbare Florentinerin an der Seite ihres stummen Tischnachbars wiederzufinden, aber die Meisten hielten dies für eine bizarre Laune der Marchesa und gingen gleichgiltig darüber hinweg.

Herr v. Exleben jedoch, obwohl in angenehmster Stimmung, empfand auch jetzt gegen Freiberg dieselbe kleine Feindseligkeit, deren er sich seit jenem Zusammentreffen bei Garda Menari niemals erwehren konnte. „Verehrter

Herr Graf, ich komme, mir bei Zeiten schon Ihre liebenswürdige Genehmigung zu erbitten —"

„Wozu?" fragte Freiberg, von demselben Gefühl beseelt, ziemlich kurz.

Der Zufall hatte gerade in diesem Moment einen Kreis von Lauschenden um Gaëtannina's Sitz gezogen; ihr gegenüber stand der Prinz, aufmerksam jede Bewegung dieser eigenartig schönen Züge verfolgend.

„Ich beabsichtige, in kurzer Frist eine Soirée bei mir zu veranstalten, und hoffe, daß Sie mir die Freude nicht versagen werden, Ihrer liebenswürdigen Braut bei dieser Gelegenheit einen Lorbeerkranz zu Füßen zu legen."

Ohne aufzuschauen, empfand Freiberg das verhaßte Lächeln, welches in diesem Augenblick die Lippen aller Hörer umspielte. Ihm war zu Muth, als begänne die Luft vor seinen Augen zu flimmern, Angst und Scham Gaëtannina gegenüber und Haß gegen den unberufenen Verkünder seines schweren Geständnisses machten ihn fast fassungslos. „Ich verstehe Sie nicht ganz, Herr Präsident!" sagte er hochfahrend, aber er wagte es nicht, Gaëtannina dabei anzusehen, obwohl jede Fiber in ihm nach einem verzeihenden Blicke rang.

„Aber das ist doch so leicht zu verstehen, Graf Freiberg," lächelte Natalie Melnikoff, mit ihrem Brillantbracelet spielend. „Fräulein Menari soll uns durch ihren schönen Gesang erfreuen, bevor der Ball beginnt, es soll uns Allen ein hoher Genuß sein."

Die Marchesa sah verständnißlos in das feine, geistreiche Antlitz des Präsidenten.

Zuvorkommend trat er in ihre Nähe. „Ah, Marchesa, Sie wissen noch nicht, daß Graf Freiberg einen zweiten Raub der Proserpina in Scene gesetzt hat? Er entführt uns grausam den Stern der Saison, eine Koryphäe im edelsten Sinne des Wortes: Carda Menari!"

„Eine Primadonna — der Bühne?" fragte Gaëtannina, sich mit ihrer schroffsten Haltung erhebend, denn alles Blut drängte bei den Worten des Präsidenten zu ihrem Herzen zurück. „Eine Primadonna? Ist es so, Herr Graf?"

Er verbeugte sich stumm und, wie es für die Gesellschaft den Anschein hatte, verstimmt durch die zaudernde, mißächtliche Betonung dieser Worte.

Der brennende Druck auf Gaëtannina's Herzen wich einem eisigen Frösteln, welches ihren zarten Körper durchschauerte, aber sie konnte lächeln, lächeln, obwohl alle Qualen enttäuschter Liebe und verletzten Geburtsstolzes ihren Busen durchwühlten. Die schadenfrohe Neugier der Umstehenden, welche dem abtrünnigen Aristokraten diese empfindliche Lektion gönnten, flößte ihr kein Mitleid mehr für ihn ein, um dessen Seelenfrieden sie einst willig gestorben sein würde, und sich selbst schalt die Marchesa im bittersten Hohn eine verliebte Närrin. Mit vernichtender Ruhe blickte sie dem Grafen in die finsterleuchtenden Augen, schritt gemessen an ihm vorüber und sagte leise: „Meinen verspäteten Glückwunsch zu Ihrer Wahl!"

20.

Der junge Morgen nach diesem Gesellschaftsabend dämmerte herauf, als Botho Freiberg, seiner Fassung nicht

länger mächtig, vom Schreibtisch aufsprang und wie ein Trunkener durch die Stube schwankte. Sein ganzes Denken und Fühlen kämpfte den großen entscheidenden Kampf zwischen Wollen und Können mit elementarer Gewalt; da sank jede Selbsttäuschung, jede laue Halbheit zersplittert zu Boden und sonnenklar zeigte sich die Bedeutung jener Fragen, um derentwillen er Dreyfing oftmals zu hassen geglaubt. Dieser hatte weiter gesehen, als er, und Irmengard vor knabenhafter Begehrlichkeit, Enttäuschung und Schande schützen wollen.

Der Graf preßte seine Hand mit schmerzhaftem Druck gegen die Stirn. Wo waren sie denn geblieben jene heißen Wonneschauer, die ihn seiner ersten Liebe abtrünnig gemacht? Jenes ritterliche Drängen, die entflohene Gattin durch seine Liebe für ihren Treubruch zu entschädigen? Fort, zerstoben, alles romantischen Schimmers beraubt! Mitleid, Schuldbewußtsein, Sinnesgluth und endlich Pflichtgefühl hießen die Motive, die ihn zu Irma's Füßen getrieben und die Katastrophe der letzten Stunden herbeigeführt hatten.

Was ihm damals so heilig, so zweifellos erschien, sein Eingreifen in einen fremden Ehebund, ließ die Alles zersetzende Erkenntniß dieser Nacht ihm als unedel, willkürlich und verbrecherisch erkennen. Und wie das Fundament in sich zusammensank, stürzten alle Folgerungen mit zu Boden. Irmengard jetzt aufgeben, hieß der letzte Frevel, dessen er sich noch schuldig machen konnte.

Er stöhnte auf in Seelenqual. So nahe dem Ziel seiner ersten reinen Wünsche und für immer verbannt! Hatte Gaëtannina nicht Jahre hindurch in einsamer Zelle

beweint, was er ihr in seligen Stunden unauslöschlich tief in's Herz geflößt, so tief, daß sie es nur mit ihrem Leben ausreißen konnte und daran verbluten mußte? Auch jetzt weinte sie seinetwegen.

Freiberg lächelte herbe, während seine Hände sich zornig ballten. „Gaëtannina weint und Irmengard jubelt im Kreise ihrer leichtfertigen Genossen! O gib mir einen Ausweg, Vorsehung!" flüsterte er, in die fahle Dämmerung hinausstarrend, die sein überwachtes Antlitz geisterbleich erscheinen ließ. „Zeige ihn mir und ich gehe ihn! Aber mein Vater, mein armer, edler Vater! Warum, Schicksal, fesselst Du mich durch dieses letzte ehrwürdige Band an ein elendes, geschändetes Dasein? Doch was kann auch dem edelsten Vater ein pflichtvergessener Sohn sein? Hat er nichts Besseres verdient, als zwischen Thorheit und Reue des einzigen Sohnes zu wählen, nichts Besseres, als zu vergeben oder zu enterben? Ja, wäre Irma im Staube der Armuth zu mir gekommen, hilflos — Nein, es ist nicht wahr!" rief er ausbrechend in Leidenschaft. „Lüge nicht, Du feiges Herz! Sie wäre Dir auch dann nicht mehr werth, als so! Gaëtannina ist meines Lebens würdige Genossin. Ihre Empfindungen und die meinen stimmen überein, wir sind Kinder eines Geistes, einer Richtung, eines Willens. Und läge Irmengard in meinen Armen und hielte ich sie umfangen mit der Gluth eines Gottes, sie wäre mir fremd, die Lippen fänden sich, die Herzen nie. O, warum mußte ich sie wieder finden und von Neuem zerstören, was ich ihr nie ersetzen kann! Hasse mich, Irmengard, ich bin mir selbst hassenswerth, weil

ich Dich dem Manne entwand, dessen Verachtung mir," er beugte sein Haupt tief auf die Brust, „jetzt so wohl verständlich wird. Was thäte ich, wenn mir Gaëtannina entrissen würde?"

Draußen schwanden die Nebel. Die Sonne erhob sich und warf über die Winterlandschaft ihr kaltes Licht. Geblendet ließ der Graf die Vorhänge niedergleiten. Er schrieb. Mit stockender Hand zuerst, dann fließender und endlich mit leidenschaftlichem Eifer legte er ein umfassendes Bekenntniß an seinen Vater nieder. Die Schlußworte lauteten:

„Wenn Du, geliebter Schirmer meiner Kindheit, den Schmerz über diese Verirrung Deines Sohnes überwunden hast, wird der Gedanke Dich versöhnen, daß ich mich den vorwurfsvollen Blicken des Vaterauges und dem nagenden Skrupel des eigenen Herzens durch einen ehrenvollen Tod entzog. Die Hoffnung, daß wir, meine theure Mutter, Du und ich, bald wieder gemeinsam schlafen werden, wie einst in glücklicher Kinderzeit, läßt mich die letzte Stunde ungeduldig herbeisehnen. Aber nicht feige will ich von Irmengard scheiden, die sich zuversichtlich an mein Dasein klammerte, sie soll wissend mir verzeihen. Noch eine Bitte, die letzte, lege ich an Dein Herz, mein theurer, ritterlicher Vater: übermittele Du ein erläuterndes, versöhnendes Wort an jenen Mann, den ich in der Sturm- und Drangperiode meines Lebens so schwer gekränkt und dessen sittlicher Werth mir unter bitteren Kämpfen erst zum Bewußtsein kam. O, daß es mir vergönnt wäre, zu Gaëtannina's Füßen zu enden!"

So weit war der Graf gekommen, als er, von Sehnsucht erfaßt, die Unterredung mit Irmengard so schnell als möglich abzuwickeln, plötzlich aufsprang, sich ankleiden ließ und in der Aufregung vergaß, das Schreiben zu verschließen.

Die wundervolle frische Luft draußen that ihm wohl wie einem Gefangenen, der nach dumpfer Kerkernacht das himmlische Sonnenlicht einathmet. Betroffen überschaute er den nach den städtischen Anlagen rollenden Wagenstrom — so lange hatte er gerungen, daß die Mittagsstunde darüber herangekommen war.

Eine elegante, offene Equipage hielt dicht an seiner Seite, und Garda Menari's reizendes Antlitz bog sich über den Schlag, ihn einladend, Platz an ihrer Seite zu nehmen.

Der Graf brachte es nicht über's Herz, diesen Wunsch abzulehnen. Er leistete daher ihrer Aufforderung Folge und bemerkte es nicht, daß sie die Hand ihm nicht zum Gruße wie sonst entgegenstreckte, aber mit ihren klugen blauen Augen aufmerksam jeden Zug in seinem Antlitz musterte.

„Ich bin dem Zufall für diese Begegnung dankbar," sagte er gedämpft, „ich war auf dem Wege zu Dir. Verzeih', wenn ich Deiner Einladung gestern nicht entsprach."

Sie nickte. „Wo warst Du?"

„Bei Passevinis."

„Und dann?"

„Zu Hause."

Irmengard lächelte bitter. „Wir waren sehr vergnügt, ausgelassen sogar; Du hast viel versäumt. Der Präsident

v. Erleben hat mir heute eine Einladung zu einer Soirée geschickt und bittet, sich die Antwort gegen zwei Uhr persönlich holen zu dürfen. Ich habe ihm dies gestattet und bin Willens, ihm den Triumph zu gönnen, mich bei sich zu sehen." Sie sprach hochfahrend, dabei zuckte es aber fortwährend nervös erregt um ihren schönen Mund.

Der Graf antwortete nicht. Die letzten Worte hatte er gar nicht gehört. Seine Blicke hingen wie gebannt an den Insassen einer Equipage, welche langsam daher gefahren kam. Zwei Damen lehnten in den Kissen, die Jüngere von fast durchsichtiger Blässe, welche von Sekunde zu Sekunde noch an Intensivität zuzunehmen schien. Als sie dicht an einander vorüberfuhren, saugten sich Freiberg's Blicke mit flehender Gewalt in die tiefschwarzen Augen der Marchesa. Er sah, wie sie dieselben mit sprechender Mißachtung von ihm zu Irmengard hinübergleiten ließ, und der junge Mann senkte beschämt das Haupt.

Irmengard's impulsive Natur empfand dieses stumme Bekenntniß wie eine unsühnbare Beleidigung. Ein stechender Schmerz durchzuckte sie, die Röthe der Wangen verblich jäh, sie wollte sprechen, aber ein unsäglich drückendes Gefühl im Halse und das Vibriren der Lippen erstickten jedes Wort. Nur das Eine wiederholte sie in Gedanken fort und fort, immer schneller, immer fieberhafter: „Er hat sich soeben Deiner geschämt!"

Als der Wagen vor ihrem Hause hielt, sprang sie schnell zur Erde und eilte die Treppen hinauf.

Freiberg folgte ihr. Er wußte, was er ihr angethan. Sie konnte nicht verzeihen. So wollte er nur ein letzte

Wort mit ihr wechseln und gehen. Als er in den Salon trat, stand die Thüre ihres Schlafgemaches weit geöffnet. Der Graf hörte, wie Irmengard nebenan mit unsicherer Hand ein Glas Wasser sich eingoß und wie ihre Zähne leise an dem Glase klirrten. Dann kam sie zurück. Augenscheinlich hatte sie ihn nicht zu finden erwartet, denn beim ersten Anblick stockte ihr Fuß, als wolle sie an der Schwelle stehen bleiben, dann aber stürzte sie vorwärts. Beide Hände ineinander verschlungen stand sie vor ihm und die glockenhelle Stimme klang rauh vor Erregung.

„Wer saß in dem Wagen? Bei Deiner Ehre frage ich Dich, an wen hast Du meinen Glauben, meine Zuversicht verrathen?“

Der Graf hatte seine Ruhe wiedergewonnen. „Frau v. Passevini war die Eine, die Andere heißt Gaëtannina di Cassero.“

Sie starrte ihn ungläubig an. „Gaëtannina?“ murmelte sie. „Jene Gaëtannina? Die Himmelsbraut?“

„Irmengard, vergib!“ sagte er dringend.

Sie trat zurück, drückte ihr Spitzentuch fest an die Lippen und schaute ihm voll in's Antlitz. Endlich sank ihre Hand herab gegen das krampfhaft zuckende Herz und vergrub sich dort in die weichen Falten ihres Gewandes. Dann lachte sie kurz und heftig auf, wandte sich von Freiberg ab und sagte laut: „Sie sind frei, Herr Graf!“

„Wenn meine Liebe ein Irrthum war —“

Sie fiel ihm spöttisch in die Rede. „Hätten Sie sich die Mühe gegeben, unseren Klassiker Dreysing besser zu studiren, so würden Sie diesen Lehrsatz ganz vorn am

Eingang seiner philosophischen Abhandlungen gefunden haben. Damals, als Sie zuerst bei jenem Mittagsmahl in Sittlingen mir gegenüber saßen, damals vertheidigten Sie das Irrlicht Ihrer Leidenschaft mit sittlicher Entrüstung gegen einen Mann, gegen einen Mann — o, daß er Recht behielt!" unterbrach sie sich zornig. „Soll es denn wahr sein, das Kindermärchen unserer Moral, daß der Mensch mit dem gestraft wird, womit er sündigt? Dann, o dann ist es deine Hand, unerbittliches Schicksal!"

„Irmengard, höre mich!" sagte er erschüttert.

„Daß Sie sich ungerufen von Neuem in meinen Lebensweg stellten, war nichts," rief das schöne junge Weib von ihr selbst noch dunklen Schmerzen erfüllt, „daß Sie mir leichtfertig Treue schwuren, könnte ich vergessen, auch daß Sie den Zwiespalt, den Zweifel in die reine Flamme meines Künstlerglückes warfen und mich schwankend machten in dem, was mich wie ein Palladium schirmte, aber," hier zitterte Irmengard's Stimme heftiger, „daß Sie Hans Meischick, dem von Ihnen gehaßten Hans Meischick durch Ihr Verhalten Recht geben, mich vor ihm demüthigen, die ich nicht sterben wollte in tiefster Noth, nur damit er nicht über mich triumphirte, das," sie drückte ihre Hände vor das erglühende Antlitz, „das vergebe ich Ihnen nie!"

„Ich bin elender, als Du es glaubst," erwiederte er leise.

„Nein, nein, das glaube ich nicht!" rief sie auffahrend. „Der stolze Aristokrat zieht unbehelligt seines Weges, auf mir allein ruht der Makel einer gelösten Verbindung. Wie sie höhnisch auf mich herabschauen werden, Eure

Frauen und Mädchen, denen Garda Menari's stolze Wahl ein Dorn im Auge war! Aber wenn der Genius in meiner Brust noch seinen Zauber bewährt, so werde ich über Menschentücke siegen, wie einst über Schicksalstücken!"

„So lebe wohl!" Er reichte ihr die Hand, aber sie stieß dieselbe von sich. „Vielleicht ist es mir möglich, Deine Mißachtung durch ein Geständniß zu verringern," fuhr er langsam fort, indem er dicht zu Irmengard herantrat, „ich habe in dieser schrecklichen Nacht, wo ich die Unmöglichkeit unserer Verbindung erkannte, Hans Meischick das Unrecht eingestanden, welches ich ihm, von unreifen Anschauungen beseelt, zugefügt. Du hättest mir heilig sein sollen als sein Weib. Wenn mich etwas mit diesem Augenblick versöhnt, so ist es der Zufall, welcher meine Kugel damals einige Linien höher lenkte, als mein blinder Haß es wünschte."

Sie hing mit fliegendem Athem an seinen Worten. „Also beinahe sein Mörder? O ihr ewigen Rächer!" Sie schwankte, er eilte, ihr beizustehen, aber sie winkte so heftig abwehrend, daß er es nicht wagte.

„Lebe wohl, Irmengard! Wir büßen Beide die Schuld unserer Jugend! Gedenke meiner mit verzeihender Nachsicht, ich konnte nicht anders handeln!" Er verließ das Gemach in ungebeugter, entschlossener Haltung. — —

Eine Viertelstunde verfloß, Irmengard regte sich nicht. Plötzlich fuhr sie mit dem Schrei empor: „Sein Mörder, und ich seine Mörderin!"

(Fortsetzung folgt.)

In letzter Stunde.

Novelle

von

C. Wild.

1. (Nachdruck verboten.)

„Gott sei Dank, daß wir endlich hier sind! Meine Nerven, ach, meine Nerven!“ klagte eine elegant gekleidete, wohlkonservirte Dame von etwa vierzig Jahren, indem sie sich erschöpft auf einen bequemen Divan niederließ. „Ich begreife Dich nicht, Meline, Du siehst so frisch und rosig aus, als kämest Du von einer Promenade und nicht aus dem Eisenbahncoupé, wo wir zehn Stunden zwischen allen möglichen Leuten eingeklemmt sitzen mußten, und dann noch die zweistündige Fahrt von der Bahnstation hieher —“ Die Dame führte ein Flacon an die Nase und athmete in tiefen Zügen den Duft des Parfüms ein.

„Mama, ich bitte Dich, nur keine solche starken Parfüms! Es riecht ja hier wie in einem Parfümerieladen,“ sagte Meline, das üppige, rothblonde Haar lösend, um die durch die lange Fahrt etwas derangirte Frisur wieder in Ordnung zu bringen. „Du klagst immer über Deine Nerven und bedienst Dich dabei so scharfer Wohlgerüche,

daß Einem Hören und Sehen vergehen kann. Thu' das nicht, Mama, das ist nicht vornehm."

Die Generalin Bergauer ließ das zierliche Flacon sofort in ihrer Kleidertasche verschwinden.

„Ich muß doch meine erschöpften Lebensgeister mit irgend etwas erfrischen," meinte sie, „Du natürlich, Meline — ich glaube, Du besitzest gar keine Nerven."

Die junge Dame lachte. „Nein," sagte sie heiter, „diesen Artikel führe ich nicht, und Dein seliger Papa wird ihn wohl auch nicht in seinem Laden gehabt haben; weiß der Himmel, wo Du diese aristokratische Nervenschwäche her hast!"

Die Frau Generalin warf ihrer Tochter einen vorwurfsvollen Blick zu. „Wie Du nur so sprechen kannst!"

„Weshalb nicht? Es ist ja keine Schande, daß Dein Vater ein Krämer gewesen ist."

„Aber Du brauchst mich nicht daran zu erinnern."

„Dafür war Dein Gatte General, das gleicht Alles wieder aus."

„Ach, mein Gatte, mein armer Gatte!"

„Sei so gut, Mama, und lege diese larmoyante Miene ab, Cousin Norbert wird jedenfalls nur heitere Gesichter sehen wollen," bemerkte Meline ungeduldig. „Von ihm hängt jetzt eigentlich unsere ganze Existenz ab, wir müssen trachten, ihn bei guter Laune zu erhalten."

„O, darum ist mir nicht bange," versetzte die Generalin zuversichtlich. „Deine Schönheit hat vom ersten Blicke an sichtlich einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht."

Meline war in der That schön, sehr schön, und wie

sie jetzt dastand in dem leichten weißen Peignoir, dessen weit zurückfallende Aermel ihre klassisch geformten Arme entblößten, wie sie eine der schweren, goldig-rothen Flechten in beiden Händen hielt, bot sie ein reizendes Bild.

Die junge Dame war sich ihrer Schönheit auch wohl bewußt, war doch diese Schönheit das einzige Gut, das sie besaß, und sie sollte ihr dazu verhelfen, eine reiche, vornehme Frau zu werden.

Bei den Worten ihrer Mutter glitt ein flüchtiges Lächeln über ihre frischen, rosigen Züge.

Ja, sie hatte es auch bemerkt, daß sie auf ihren Cousin einen tiefen Eindruck gemacht hatte, und sie wollte diesen Eindruck zu einem bleibenden gestalten, denn Norbert v. Rohnegg war reich, sehr reich.

„Wir wollen das Weitere abwarten," sagte sie als Antwort auf die Bemerkung der Generalin; „sei Du nur klug, Mama, und verdirb mir nicht mein Spiel."

Sie wandte sich zu dem Spiegel zurück und befestigte ihre schönen Flechten kronenartig über der weißen glatten Stirn. Dann ordnete sie noch rasch die kleinen, zierlichen Stirnlöckchen, und nach einem kurzen, prüfenden Ueberblicke nickte sie befriedigt ihrem Spiegelbilde zu.

Die Generalin roch heimlich an ihrem Flacon und sah der Tochter zu, die ihre volle, herrliche Gestalt in ein einfaches, lichtes Sommerkleid hüllte.

„Ist Deine Toilette nicht gar zu einfach?" frug sie schüchtern. „Eine Generalstochter — und dieses dünne Fähnchen, kaum mit ein paar armseligen Schleifen verziert, ein Kleid, wie es jede Krämerstochter haben kann."

Meline lachte laut auf.

„Mama, Mama, Du schlägst Dich ja selbst! Wenn Du nur einmal vernünftig werden wolltest! Das Einfachste ist immer das Schönste, merke Dir das! Ich möchte nicht eine einzige Schleife mehr an meinem Kleide haben, hingegen Du, Mama — das ist entschieden zu überladen! Diese geputzte Robe paßt nicht für ein Souper zu drei Personen, besonders nach den Anstrengungen einer zehnstündigen Reise. Nein, nein, Mama, keinen Widerspruch, Du mußt ein anderes Kleid anziehen, ich will für Dich wählen."

Sie trat an den großen, schon halb ausgeräumten Reisekoffer und nahm ein einfaches, dunkelgraues Seidenkleid heraus.

„So, das ziehst Du an, Mama, ich will Dir helfen. Du sollst Dir nicht gleich am ersten Tage eine Geschmacklosigkeit zu schulden kommen lassen."

Die Generalin hatte jeden Widerstand aufgegeben und ließ nun resignirt Alles mit sich machen. Ihre schöne Tochter hatte sie von jeher in allen Dingen beherrscht, und die nichts weniger als geistreiche Frau fügte sich meist ohne Widerrede den Wünschen Melinens, die mit einem Gemisch von Mitleid und Nichtachtung auf die schwache Frau herabsah.

In den meisten Fällen ist es ein sehr trauriges Verhältniß, wenn die Kinder eine bessere Erziehung genossen haben, als ihre Eltern, so war es auch hier.

Meline war in einem bestrenommirten Institute erzogen worden, sie verstand es, sich in den größten Gesell-

schaften gewandt und sicher zu bewegen, ihre Mutter machte dagegen eben durch ihr ängstliches Bestreben, die noble Dame herauszukehren, meist eine lächerliche Figur, und die Tochter unterließ es daher nie, ihrer Mutter Verhaltungsmaßregeln zu ertheilen, wenn sie mit einander in Gesellschaft gingen.

Der General hatte als Major die reiche Kaufmannstochter geheirathet, um seine Schulden bezahlen zu können; geliebt hatte er seine Gattin nie, und die beiden Eheleute waren sehr gleichgiltig neben einander hergegangen.

Bergauer hatte Protektion gehabt, da er reiche, hochgestellte Verwandte besaß, und so war er denn glücklich bis zum General avancirt; dann war er pensionirt worden und drei Jahre darauf an einem Nervenschlage gestorben. Das war der Lebenslauf des guten Mannes, der im Ganzen ein ruhiger, harmloser Mensch gewesen, und sich weder durch körperliche noch geistige Vorzüge besonders ausgezeichnet hatte.

Seine Wittwe fand es sehr fein, beständig um ihn zu trauern und nie seinen Namen auszusprechen, ohne Thränen im Auge zu haben.

Der gute General war nun schon seit zwei Jahren todt, aber seine Gattin fand es noch immer angemessen, bei der Erinnerung an ihn in laute Klagen auszubrechen, ja, sie hatte sogar eine Zeit lang den Gedanken gehegt, gleich der großen Kaiserin Maria Theresia, die Wittwentrauer nie mehr abzulegen, aber Meline hatte ihr kurzweg erklärt, daß sie dergleichen nicht dulde.

Seufzend, mit thränenumflorten Blicken hatte die Ge-

neralin ihren Plan aufgegeben und ihre Gestalt wieder in lichte Farben gehüllt. Gleich allen beschränkten Frauen liebte sie den Putz, und sie würde jetzt wieder des Guten zu viel gethan haben, wenn nicht Meline abermals Einhalt geboten hätte.

Es stand schlecht um die Vermögensverhältnisse der beiden Damen; was die Generalin an Vermögen besessen, war im Laufe der Zeit verbraucht worden, denn Frau Bergauer hatte ein großes Haus geführt, um ihre Aussage, sie sei eine Gutsbesitzerstochter, zu rechtfertigen, und als der General starb, waren Mutter und Tochter fast allein auf die Wittwenpension angewiesen, die natürlich so verwöhnten Ansprüchen bei Weitem nicht genügen konnte.

Meline war zweiundzwanzig Jahre alt und hatte trotz ihrer seltenen Schönheit noch immer keine passende Parthie gefunden. An Bewerbern hätte es wohl nicht gefehlt, aber die junge Dame war viel zu klug und welterfahren, um nicht sorgfältig das Für und Wider einer jeden Bewerbung abzuwägen.

Sie wollte reich, sehr reich sein, ein mittelmäßiger Wohlstand genügte ihr nicht; ein Wesen, wie sie, war nicht dazu geschaffen, in der Menge unbemerkt zu verschwinden. Auf häusliches Glück reflektirte sie nicht; so schön sie war, so besaß sie ein viel zu kaltes Herz, um sich derlei Träumereien und süßen Illusionen hinzugeben, die Hauptsache bei ihr blieb immer das Geld und allenfalls noch ein vornehmer Name.

Es war gerade keine sehr angenehme Lage, in welcher die schöne Meline mit ihrer Mutter lebte, denn der äußere

Schein mußte doch gewahrt werden und die Einnahmen dazu waren sehr knapp.

Da kam die Erlösung unverhofft und von einer Seite, von welcher man es am wenigsten erwartet hatte.

Eine ältere Schwester der Generalin hatte, noch lange bevor diese Frau Bergauer geworden, einen Herrn v. Rohnegg geheirathet, welcher durch das Geld der Kaufmannstochter sein überlastetes Gut von Schulden frei machen wollte. Frau v. Rohnegg war gestorben, nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben, und der Wittwer hatte später wieder ein sehr reiches Mädchen geheirathet, so daß er einer der reichsten Gutsbesitzer der Gegend geworden war.

Die zweite Frau war eine sehr tüchtige Hausfrau, die den ehemals etwas leichtfertigen Gatten von seinen verschwenderischen Gewohnheiten abbrachte und einen vorzüglichen Oekonomen aus ihm machte. Der Besitz vergrößerte sich immer mehr und mehr, und der von seiner Stiefmutter zärtlich geliebte Sohn übernahm nach dem Tode des Vaters die Leitung des Ganzen.

Als Frau v. Rohnegg starb, fiel ihr Vermögen an ihren Stiefsohn, denn sie hatte ihn zu ihrem Universalerben eingesetzt, da sie keine eigenen Kinder besaß.

Der junge Herr v. Rohnegg war seiner Stiefmutter sehr zugethan gewesen, er betrauerte tief ihren Verlust, obgleich ihn derselbe zu einem der reichsten Gutsbesitzer gemacht hatte, und er fühlte sich vereinsamt in dem großen Schlosse, das mit dem daranstoßenden weitausgedehnten Parke einen prächtigen Aufenthalt bot.

Die Generalin war zu stolz auf ihren adeligen Schwager gewesen, um ihn ganz zu vernachlässigen, selbst dann, als ihre Schwester gestorben war und er sich zum zweiten Male verheirathet hatte. Wohl war die Korrespondenz im Laufe der Jahre immer spärlicher geworden und hatte sich blos auf einige höfliche Worte beschränkt, aber gänzlich versiegt war sie doch nie, und Norbert in seiner Vereinsamung nach der Mutter Tode erinnerte sich jetzt der Tante Generalin, die nach dem, was er gehört, nicht gerade in brillanten Verhältnissen lebte, und er machte ihr den Vorschlag, mit ihrer Tochter zu ihm zu ziehen, um als Repräsentantin in seinem Hause zu walten.

Die Generalin war hoch entzückt; jetzt konnte sie nach Herzenslust die vornehme Dame spielen, und da auch Meline sofort einwilligte, die Residenz zu verlassen, so war die Sache bald zur gegenseitigen Zufriedenheit arrangirt.

Nun waren Mutter und Tochter auf Schloß Rohnegg angelangt und von dem Hausherrn mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit empfangen worden.

Wie vorauszusehen gewesen, hatte Melinens eigenartige Schönheit ihren Cousin geblendet und bezaubert, und die junge Dame, welche mit keinem anderen Plane hiehergekommen war, als möglichst schnell Frau v. Rohnegg zu werden, sah mit Befriedigung, daß der Anfang ein günstiges Resultat ihrer Erwartungen versprach.

Mit geschäftigen Händen hatte Meline ihre Mutter mit distinguirter Einfachheit gekleidet, und nun sagte sie, die Generalin lachend vor den Spiegel führend: „Nun, Mama, jetzt kannst Du Dich mir würdig zur Seite stellen!

Sag' einmal aufrichtig, ob Du so nicht vortheilhafter aussiehst, als in diesem Chaos von Schleifen und Spitzen, mit denen Du Dich so gerne behängst."

„Was bleibt mir Anderes übrig," sprach die Generalin unwirsch, denn Melinens letzte Bemerkung hatte sie verletzt. „Du setzest ja immer Deinen Willen durch — da heißt es eben dulden und schweigen."

Meline wandte sich achselzuckend ab. „Wir wollen jetzt hinabgehen," sagte sie; „es ist acht Uhr und Rohnegg wird uns erwarten. Du weißt, er hat uns zu Liebe das Souper früher befohlen."

„Da können wir uns zeitig zurückziehen," meinte die Generalin mit einem Seufzer der Erleichterung.

„Ja! Aber schlafe nur nicht etwa schon beim Essen ein, und ich bitte Dich, Mama, sprich so wenig als möglich, das wird auf Cousin Norbert den besten Eindruck machen."

„Meline, Du nimmst Dir denn doch zu viel heraus," sagte die Generalin mit einem Anstrich verletzter Würde, indem sie ihrer Tochter einen strafenden Blick zuwarf, der leider seine Wirkung gänzlich verfehlte, denn Meline verzog spöttisch die Lippen, ohne eine Antwort zu geben.

Die beiden Damen verließen das Zimmer und schritten langsam die teppichbelegte Treppe hinab. An der letzten Stufe trat ihnen schon der Herr des Hauses entgegen. Offenbar hatte er die Damen seit längerer Zeit in der Halle erwartet.

Meline lächelte; diese Aufmerksamkeit galt ihr als der beste Beweis, daß Rohnegg gegen ihre Schönheit nicht unempfindlich geblieben war.

Die Generalin wollte wie gewöhnlich in einen Wortschwall ausbrechen, aber ein Blick ihrer Tochter hielt sie noch rechtzeitig zurück; sie begnügte sich damit, ihren Neffen anzulächeln und mit lispelnder Stimme zu sagen: „Wir haben Dich doch nicht warten lassen, lieber Norbert?"

Herr v. Rohnegg erwiederte einige höfliche Worte, während sein Auge wie festgebannt an der blendend schönen Erscheinung seiner Cousine hing.

Er führte die Damen in den luftigen, einfach, aber gediegen möblirten Speisesaal, und bat seine Tante, den Platz einzunehmen, welchen seine gute Mutter früher innegehabt.

Mit einem wahren Hochgefühle ließ sich die Generalin auf dem Sitze der Hausfrau nieder, die neue Würde erfüllte sie mit einer Ehrfurcht gegen sich selbst, und Meline unterdrückte nur mit Mühe ein Lächeln, als sie sah, wie steif und gespreizt sich ihre Mutter benahm, um der übernommenen Stellung gerecht zu werden.

Ein kleines exquisites Souper ward servirt, und trotz ihrer angegriffenen Nerven sprach die Generalin den aufgetragenen Speisen tapfer zu, so gut hatte sie schon lange nicht soupirt.

Meline unterhielt sich heiter und lebhaft mit ihrem Cousin; wenn sie sich von ihm unbeobachtet wußte, dann musterte sie ihn mit scharfen, prüfenden Blicken, um zu ergründen, weß Geistes Kind er sei.

Herr v. Rohnegg war groß und kräftig gebaut; die Züge seines tiefgebräunten Gesichtes waren nicht unschön, und der dunkelblonde, leicht gekräuselte Vollbart verlieh

demselben einen Ausdruck fester Männlichkeit. Das Schönste an ihm war unstreitig die breite, hohe Stirn und die blitzenden blauen Augen, die trotz aller Schärfe von Gutmüthigkeit und Wohlwollen sprachen.

„Alles in Allem ein Mann, der ungeachtet aller Gefühlsweichheit einen festen, entschiedenen Charakter besitzt,“ dachte Meline bei sich; „ich werde sehr klug sein müssen, um ihn zu gewinnen, denn er wird niemals mit sich spielen lassen. Ich gefalle ihm, das sehe ich deutlich, aber er wird deshalb doch nicht so leicht zu fesseln sein, als ich ursprünglich gedacht. Ein etwas weniger entschiedener Charakter wäre mir lieber gewesen.“

Die Generalin aß und trank und beobachtete gar nicht, dazu war ihre kluge Tochter da. Anfänglich hatte auch sie ihr Scherflein zur Unterhaltung beigesteuert, natürlich mit gehöriger Reserve, denn Meline unterließ es nicht, ihr warnende Blicke zuzuwerfen, aber nach und nach war sie ganz verstummt, und schließlich, nachdem sie ihren Appetit befriedigt, in einen leichten Halbschlummer versunken, aus dem sie selbst Melinens helles Lachen nicht aufweckte. Norbert erzählte von seinem Landleben, von den kleinen Leiden und Freuden, die er als Herr eines großen Gutes durchzumachen hatte, und Meline gab eine sehr aufmerksame Zuhörerin ab.

Ihre schönen schwarzen Augen, die mit den dunklen Brauen und Wimpern einen so eigenen Kontrast zu den goldig-rothen Flechten bildeten, blickten je nachdem heiter, ernst und wehmüthig drein.

Norbert hatte seine Stiefmutter hochgeachtet, und Me-

line beschloß, in seiner Gegenwart gegen ihre Mama ebenfalls sehr rücksichtsvoll zu sein, obgleich die Generalin, wie sie bei sich selbst sagte, diese Rücksicht ganz und gar nicht verdiente. Schlief sie doch jetzt bei der Tafel ein, statt ihrem Neffen zuzuhören, der mit bewegter Stimme die Vorzüge seiner verstorbenen Stiefmutter pries.

Meline zitterte vor Ungeduld. Wenn er jetzt das Wort an ihre Mutter richtete! Eine solche Lächerlichkeit, gleich einem kleinen Kinde bei Tische einzuschlafen!

Die junge Dame erhob ihre Stimme etwas lauter als sonst — die Mama rührte sich nicht.

Rasch entschlossen ließ Meline ihr Taschentuch fallen; während sie sich mit Norbert gleichzeitig danach bückte, zupfte sie die Generalin sehr energisch am Kleide.

Die gute Dame schrak auf und unterdrückte noch rechtzeitig ein unhöfliches Gähnen.

Norbert reichte seiner Cousine das Taschentuch; bei dieser Gelegenheit berührten die zarten Fingerspitzen der jungen Dame seine Hand. Es durchzuckte ihn gleich einem elektrischen Strome, und seine blitzenden blauen Augen versenkten sich für einen Moment in Melinens strahlende Sterne.

Die junge Dame brachte geschickt ein flüchtiges Erröthen hervor, dann erhob sie sich etwas geräuschvoll, um ihre Mutter vollends munter zu machen.

Die Generalin hatte sich ziemlich rasch gefaßt; sie brachte einige im Voraus einstudirte Phrasen vor und rauschte dann mit ihrer Tochter hinaus, entzückt darüber, daß ihr Rohnegg beim Gutenachtsagen die Hand geküßt hatte.

Droben in ihren Zimmern — den Damen waren zwei Schlafzimmer und ein kleiner Salon zur Verfügung gestellt worden — bekam die gute Dame von ihrer Tochter noch eine Strafpredigt zu hören, welche sie ziemlich demüthig entgegennahm. Ja, es war durchaus nicht fein, erst für Drei zu essen und dann einzuschlafen, statt mit Würde als Repräsentantin bei Tafel den Vorsitz zu führen.

2.

Frisch und schön wie nur je trat Meline am nächsten Morgen ihrem Cousin entgegen.

Mit neuem Entzücken betrachtete Rohnegg dieses liebreizende Wesen, das die Natur mit so auserlesenen Gaben überschüttet hatte.

Mit holdem Lächeln, mit glockenheller Stimme begrüßte ihn Meline; sie hatte sich noch spät am Abend ihren Feldzugsplan entworfen, den sie mit Konsequenz durchzuführen gedachte.

Die Generalin schwebte in einer Duftwolke des stärksten Parfüms und sah sehr heiter und zufrieden aus. Sie lächelte ihrem Neffen gnädig zu und war sehr erfreut, als er ihre kleine, sorgfältig gepflegte Hand heute wieder an seine Lippen drückte.

„Ein vollkommener Gentleman," hatte sie noch gestern Abend ihrer Tochter versichert. „Ich bin überzeugt, daß wir mit ihm sehr gut auskommen werden."

„Ja, durch meine Intervention," war Melinens selbstbewußte Antwort gewesen, und als sie ihm nun rosig, frisch und blühend gleich einer halberschlossenen Rosen-

knospe gegenüberstand, da berechnete sie in ihrem Innern, wie lange es noch dauern würde, ehe sie diesen Mann zu ihren Füßen sah.

Nach dem Frühstücke lud Norbert die Damen zu einer Spazierfahrt ein, um ihnen seine Besitzung zu zeigen.

Die Generalin lehnte sich behaglich in die Ecke des eleganten Wagens, während Meline, das reizende Antlitz von einem weißen Mullhute beschattet, in leicht vorgeneigter Haltung mit ihrem Cousin plauderte.

Es war ein köstlicher Junimorgen und eine freundliche, goldig strahlende Sonne lachte auf die üppigen Fluren nieder, während der Wagen in langsamem Tempo auf der guterhaltenen Landstraße dahinrollte.

„So weit Ihr Auge reicht, Cousine, gehört Alles mir," sagte Norbert lächelnd zu Meline auf deren bezügliche Frage. „Aecker, Wiesen, Wälder und der große Meierhof dort unten im Thale, wohin ich Sie führen will, um eine kleine Erfrischung einzunehmen."

„Ein schöner, großer Besitz," bemerkte Meline unbefangen. „Sie müssen viel Freude daran haben, Cousin; ich habe immer gefunden, daß thätiges Schaffen und Wirken uns den erworbenen Besitz doppelt werth erscheinen läßt, und ich habe nie begreifen können, daß so viele Leute Vergnügen daran haben können, müßig von ihren Renten zu leben."

„Sie haben Recht, Cousine," erwiederte Norbert aufleuchtenden Blickes. „Der höchste Genuß des Reichthums bleibt doch immer das rege Schaffen, die Möglichkeit, auch Andere an unserem Ueberflusse theilnehmen zu lassen,

nicht durch gedankenloses Geben, das blos für den Augenblick hilft, sondern durch die Sicherung einer arbeitsamen Existenz. Ich dulde hier auf meinem Gute keinen einzigen Bettler, arbeiten müssen sie Alle, aber die Leute haben auch dafür ihr gutes Auskommen und die Aussicht, auch im Alter nicht darben zu müssen."

Meline warf ihm einen freundlichen Blick zu.

„Wie gut Sie sein müssen," sagte sie in herzlichem Tone. „Wohl selten wird ein großer Reichthum so gut angewendet werden, als wie Sie es thun."

„Ja, wahrhaftig, lieber Neffe," mischte sich die Generalin in das Gespräch, „ein Mann von Deinen Verdiensten, Deiner Stellung —" die Dame stockte; sie hatte etwas sehr Geistreiches sagen wollen und wußte nun nicht, wie sie fortfahren sollte. Vergeblich suchte sie nach Worten, um ihre Phrase zu beendigen, als ihr der Zufall sehr erwünscht zu Hilfe kam.

Der Wagen war an einem Kreuzungspunkte angelangt, rechts führte die Straße in's Thal hinab, links zog sie sich breit und geradlinig fort, an der einen Seite von Saatfeldern, an der anderen von einem Buchenwalde begrenzt, der sich weithin ausbreitete und von Norbert als sein Eigenthum bezeichnet worden war.

Während die Generalin noch verlegen nach Worten suchte, stand plötzlich wie aus der Erde gewachsen ein hoher schlanker Mann in einem eleganten Sommeranzuge vor ihnen; er mochte unter einer der alten Buchen gelegen haben und war beim Näherkommen des Wagens rasch aufgesprungen.

Melinens Blicke blieben unwillkürlich an dieser stolzen Männererscheinung haften, die leicht und ungezwungen dastand, um nach einem kurzen Zögern den breiten Strohhut zu ziehen und dadurch ein wahrhaft klassisch geformtes, blasses Männerantlitz freizugeben.

Norbert grüßte freundlich zum Wagen hinaus und reichte dem Nähertretenden die Hand.

„Sie sind wohl auf einer Morgenpromenade begriffen," sagte er, „denn Wirthschaftssorgen treiben Sie ja gewiß nicht so früh heraus."

Der Angeredete lachte; es war ein leises, tiefes, melodisches Lachen, das Meline schmeichelnd in's Ohr drang.

„Nein, Herr v. Rohnegg," versetzte er, „Sie kennen meine schwache Seite, zum Oekonomen bin ich nicht geboren."

Rohnegg übernahm nun die Vorstellung; die Generalin lächelte geziert, Meline neigte anmuthig ihr schönes Haupt. Sie gestand sich im Geheimen, noch niemals einen so vollendet schönen Mann gesehen zu haben, als diesen Baron Feldheim, der mit seinem vortheilhaften Aeußeren ein äußerst gewandtes Benehmen verband.

„Ein eleganter Mann," meinte die Generalin, nachdem man sich nach einigen höflichen Worten getrennt hatte. Der Baron war in den Wald zurückgetreten, indeß der Wagen seinen Weg bergab zu dem Meierhofe nahm.

Meline nickte blos. Sie wollte kein Urtheil abgeben, bevor sie nicht die Meinung ihres Cousins gehört hatte.

„Der Baron hat Jahre lang in Paris und London gelebt," sagte Rohnegg, „und kann es jetzt noch nicht ver-

gessen, daß er der Löwe der Saison gewesen ist. Er ist mein Gutsnachbar, beschäftigt sich jedoch nicht mit Oekonomie, gegen die er nach seinem eigenen Geständnisse einen wahren Abscheu hegt."

„Warum bleibt er denn dann hier?" fragte die Generalin neugierig.

„Er bringt nur die Sommermonate hier zu. Den übrigen Theil des Jahres verlebt er auf Reisen oder in der Residenz; er wird sich aber dennoch entschließen müssen, sich an den Landaufenthalt zu gewöhnen, da seine Braut die Besitzerin eines der schönsten Rittergüter der Gegend ist."

„Ah!"

Meline preßte die rosigen Lippen fest zusammen, als ihr dieser Ausruf entschlüpft war. Sie wollte nicht zeigen, daß sie Interesse an dem Baron nahm, und sich aus dem Wagen neigend, blickte sie scheinbar aufmerksam auf die Gegend, während ihre Mutter mit ihrem vornehm sein sollenden Lispeln sagte: „Also Bräutigam! Ist seine Braut ebenso schön als reich?"

Norbert lächelte über die Neugierde der Dame.

„Das weiß ich nicht, obgleich ich der Vormund des jungen Mädchens bin," versetzte er. „Ada Hellbrunn lebt seit zehn Jahren im Auslande, und seit dieser Zeit ist sie noch nicht ein einziges Mal hier gewesen."

„Sonderbar, in der That," sagte die Generalin, die gerne mehr erfahren hätte.

„Nun, die Verhältnisse erklären genügend ein solches Verhalten," nahm Rohnegg wieder das Wort. „Ada hat

frühzeitig ihre Mutter verloren, und ihre Tante hat sie seitdem unter ihren Schutz genommen. Als dieser die Aerzte dann einen beständigen Aufenthalt in südlichen Ländern anriethen, verließ sie ihre Heimath und nahm die kleine Ada mit. Als Herr Hellbrunn, Ada's Vater, vor fünf Jahren ebenfalls starb, ernannte er mich zum Vormund seiner Tochter, mit der ausdrücklichen Bedingung, Ada bei ihrer Tante zu lassen, bis seine Tochter ihr vierundzwanzigstes Jahr erreicht haben werde."

„Aber sie ist ja die Verlobte des Barons, wie Du vorhin sagtest," unterbrach die Generalin ihren Neffen.

„Ganz recht, aber Baron Feldheim muß noch vier Jahre warten, ehe er seine Braut heimführt; die Beiden wurden von ihren Eltern schon als Kinder mit einander verlobt."

„Also keine Heirath aus Neigung," sagte die schöne Meline, sich zum ersten Male in das Gespräch mischend.

„O, eine solche Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, der Baron bringt jedes Jahr einige Wochen in Venedig bei den Damen zu," versetzte Rohnegg.

Das junge Mädchen warf die Oberlippe spöttisch auf. „Eine Liebe auf Befehl," sagte sie, „ich könnte mich einer solchen Tyrannei niemals fügen."

Rohnegg hatte nicht Zeit, eine Antwort zu geben, denn die Generalin interpellirte ihn mit der Frage: „Ist denn Fräulein Hellbrunn nicht zum Leichenbegängnisse ihres Vaters hiehergekommen?"

„Nein, denn sie selbst lag damals todkrank darnieder. Doch, da sind wir angekommen, meine Damen!"

Rohnegg öffnete den Wagenschlag und sprang heraus, um der Generalin und ihrer Tochter beim Aussteigen behilflich zu sein. —

Meline war seit der Begegnung mit dem Baron Feldheim sehr nachdenklich geworden; zum ersten Male in ihrem Leben war ihr ein Mann entgegen getreten, bei dessen Anblick ihr Herz rascher schlug, und gerade dieser Mann mußte schon gebunden sein!

Aber Meline wäre nicht das kluge, berechnende Mädchen gewesen, das sie war, wenn sie dieser Begegnung halber ihre Pläne aufgegeben hätte.

Im Gegentheile, sie hielt nun mit verdoppelter Zähigkeit an denselben fest, und langsam, mit unsichtbaren Fäden wob sie das Netz, in welches sich Rohnegg verstricken sollte.

Meline hatte richtig errathen, Rohnegg war nicht der Mann, blos Herz und Sinne sprechen zu lassen, er zog auch den Verstand zu Rathe, und ehe er offen um seine schöne Cousine warb, wollte er sich überzeugen, ob ihr Inneres der berückend schönen Außenseite entsprach.

Aber was ist ein kluger Mann gegenüber einem schlauen, hinterlistigen Weibe!

Meline war auf ihrer Hut und wachte, so oft auch der galante Feldheim plötzlich seine früher sehr seltenen Besuche bei seinem Nachbar wiederholte, sorgsam über jeden Blick und jedes Wort, um nicht ihren wahren Charakter vorzeitig zu verrathen. Ihren sonstigen Gewohnheiten entgegen erhob sie sich zeitig des Morgens und ging in den Park, um mit selbstgepflückten Blumen den Frühstückstisch zu schmücken.

Sie eiferte ihre Mutter an, in dem Haushalte nachzusehen, der übrigens von einer erfahrenen Haushälterin auf's Beste geleitet wurde; ja, sie scheute sich sogar nicht, zuweilen in den Hühnerhof zu gehen und der buntbefiederten Schaar ihr Futter vorzuwerfen.

Und wie reizend sie dabei aussah, wenn sie in dem weißen, mit himmelblauen Schleifen geschmückten Morgenkleide dastand, mit ihrer zarten weißen Hand die goldigen Körner streuend.

„Eine Idylle comme il faut," pflegte sie nach solchen Hühnerhofexkursionen mit bitterer Selbstironie zu ihrer Mutter zu sagen, und die nach allen möglichen Wohlgerüchen duftende Dame faltete dann mit einer theatralischen Geberde die Hände und rief mit ungeheuchelter Bewunderung: „Wahrhaftig, Meline, Du kannst Alles, Alles, was Du willst!"

„Nur nicht den Mann heirathen, den mein Herz begehrt," dachte die Tochter dann bei sich, während sich ihre Stirne in Falten zog, und ihre Augen düstere Blitze schossen.

Ja, das war es, was sie oft kalt und gleichgiltig gegen die immer näher kommende Erfüllung ihrer Pläne machte. Sie liebte den Baron Feldheim, und sie wußte, daß auch sie ihm nicht gleichgiltig war; aber was sollte daraus werden?

Sie war arm, und er über und über in Schulden; das Einzige, was ihm noch Kredit verschaffte, war die reiche Braut.

Kein Mensch würde ihm längst mehr einen Heller ge-

liehen haben, wenn man nicht gewußt hätte, daß er in einigen Jahren der Gatte einer reichen Frau sein würde; dieser Aussicht hatte er seine ganze Existenz zu verdanken, und unter solchen Umständen wäre es Wahnsinn von ihm gewesen, an eine andere Verbindung zu denken.

Meline wußte das, sie hatte es von allem Anfange an gewußt, und dennoch! Sie liebte den schönen, eleganten Mann, dessen weiche, tiefe Stimme ihr beim ersten Gegenübertreten so schmeichelnd in's Ohr geklungen, sie liebte ihn, seine ganze Art und Weise, die so gut zu der ihren paßte, und es kamen Momente über sie, wo sie zu jeder Thorheit, zu jedem Opfer bereit gewesen wäre, um sein Weib werden zu können.

Meline war eine geschickte Schauspielerin, und Baron Feldheim gab ihr in dieser Hinsicht nichts nach. Vor den Augen der Welt waren sie zwei Leute, die mit einander höflich verkehrten, ohne sich zu suchen, ohne sich zu meiden; sobald sie sich aber unbeachtet sahen, änderten sie ihr Benehmen. Ihre Augen sprachen dann eine glühende, beredte Sprache, ihre Hände fanden sich zu einem warmen, innigen Drucke, und von den Lippen zitterten leise, leidenschaftliche Worte.

Und bei all dieser Leidenschaft diese kühle, ruhige Berechnung, die sorgfältig das Für und Wider erwog, sich nie verrieth, sich niemals eine Blöße gab — und dies Alles blos um des Geldes willen!

Beide waren ein üppiges, luxuriöses Leben gewöhnt, Beide wußten, daß ihre Liebe einem Dasein voll Entbehrung und Einschränkung nicht Stand halten konnte;

ihre Liebe war einer Treibhauspflanze gleich, die nur bei einem gewissen Wärmegrade gedeiht; in eine kühlere Atmosphäre gebracht, den Unbilden der Witterung ausgesetzt, welkt sie bald dahin, und wird zu einem dürren, trockenen Reise, das keine Lebenskraft mehr in sich schließt.

So war es mit der Liebe Feldheim's und Melinens; ihre gegenseitige Leidenschaft war nur auf Aeußerlichkeiten gegründet, der reine, verklärende Hauch einer erhebenden Herzensneigung fehlte, und deshalb waren sie nicht im Stande, dem Reichthume zu entsagen, um einander ganz und für immer angehören zu können. —

Norbert v. Rohnegg, der ehrliche, gute Mann, war trotz aller Klugheit in die Schlinge gefallen.

Meline gab sich so einfach, so ungekünstelt, sie verstand es so meisterhaft, ihm seine kleinen Schwächen abzulauschen, sie war so gut, so zärtlich gegen ihre Mutter, deren Eigenheiten sie so herzlich zu entschuldigen wußte, daß sie ihn immer mehr gefangen nahm.

Eine so gute Tochter mußte auch eine gute Gattin werden, und wenn er Meline zu seiner Frau machte, so sah er sein häusliches Glück für immer gesichert.

Einmal zu diesem Resultate gelangt, gab sich Rohnegg ohne Widerstand den Gefühlen hin, welche ihm das schöne Mädchen einflößte.

Genau vier Monate, nachdem sie ihren Einzug in Schloß Rohnegg gehalten, ward Meline die Braut ihres Cousins.

Die Generalin schwamm in einem Meere von Entzücken; sie sah eine glänzende Zukunft vor sich, und war

zitel Güte und Freundlichkeit, so daß ihr die Tochter warnend sagen mußte: „Mama, mäßige Deine Freude, dieses Uebermaß könnte bei Rohnegg Bedenken erregen, noch bin ich nicht seine Frau!"

Gehorsam wie immer, änderte die Generalin ihr Benehmen, und trug nun eine vornehme Gelassenheit zur Schau, die einen grellen Kontrast gegen ihr früheres Entgegenkommen bot.

Rohnegg lächelte darüber; in seinen Augen war die Generalin eine eitle Närrin, die oft selbst nicht wußte, was sie wollte, und er behandelte sie auch demgemäß mit nachsichtigem Wohlwollen, ohne sich viel um sie zu kümmern.

Das Verlobungsfest war gefeiert worden, und Rohnegg hatte seine blendendschöne Braut allen Freunden und Bekannten vorgeführt.

Baron Feldheim war einer der Ersten gewesen, welcher der Braut seine Glückwünsche dargebracht, und mit ruhiger, freundlicher Stimme hatte ihm Meline gedankt. Was in diesem Momente in ihrem Herzen vorging, das wußte nur sie allein, und so groß auch ihre Selbstbeherrschung war, des Abends, als sie sich in ihrem Zimmer allein befand, machte sie doch durch Thränen und Klagen dem bedrängten Herzen Luft, so daß sie am anderen Morgen dann mit bleichen Wangen und trüben Blicken ihrem Verlobten entgegentrat.

Es war ein Glück für Meline, daß Rohnegg mit allerhand wichtigen Geschäften überhäuft war, sonst hätte ihm diese Veränderung seiner Braut nicht entgehen können.

Acht Tage nach dem Verlobungsfeste traf aus Venedig die Nachricht ein, daß Ada's Tante gestorben sei, und das junge Mädchen bat den Vormund, sich ihrer anzunehmen, da sie nun ganz allein auf sich angewiesen sei.

Rohnegg reiste sofort ab, um sich zu seiner Mündel zu begeben, und Baron Feldheim sandte dem jungen Mädchen ein vier Seiten langes Kondolenzschreiben, das in den zärtlichsten Ausdrücken abgefaßt war.

Meline sah den Baron nun täglich; Rohnegg hatte ihn gebeten, sich der Damen ein wenig anzunehmen, und der Baron kam diesem Auftrage gewissenhaft nach.

Jetzt konnten sie einander ungestört sehen und sprechen, denn die Generalin zählte für nichts.

Die beschränkte Frau merkte auch gar nichts von dem Liebesdrama, welches sich unter ihren Augen abspielte, und selbst wenn sie die Wahrheit erkannt hätte, so war sie eine viel zu schwache Mutter, um ihrer pflichtvergessenen Tochter energisch entgegentreten zu können.

Meline genoß ihre kurze Freiheit mit vollen Zügen; Rohnegg hatte geschrieben, daß Ada mit ihm heimkehren würde, um auf ihrem Gute zu wohnen, für eine passende Gesellschaftsdame hatte er schon gesorgt, und mit Zähneknirschen dachte die leidenschaftlich erregte Meline daran, daß dieses Mädchen den geliebten Mann dann vollständig für sich in Anspruch nehmen würde.

Sie sprach diese Ansicht Feldheim gegenüber aus, allein dieser erwiederte zuversichtlich: „Sie täuschen sich, theure Meline. Ada Hellbrunn ist ein kaltes Mädchen von ernstem, abstoßendem Benehmen. Sie hat auch nie verlangt, daß

ich mich mit ihr viel beschäftige, und mit einigen, zeitweiligen Konvenienzbesuchen wird sie sich vollständig zufrieden geben. Sie ist wie Tag zu Nacht im Vergleiche zu Ihnen, zu Ihrer strahlenden Schönheit, zu Ihrer hinreißenden Liebenswürdigkeit."

Meline lächelte; es schmeichelte ihrer Eitelkeit zu hören, daß ihre Nebenbuhlerin ihr in jeder Hinsicht nachstand.

„Still, Baron," sagte sie, ihm einen koketten Blick zuwerfend, „Sie dürfen am allerwenigsten Vergleiche zwischen mir und Fräulein Hellbrunn anstellen."

Sie hätte es nicht über's Herz gebracht, „Ihre Braut" zu sagen.

Der Baron blickte vorsichtig um sich. Sie befanden sich in einem kleinen Pavillon, der weit vom Schlosse entfernt, von dichtem Gebüsch umgeben, sich an einer einsamen Stelle des Parkes befand. Die Generalin saß in einem Gartenstuhle, ein Buch in der Hand, aber sie las nicht, denn sie war fest eingeschlafen.

Von der Dienerschaft kam um diese Zeit Niemand hieher, sie waren somit so gut wie allein.

Kühn gemacht durch die günstige Gelegenheit, schlang der Baron seinen Arm um Melinens Nacken.

„Mein süßes, mein einzig geliebtes Mädchen," flüsterte er, sie nahe an sich ziehend, „sprechen Sie nicht von jenem Geschöpfe, von dem ich wollte, es wäre nie geboren worden. O, lass' uns diese kurzen, süßen Momente eines seligen Alleinseins durchkosten — lass' mich Dir sagen, daß ich Dich liebe, anbete, vergöttere bis zur Raserei."

„Und daß ich Dich dennoch nicht zu meinem Weibe

machen kann," unterbrach ihn Meline mit einem leisen, bitteren Auflachen.

„Meline!"

„O Baron, ich weiß, was Sie sagen wollen, wir Beide sind arm, wir Beide besitzen nichts, und wir Beide hängen zu sehr am Luxus, um denselben entbehren zu können. Seien wir wenigstens gegen einander ehrlich! Sie heirathen jenes Mädchen nicht, weil es von Kindheit an Ihnen verlobt, sondern nur deshalb, weil Ada eine reiche Erbin ist; ich bin die Braut meines Cousins aus dem gleichen Grunde geworden. In dieser Hinsicht haben wir einander nichts vorzuwerfen — ich sage es Ihnen offen, ich könnte niemals in engen, beschränkten Verhältnissen leben. Sobald ich nur klar und vernünftig denken konnte, war es mein einziges Ziel, eine reiche Frau zu werden, gleichviel wie der Mann auch beschaffen sein mochte, dem ich meine Jugend, meine Schönheit zum Austausche für seinen Reichthum bot. Sie sehen, das Geschick ist gegen mich gütig gewesen, denn ich bekomme einen Mann, um den mich so manche Andere beneiden würde. Mich läßt er indessen kalt, ich habe diese sogenannten Mustermänner niemals leiden mögen. Gewöhnlich sagt man, daß gute, ehrliche Leute dumm seien, dieser da ist klug, mehr als mir lieb ist. Seine Güte geht nur bis zu einer gewissen Grenze, und bei dem geringsten Fehltritte würde er mich unnachsichtlich verstoßen. Ich muß vorsichtig sein, sonst kann ich noch in der letzten Stunde Alles verlieren, und das wäre das Aergste, was mich treffen könnte. Begreifen Sie, verstehen Sie mich nun?"

Sie richtete ihre großen schwarzen Augen flammend auf ihn.

Der Baron hatte sie losgelassen und war von ihr zurückgetreten; er hatte die Arme über die Brust verschränkt, und sah das schöne Mädchen lange schweigend an.

„Sie wollen, ich soll Sie meiden, Sie von meiner Gegenwart befreien?" frug er mit seiner tiefen, melodischen Stimme.

Meline erzitterte heftig. Sie ballte die kleinen Hände krampfhaft zusammen und unterdrückte mit übermenschlicher Anstrengung den Seufzer, der sich ihrer Brust entwinden wollte.

„Geben Sie mir Antwort, Meline — ja oder nein!"

Sie stand noch immer unentschlossen da. Wenn er fortging, bis sie Rohnegg's Frau geworden — es wäre besser, besser für sie Beide — sie hätte freier aufathmen können, denn sie brauchte dann nicht zu fürchten, daß sie sich doch einmal verrieth, aber — sie liebte den Mann da vor sich, sie konnte nicht sein, ohne ihn zu sehen, und eine rasende Eifersucht packte sie bei dem Gedanken, er könnte, fern von ihr, sie vergessen und Andere schön finden.

Bei diesem Gedanken durchschüttelte ein nervöser Schauer ihre Glieder und ihre dunklen Augen wurden feucht.

Zweimal öffnete sie die Lippen, um zu sprechen, und zweimal schloß sie dieselben wieder, ihr Busen hob und senkte sich schwer, in ihren reizenden Zügen malte sich der Kampf, der in ihrem Innern tobte, allein noch war sie stark genug, um das entscheidende Wort zurückzuhalten.

Liebe und Klugheit stritten mit einander um den Sieg, und sie, die sonst so kühl Berechnende, konnte mit sich nicht einig werden.

„Meline," sagte der Baron mit weicher Stimme, „wenn ich bleibe, setzen wir Beide Alles auf eine Karte, aber sei es drum! Lass' uns die Frucht verbotener Seligkeit genießen, so lange es eben geht, komm' an mein Herz, komm' in meine Arme, der Moment ist unser, Meline komm'!"

Er breitete seine Arme aus, und bebend, erglühend sank sie ihm an die Brust.

„Sei es drum," wiederholte sie, als er sie fest an sich preßte, und seine heißen Lippen verlangend die ihren suchten.

In diesem ersten, langen, seligen Kusse vergaßen sie die ganze Außenwelt, sich selbst, und erst eine Bewegung, welche die schlafende Generalin machte, brachte sie wieder zu sich.

Meline wand sich aus den Armen des Barons und trat zu ihrer Mutter. Der Generalin war das Buch entfallen, ohne daß sie darum aufgewacht wäre. Meline neigte sich über sie und weckte sie; die Generalin schlug etwas verwundert die Augen auf.

„Deine Lektüre muß Dich sehr interessirt haben," sagte Meline spöttisch. „Seit wann gehört es zum guten Ton, beim Lesen einzuschlafen?"

Die Generalin brachte ihr parfümirtes Taschentuch an die Lippen, um ein herzhaftes Gähnen zu verbergen.

„Ich hatte Kopfschmerz," murmelte sie beschämt, „meine Nerven sind nicht die besten, das weißt Du doch, Meline."

„Wir wollen einen Gang durch den Park machen, das wird Dich auffrischen," gab die Tochter zur Antwort, dem Baron einen Blick zuwerfend. Jetzt war sie bereit, mit doppelter Schlauheit zu agiren, um sich ihr geheimes Liebesglück so lange als möglich zu sichern.

Zwei Tage nach dieser Scene kam Rohnegg mit seiner Mündel an.

Ada Hellbrunn war in tiefe Trauer gekleidet; sie sprach wenig und beantwortete die hochtrabenden Willkommengrüße der Generalin nur mit einem matten Lächeln.

Der Baron benahm sich als artiger, gewandter Cavalier, von Herzlichkeit war keine Spur bei ihm zu entdecken.

Meline musterte mit prüfenden Blicken ihre Rivalin. Ada war klein und zierlich gebaut, sie reichte der prächtig gewachsenen Meline kaum bis zur Schulter. Ihre Gesichtsfarbe war ein mattes Braun, über welches die Trauerkleidung noch einen dunkleren Schatten warf. Die Augen waren groß, schwarz und leuchtend, allein Ada hielt den Blick meist gesenkt, und die vollen, reizend geschwungenen Lippen fest zusammengepreßt. Das glänzende blauschwarze Haar umgab in kurzen, dichten Ringeln den kleinen Kopf. Alles in Allem genommen war Ada keine Schönheit, denn ihr fehlte die Regelmäßigkeit der Züge, aber sie war interessant, und wenn sie nur ein wenig lebhafter und liebenswürdiger gewesen wäre, so hätte man sie ein hübsches Mädchen nennen können.

Ada schien sich wenig darum zu kümmern, welchen Eindruck sie hervorbrachte; trotz ihrer Schweigsamkeit hatte

ihr Auftreten etwas Festes, Entschiedenes an sich, das Meline gegen sie eingenommen haben würde, auch wenn Ada nicht Feldheim's Braut gewesen wäre.

Hätte Meline in der jungen Erbin ein unbedeutendes Wesen gefunden, so würde sie sich mit stiller Nichtachtung begnügt haben, allein weil sie den eigenartigen Zauber erkannte, den dieses Mädchen trotz seines ernsten Wesens auszuüben im Stande war, so wurde ihre Eifersucht rege, und sie beehrte die Braut des Barons mit einem glühenden Hasse, der von Tag zu Tag mehr zunahm, obwohl sie viel zu klug war, um denselben offen zur Schau zu tragen.

Ada blieb, dem Wunsche Rohnegg's Folge leistend, einige Tage im Schlosse, denn Rohnegg hoffte, daß sich das junge Mädchen in Melinens Gesellschaft eher zerstreuen würde, als in der Einsamkeit ihres großen väterlichen Gutes, welches nur eine Wegstunde von Schloß Rohnegg entfernt war.

Allein Ada fand wenig Gefallen an Melinens Umgange; die Antipathie war eine gegenseitige, nur war dieselbe bei Ada noch nicht in Haß ausgeartet. Sie wußte selbst nicht, was es war, das sie so lebhaft von dem jungen Mädchen abstieß.

Es war nicht Neid oder Eifersucht über Melinens blendende Schönheit, über ihre gewandten, liebenswürdigen Manieren, denn Ada's Seele kannte solch' kleinliche Empfindungen nicht, es war ein unbesiegbarer Widerwille, den sie vom ersten Zusammentreffen an empfunden hatte, und der sich unwillkürlich in jedem Blicke, in jedem

Worte kundgab, so daß es Ada als eine doppelte Wohlthat empfand, als sie nach einigen Tagen mit ihrer Gesellschafterin, einer alten, gutmüthigen Dame, das Schloß ihres Vormundes verlassen konnte, um in ihrem eigenen Hause Aufenthalt zu nehmen.

Auch Meline empfand es als Erleichterung, daß Ada ging; sie lächelte spöttisch über ihren Verlobten, der häufig hinüberritt, um nach seiner Mündel zu sehen.

Um ihn hatte sie keine Angst, denn sie kannte seinen Charakter genau genug, um zu wissen, daß er ein einmal gegebenes Wort niemals brechen würde.

Nein, in dieser Beziehung war Rohnegg ein Mann von Eisen, so lange er an ihre Treue glaubte, war sie seiner sicher. Aber der Baron Feldheim, wenn es ihm einfallen sollte, seine Braut liebenswerth zu finden?

Meline wäre im Stande gewesen, Alles auf's Spiel zu setzen, um ein inniges Verhältniß zwischen den Verlobten zu hindern.

Doch so weit kam es nicht.

Der Baron machte seine Besuche bei Ada so kurz als möglich ab, und sie selbst zeigte sich so kühl, so unnahbar, daß es ihm beim besten Willen unmöglich gewesen wäre, sich ihr in zärtlicher Weise zu nähern.

3.

Melinens Hochzeitstag kam heran. Rohnegg hatte sich gegen seine Braut sehr freigebig erwiesen. Eine prachtvolle Ausstattung war in der Residenz bestellt worden, und die Generalin wußte sich kaum vor Freude zu fassen,

als die großen Kisten und Koffer ankamen, welche kostbare Toiletten und das feinste Leinenzeug enthielten.

Meline übersah all' diese Herrlichkeiten mit einem halb triumphirenden, halb verächtlichen Blicke.

Nun ja, jetzt war sie am Ziele! Jetzt hatte sie Alles, was sie gewünscht hatte; wenige Tage noch und sie war eine reiche, vornehme Frau.

Aber war sie nun befriedigt? Hatte ihr das Schicksal nichts mehr zu bieten?

Ein böser, entsetzlicher Gedanke stieg in ihrem Herzen auf, und sie hatte Mühe, denselben zu unterdrücken: wenn sie Wittwe würde, ehe der Baron Feldheim noch an das verhaßte Mädchen gefesselt ward!

Ihre schönen Züge nahmen bei diesem Gedanken einen so wilden, grausamen Ausdruck an, daß die Generalin erschrocken frug: „Um Gottes willen, Meline, was ist's mit Dir? Du siehst ja entsetzlich aus!"

„Nichts, nichts!" versetzte sie mit einem tiefen Athemzuge, indem sie das Gesicht abwandte.

Die Generalin gab sich zufrieden und richtete wieder ihre ganze Aufmerksamkeit auf all' die reizenden Gegenstände, die vor ihr ausgebreitet lagen.

Meline war an's Fenster getreten und sah in den Park hinab, dessen Bäume schon viel von ihrem grünen Blätterschmucke verloren hatten.

Da legte sich eine Hand leise auf ihre Schulter.

Langsam wandte sie ihr Gesicht zurück. Norbert v. Rohnegg stand vor ihr.

Mit einem Gefühle des Erstaunens gewahrte sie, daß

der sonst blühend aussehende Mann sich sehr verändert hatte; noch nie war ihr so aufgefallen als heute, wie bleich seine Wangen waren, welch' trüben, matten Schimmer seine blauen Augen hatten.

„Norbert," sagte sie mit ihrer süßen, glockenhellen Stimme, „Du siehst leidend aus."

Sie sah ihm bei diesen Worten forschend in die Augen.

Ihrem scharfen Blicke entging es nicht, daß ein leichtes Zucken über sein Antlitz flog.

„O nicht doch, Meline," versetzte er, „ich hatte in letzterer Zeit verschiedene Geschäftssorgen, das mag mich bleicher gemacht haben."

Sie lehnte sich zärtlich an ihn, und sagte in weichem Tone: „Du solltest Dich mehr schonen, Norbert, mir zu Liebe!"

Er faßte ihre Hand und führte dieselbe an seine Lippen.

„Mach' Dir keine Sorgen, liebes Kind, einige Tage der Ruhe, und Alles ist wieder gut."

„Du willst ausreiten," sagte Meline, erst jetzt bemerkend, daß Rohnegg im Reitanzuge war.

„Ja, ich muß nach Hellbrunn hinüber, es gibt einige Wirthschaftsangelegenheiten mit dem Gutsdirektor zu erledigen, und dann möchte ich Ada besuchen."

„Willst Du Deine Einladung zu unserer Vermählung wiederholen?" frug Meline, unter den gesenkten Lidern hervor ihren Verlobten beobachtend.

„Nein, denn ich sehe den Grund ihrer Weigerung voll-

kommen ein. Mit einem Herzen voll Trauer kommt man nicht gern zu einem fröhlichen Feste."

„Gewiß," versetzte Meline gleichgiltig, „Fräulein Hellbrunn scheint ihre Tante sehr geliebt zu haben."

„Das hat sie," versetzte Rohnegg, plötzlich in Eifer gerathend. „So finster und verschlossen das Mädchen auch erscheint, sie hat ein Herz so treu und rein, wie man es wohl selten finden wird."

Er brach ab; Melinens spöttischer Blick brachte ihn zur Wirklichkeit zurück. Die junge Dame hatte sich jetzt halb von ihm abgewendet und sah wieder in den Park hinab, eine peinliche Pause war eingetreten.

Endlich ermannte sich Rohnegg. „Ich muß fort," sagte er mit leiser Stimme, „ich werde trachten, so bald als möglich zurück zu sein."

„O, beeile Dich nicht," entgegnete Meline kühl; „ich habe Kopfschmerz und würde heute ohnehin keine angenehme Gesellschafterin für Dich abgeben."

Sie bot ihm die kleine, schmale Hand, die er an seine Lippen zog, um einen leisen, flüchtigen Kuß auf dieselbe zu hauchen. Meline fühlte noch, wie ein heißer Athem für einen Moment ihre Stirn berührte, sie hatte die Augen geschlossen, wie um nichts sehen zu müssen. Als sie dieselben wieder öffnete, stand sie allein am Fenster, Norbert hatte sie verlassen.

Ein kurzes, scharfes Lachen rang sich von ihren rosigen Lippen. „Der Thor," murmelte sie; „was kümmert's mich, ob er jenes Mädchen liebt oder nicht, wenn ich nur seine Frau werde!"

Sie trat vom Fenster zurück und wandte sich zu den Herrlichkeiten, die sie seiner Großmuth zu verdanken hatte.

4.

In dem großen, kunstvoll angelegten Garten ihres Schlosses ging Ada Hellbrunn langsam auf und ab.

Eine tiefe Blässe lag auf ihrem Gesichte, und an den langen, dunklen Wimpern hingen schwere Tropfen; sie hatte geweint, und noch hob sich ihre Brust in einem leisen Schluchzen, das ihre ganze Gestalt erzittern ließ.

„In wenigen Tagen ist sie sein Weib, sein geliebtes, angebetetes Weib,“ flüsterte sie mit einem Ausdrucke unendlichen Schmerzes; „sein, sein eigen für immer, und ich, o ich Unglückselige! Warum mußte ich ihn lieben lernen, so heiß, so leidenschaftlich, so glühend, so verzehrend, wie ihn dieses schöne blonde Mädchen niemals lieben wird! Nie, nie, ich weiß das, ich fühle das! Sie wird nur seine Frau des Geldes wegen, und er wirft seine besten Empfindungen an dieses schlaue, berechnende Wesen fort! Wenn ich ihn warnen, wenn ich ihm sagen könnte, wie ich über sie denke — doch nein, nein, ich kann's, ich will's nicht sagen! Ich könnte mich verrathen und — eher sterben, als das! Und dann, würde er mir Glauben schenken? — Ich kann nur von Ahnungen sprechen, denn sie ist viel zu klug, um sich irgendwie eine Blöße zu geben — ich sehe ihn seinem Unglücke entgegengehen, und kann doch nichts, nichts thun, um ihn zurückzuhalten!“

Sie rang die Hände und starrte verzweiflungsvoll vor sich hin.

„Ich hasse sie," brach sie dann wieder leidenschaftlich los, „ich hasse sie, ebenso sehr, als ich den Mann verachte, dessen Gattin ich werden soll. O Gott, o Gott, kann ich durch nichts diesem Schicksale entgehen? Wie konnte mein Vater über meine Hand verfügen, ehe ich noch im Stande war, zu beurtheilen, ob ich an der Seite dieses Mannes mich auch glücklich fühlen würde! Der vornehme Titel hat ihn verlockt, er wollte, seine Tochter sollte Baronin werden — Reichthum und Rang, das paßt so gut zusammen. Was braucht man da das Herz zu fragen! Das muß sich fügen, fügen, bis es bricht — oder zu Stein erstarrt."

Sie blieb stehen und barg das thränenüberströmte Antlitz in beiden Händen.

„Nur keine Schwäche, nur keine Schwäche," stöhnte sie. „Niemand soll wissen, was ich leide, wie elend, wie namenlos unglücklich ich bin!"

Von der Schloßseite her nahten jetzt feste, schnelle Schritte; Ada hatte das Geräusch derselben überhört. Sie war überwältigt von Schmerz auf eine von Gebüsch halb versteckte Gartenbank gesunken und schluchzte nun leise in ihr Taschentuch hinein, als plötzlich eine bebende Stimme ihren Namen nannte.

Tödtlich erschrocken fuhr sie auf. „Herr v. Rohnegg," rief sie bestürzt, hastig ihre Thränen trocknend.

„Muß ich Sie wieder in Thränen finden," sagte er vorwurfsvoll, an ihrer Seite Platz nehmend; „bedenken Sie, Ada, jeder Schmerz muß seine Grenzen haben."

Das junge Mädchen rang nach Athem. „Ein jeder

Schmerz," hauchte sie kaum hörbar, „Sie haben Recht, ich will mich beherrschen lernen."

„Sie müssen die Verstorbene unendlich geliebt haben," sagte Rohnegg, indem er vermied, ihren Blicken zu begegnen.

„Sie war mir Alles," versetzte Ada, während eine tiefe Röthe ihr vorhin noch so blasses Gesicht überflog.

„Ich begreife den unersetzlichen Verlust, den Sie erlitten — ich habe ja auch eine geliebte, hochverehrte Mutter verloren, aber dennoch — Sie sollten bedenken, daß Sie Pflichten gegen Andere haben, und nicht nur gegen Andere, auch gegen sich selbst."

„Ich, o, ich," unterbrach ihn Ada, die Thränen zurückdrängend, die ihr auf's Neue in die Augen traten. Sie hielt inne, sie hatte ihn nur verhindern wollen, von ihrem Verlobten zu sprechen. Es hätte ihr so bitter weh gethan, aus seinem Munde hören zu müssen, daß sie dem Baron gegenüber gewisse Pflichten zu erfüllen habe, denen sie bis jetzt nur sehr lässig nachgekommen war.

Rohnegg sah ihre Bewegung, ohne den Grund derselben zu errathen. Er hatte sie in der That darauf aufmerksam machen wollen, daß ihr Benehmen gegen Feldheim nicht frei von Tadel war; aber es war ihm unmöglich gewesen, diese Worte über die Lippen zu bringen.

Er fühlte, daß er gehen mußte, um nicht schwach zu werden, und, rasch entschlossen sich erhebend, sagte er: „Uebermorgen ist mein Hochzeitstag; ich will nicht in Sie dringen, der Feier beizuwohnen, allein Sie müssen mir versprechen, Ihr einsiedlerisches Leben aufzugeben und in

Gesellschaft zu gehen. Ihre Nachbarn sind lauter angenehme, liebenswürdige Leute, Sie werden die gesuchte Zerstreuung mit der Zeit auch finden, und Ihr Verlobter wird sich gewiß alle Mühe geben, Sie aufzuheitern und Ihren trüben Gedanken zu entreißen."

Mechanisch hatte sie sich mit ihm zu gleicher Zeit erhoben. Ihre dunklen Augen schimmerten noch thränenfeucht, aber ihre Haltung bewies, daß sie die verlorene Fassung wieder gefunden.

„Ich wünsche Ihnen und Ihrer Braut alles Glück," sprach sie mit fester Stimme, ihm die Hand bietend.

Einen Moment lang ruhten die eiskalten Fingerspitzen regungslos in seiner kräftigen, gebräunten Rechten, dann gab er die kleine, zierliche Hand frei, ohne durch einen Druck, ein Zucken seine innerliche Erregung zu verrathen.

„Ich mache mit Meline eine Hochzeitsreise," sagte er mit ungewöhnlich tiefer, fast rauher Stimme; „sollten Sie besondere Wünsche an mich haben, so bitte ich Sie, sich brieflich an mich zu wenden. Ich habe mit dem Gutsdirektor schon gesprochen, er wird Sorge tragen, daß alle Ihre Befehle pünktlich vollzogen werden. Und nun Gott befohlen — und den besten Dank für Ihre Wünsche!"

Aus tiefster Brust herauf waren die letzten Worte gekommen; wie schwer, wie unendlich schwer mußte es dem Manne geworden sein, für den Glückwunsch zu danken, der von Ada's Lippen geklungen war.

Ada, nur mit sich selbst beschäftigt, sah und merkte es nicht; ihr ganzes Denken und Fühlen war in diesem Momente nur darauf gerichtet, sich nicht zu verrathen, den

Sturm nicht ausbrechen zu lassen, der in ihrem Inneren tobte.

„Viel Glück," sagte sie nochmals mit tonloser Stimme.

„Auf Wiedersehen," murmelte er, mit einem letzten Blicke die Gestalt des Mädchens umfassend.

Sie winkte ihm mit der Hand noch einen letzten Gruß zu, während er festen, raschen Schrittes, so wie er gekommen, den Garten verließ.

So schieden diese beiden Menschen von einander, deren Herzen sich so rasch gefunden hatten und jubelnd einander entgegen geflogen waren. Ein erster Blick hatte hier entschieden, um eine heiße Flamme anzufachen, um zwei Seelen zu vereinigen, die im Voraus für einander bestimmt schienen.

Und doch! — Wie waren sie von einander gegangen? Ruhig, kalt, gleichgiltig dem Anscheine nach, während ein heißer Kampf in ihrem Inneren tobte.

Er hatte, von der berückenden Schönheit eines schlauen Weibes verblendet, sich freiwillig an dasselbe gefesselt, in dem Glauben, daß sein Gefühl für Meline echte, wahre Liebe sei; Ada war durch den Willen ihres Vaters an einen Mann gebunden, der es niemals verstanden hatte, eine wärmere Regung in ihr wachzurufen.

Was sie fühlten, was sie empfanden, das mußte in ihren Herzen verborgen bleiben, und Beide hatten sich tapfer gehalten — bis zur letzten Stunde.

Keines wußte von des Anderen Leid, von seinen Qualen, seinem Kummer; ein Jedes trug seinen Schmerz allein für sich, eifrig über sich wachend, sich nicht zu verrathen.

Bis jetzt war es ihnen gelungen, konnte es immer so bleiben? —

Während Ada mit ihrem wilden Schmerze allein blieb, ritt Norbert langsam heimwärts.

Es war ein Abschied für lange, lange Zeit, den er da von Ada genommen. Er wollte nach beendeter Hochzeitsreise nicht heimkehren, sondern mit Meline den Winter in der Residenz verbringen; vielleicht gelang es ihm, in dem Getriebe der Welt die Stimme seines Herzens zu unterdrücken und zum Schweigen zu bringen.

Wie hatte er gekämpft und gerungen, um das Bild des schönen blonden Mädchens in seinem Herzen festzuhalten, das so urplötzlich in demselben erblaßt war.

Er hatte Pflichten, heilige Pflichten gegen seine Braut, denen er gerecht werden mußte, wollte er an ihr als Ehrenmann handeln, und sollte er selbst darüber zu Grunde gehen!

Freiwillig hatte er ihr Herz und Hand geboten, um ihre Liebe geworben, und sie hatte sich vertrauensvoll in seinen Schutz begeben; sie jetzt zu verlassen, wäre schlecht und unehrlich gewesen. Was konnte Meline dafür, daß ihre zauberhafte Schönheit nicht Stand hielt den dunklen, seelenvollen Augen der Anderen gegenüber, die, mit Melinen verglichen, kaum hübsch zu nennen war. Wie ein Blitzschlag hatte ihn der Blick dieser klaren, sprechenden Augen getroffen. Von allem Anbeginne aber hatte er auch gewußt, daß er entsagen mußte, wollte er ein ehrlicher Mann bleiben, und bis jetzt hatte er sich auch nichts vorzuwerfen.

Bei dem Gedanken an die Zukunft erbebte der starke Mann, und seine Hände ballten sich krampfhaft zusammen.

Eine öde, leere Zukunft, ohne Frieden, ohne Glück, ohne Freude!

Rohnegg stöhnte schmerzlich auf. Einer plötzlichen Regung nachgebend stieg er rasch vom Pferde, und dasselbe am Zügel führend, ging er tiefer in den Wald, an dessen Saume er bisher seinen Weg verfolgt hatte. Dort ließ er die Zügel los und warf sich zur Erde, das Gesicht in beide Hände vergrabend.

Dahin, dahin — Friede, Freud' und Glück! Durch den schon halb entblätterten Buchenwald zog es wie ein leises Aechzen und Stöhnen, das dürre Laub am Boden raschelte in unheimlichen Tönen, und einige matte, spärliche Sonnenstrahlen huschten flüchtig über die entlaubten Wipfel.

Minute auf Minute verrann, Rohnegg blieb noch immer liegen.

Ein kühler, scharfer Herbstwind fuhr durch die Aeste und schüttelte die welken Blätter auf den einsamen Mann herab, der hier mit seinem Schmerze kämpfte, und weder Trost noch Frieden fand. Was konnte er dem Weibe bieten, das er in einigen Tagen sein eigen nennen sollte — nichts, nichts! Sein Herz fühlte nichts mehr für sie, ihre blendende Schönheit ließ ihn kalt, ihre süße, glockenhelle Stimme hatte jeden Zauber für ihn verloren — sie war ihm mit einem Male eine Fremde geworden.

Neben der hohen, üppigen Gestalt des vollendet schönen Weibes sah er ein kleines, zierliches Wesen auftauchen, das ihm mit seinen dunklen Augen tief, tief in die Seele

sah — o, diese Augen hatte er Tag und Nacht vor sich, an sie gedachte er zu jeder Stunde, und doch hatte er kein Recht dazu, keines, keines!

Das geduldig neben seinem Herrn stehende Roß begann leise zu wiehern, als wolle es ihn mahnen, zur Wirklichkeit, zu seinen Pflichten zurückzukehren.

Rohnegg fuhr auf und strich sich das wirre Haar aus der Stirn.

„Nur keine Feigheit," murmelte er, „ich will und ich muß diese Leidenschaft bezwingen!"

5.

Zwei Tage später wurde Meline mit Norbert v. Rohnegg ehelich verbunden.

Meline war eine sehr schöne Braut, deren Liebreiz von allen Anwesenden laut bewundert wurde. Sie sah prachtvoll aus in dem langen, schleppenden Atlaßkleide, dessen blendende Weiße ihren zarten Teint noch mehr hervorhob.

Ueber den gleich flüssigem Golde erstrahlenden Flechten lag der kostbare Spitzenschleier wie ein duftiger Hauch gebreitet, und in dem dunklen Grün der Myrtenkrone funkelten einzelne Brillantsterne.

Der werthvolle Schmuck war Rohnegg'sches Familieneigenthum, und Norbert hatte denselben am Vorabende des Hochzeitstages seiner Braut übergeben.

Meline hatte der Versuchung nicht widerstehen können, sich mit den blitzenden Steinen zu schmücken; sie hatte niemals Diamanten besessen, und deren Funkeln und Leuchten übte eine wahrhaft fascinirende Wirkung auf sie aus.

Als Mädchen hatte sie sich so einfach als möglich gekleidet, weil kostbare Stoffe ihr unerreichbar waren, und sie es verschmähte, zu jener übertriebenen, auf Täuschung berechneten Eleganz zu greifen, wie ihre Mutter dieselbe stets so sehr geliebt hatte.

Jetzt, als reiche Frau wollte sie das Versäumte nachzuholen trachten, und wenn sie sich schon ohne Liebe hingab, so wollte sie genießen, genießen mit vollen Zügen den Reichthum, den sie sich durch ihre Schönheit errungen hatte.

Mit fester Stimme sprach sie das bindende „Ja", während dasjenige Norbert's fast zögernd klang.

Mit lieblichem Lächeln auf den Lippen nahm sie dann die Glückwünsche entgegen; sie sah so glücklich, so heiter aus, daß Rohnegg tiefe Gewissensbisse fühlte und bei sich selbst nochmals gelobte, sie nie empfinden zu lassen, daß seine Liebe für sie geschwunden sei.

Die Generalin befand sich in äußerst gehobener Stimmung. In ihrem schweren Brokatkleide mit kostbaren Spitzen verziert rauschte sie mit vieler Würde einher. Sie litt heute nicht an ihren Nerven und hatte für Jeden ein liebenswürdiges Lächeln bereit; war doch das große Ziel erreicht und ihre Tochter eine reiche Frau geworden.

Nach der Tafel wurde in dem großen Saale getanzt, und Meline genoß noch einige Stunden hindurch den Triumph, die Schönste unter allen Schönen zu sein.

Noch athemlos von einem raschen Tanze stand sie an Feldheim's Seite in einer Fensternische.

Der Baron hatte ihre Hand erfaßt und flüsterte ihr

leise, leidenschaftliche Worte zu, die das Blut höher in ihre Wangen trieben und ihr Herz rascher klopfen machten.

Aber bei alledem vergaß Meline die gewohnte Vorsicht nicht; ihre Blicke überflogen den weiten Saal, und als sie die Gestalt ihres Gatten erblickte, zog sie ihre Hand rasch aus derjenigen Feldheim's.

„Er sucht mich, ich muß fort," sagte sie, tief Athem schöpfend. „Auf Wiedersehen in der Residenz."

Sie war verschwunden, ehe noch Feldheim zur Besinnung kommen konnte. Mit sehr gemischten Empfindungen drückte er sich tiefer in die Fensternische.

Da ging sie hin, die schöne Frau, deren Herz ihm gehörte, die ihn noch kurz vorher ihrer Liebe versichert hatte.

Wenige Minuten noch, und sie verließ an der Seite ihres Gatten das Schloß, um mit ihm nach dem sonnigen Italien zu eilen, um neue Triumphe zu feiern, und er stand bescheiden in einer Ecke und mußte sie ziehen lassen, blos weil er nicht die Mittel besaß, dem reizenden Weibe eine glänzende Zukunft zu bieten. War es nur ihre Schuld allein, daß sie so aus einander gingen? Nein! Auch er hätte nicht der reichen Braut entsagen mögen um ihretwillen, auch ihm galt Reichthum höher als alles Andere, und mochte es nun kommen, wie es wollte, Ada Hellbrunn mußte dennoch seine Gattin werden.

Während sich der Baron diesen Reflexionen hingab, war Meline nach ihrem Zimmer geeilt. Die neuengagirte Zofe half ihrer Herrin sich des Brautschmuckes entledigen, und bald stand Meline in einem geschmackvollen Reise-Anzuge da.

Jetzt klopfte es leise an die Thüre.

„Ich bin bereit," rief Meline mit klarer Stimme.

Rohnegg trat langsam über die Schwelle. „Der Wagen wartet, Meline."

„So laß uns gehen; ich habe schon vorhin von Mama Abschied genommen."

Er bot ihr schweigend den Arm und führte sie hinab.

Als Meline in den Wagen stieg, warf sie noch einen flüchtigen Blick zu den hell erleuchteten Fenstern empor.

Dort oben weilte er, der Einzige, der ein wärmeres Empfinden in ihrer Seele wachgerufen, und sie mußte jetzt fort, hinaus an der Seite des Mannes, der für sie nur das Mittel zum Zwecke war.

Aber sie hatte kein Recht, sich zu beklagen. Sie selbst hatte es ja so gewollt.

6.

Mehr als zwei Jahre waren vergangen, seit Meline Rohnegg's Gattin geworden war. Es war eine unglückliche Ehe, blos durch ein loses Band zusammengehalten, und die schöne junge Frau lockerte täglich mehr an demselben.

Um ihre Kälte Norbert gegenüber zu entschuldigen, hatte sie ihm schon drei Tage nach der Hochzeit gesagt, daß sie auf Ada eifersüchtig sei, und der in seinem Innersten getroffene Mann hatte alles Mögliche versucht, um seine Gattin über diesen Punkt zu beruhigen.

Er fühlte sich schuldig und deshalb war er doppelt nachsichtig gegen sie, gegen ihre immer mehr zu Tage tretenden Fehler und Eigenheiten.

In seiner Ehrlichkeit dachte er nicht daran, daß Melinens Launen selbst die heißeste Liebe in seinem Herzen hätte ersticken müssen, wenn auch kein anderes Bild in demselben je zuvor gelebt, er war sich nur bewußt, daß er ein Unrecht an ihr begangen, und sein Bestreben war nur darauf gerichtet, jenes so viel als möglich wieder gut zu machen.

Den ersten Winter hatte das Ehepaar in der Residenz verlebt; Meline war dort sehr gefeiert worden und Baron Feldheim in ihrem Hause täglich aus und ein gegangen.

Der Frühling war auf Melinens speziellen Wunsch auf Schloß Rohnegg zugebracht worden, aber Ada war mit dem Ehepaare nicht zusammengetroffen. Sie war schon einige Wochen zuvor mit ihrer Gesellschaftsdame nach dem Süden gereist und Rohnegg dankte dem Himmel aus tiefstem Herzen für diesen Zufall.

Im Sommer wünschte Meline eine Badereise zu unternehmen, und Rohnegg willfahrte auch diesem Begehren. Den Spätherbst brachten sie in Paris zu, und den Winter wieder in der Residenz.

Mit einer Art von fieberhafter Eile flog dort Meline von Fest zu Fest, von einem Vergnügen zum andern.

Sie befand sich in einer verzweifelten Stimmung; im nächsten Herbste sollte endlich Ada's Vermählung mit dem Baron stattfinden, und Meline liebte ihn von Tag zu Tag mehr mit wahnwitziger Leidenschaft.

Das Schicksal hatte ihr frivoles Spiel an ihr gerächt; sie, die sonst mit den Herzen Anderer gespielt, die mit kalter Ruhe Leidenschaften zu entflammen getrachtet hatte,

sah sich jetzt plötzlich von ihren eigenen Gefühlen überwältigt und da besiegt, wo sie hätte die Siegerin sein sollen.

Ihre leidenschaftliche Liebe ward dem Baron auf die Dauer unbequem; er fürchtete immer, Meline könnte sich und ihn verrathen, und dann war die reiche Braut für ihn noch in der letzten Stunde verloren.

Der Baron war jung und wollte noch das Leben genießen, und das konnte er erst so recht, wenn er der Gatte des reichen Mädchens geworden war.

Seine Liebe für Meline hatte sich im Laufe der Zeit verflüchtigt, und am liebsten würde er ein Verhältniß abgebrochen haben, das ihm nur Unannehmlichkeiten und Verdruß machte. Aber wie dies Meline beibringen? Sie wollte ja nicht Vernunft annehmen und hatte schon davon gesprochen, sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen, um frei zu werden.

Eine schöne Aussicht das! Sie war ja gänzlich von der Gnade ihres Gatten abhängig, er bis über den Kopf in Schulden, das würde eine angenehme Existenz geben! Nein, nein! Er war fest entschlossen, Ada zu heirathen, und um allen weiteren Konflikten auszuweichen, verließ er noch vor Schluß der Saison die Residenz, um auf sein kleines Gut zu gehen, das in nächster Nähe von Ada's großer Besitzung lag.

Der Baron zeigte sich jetzt als ein sehr aufmerksamer Bräutigam; er besuchte täglich seine Braut und brachte ganze Stunden in ihrer Gesellschaft zu, indem er sich bemühte, seine vollste Liebenswürdigkeit zu entfalten, um ihre Gunst zu erringen.

Ada bemühte sich nach Kräften, freundlich gegen den Baron zu sein; sollte sie doch binnen wenig Monden seine Gattin werden, und ihre Pflicht war es, das Bild des Mannes zu bannen, das sie noch immer in ihrem Herzen trug.

Weder die Zeit noch die Entfernung hatten etwas an ihren Gefühlen zu ändern vermocht, und so sehr sie auch kämpfte und stritt, sie hatte es nicht dazu gebracht, diese unselige Liebe zu Rohnegg aus ihrem Herzen zu reißen.

Mit einem Gemisch von Freude und Schreck erhielt sie vierzehn Tage nach Feldheim's Ankunft die Nachricht, daß Rohneggs wieder zurückgekehrt seien und diesmal einen längeren Aufenthalt zu nehmen gedachten.

Also doch! Sie mußte den bitteren Kelch zur Neige leeren und Norbert an der Seite der Frau sehen, die er aus Liebe geheirathet hatte, während sie dazu bestimmt war, einem Manne anzugehören, den sie weder lieben noch achten konnte.

Sie hatte oft daran gedacht, dem Befehle des todten Vaters zuwider zu handeln und ihre Verlobung zu lösen. Wenn ihr Vater noch am Leben gewesen wäre, vielleicht hätte er sich von ihren Bitten bestimmen lassen, und sie hätte sich wenigstens ihre Freiheit gewahrt. So viel sie sich auch mit diesem Gedanken beschäftigte, so hatte sie doch eine eigene Scheu davor, ihn auszusprechen.

Vielleicht auch war es besser so, wenn eine doppelte Schranke sie von dem geliebten Manne trennte, vielleicht gab ihr die übernommene Pflicht Kraft und Muth, diese Liebe zu überwinden und aus diesem schweren Kampfe als Siegerin hervorzugehen.

Und sie hielt sich fest und tapfer bei dem so sehr gefürchteten Wiedersehen; selbst der schärfste Beobachter hätte keine Spur von Erregung an ihr wahrnehmen können.

Sie gewann es sogar über sich, bei dieser Gelegenheit freundlicher als sonst gegen Feldheim zu sein, und erweckte dadurch in Melinen eine rasende Eifersucht.

Die junge Frau sah, daß Ada sich während der letzten Jahre sehr zu ihrem Vortheile verändert hatte, und der Gedanke, daß der Baron seine Verlobte lieben lernen könnte, brachte sie zur Verzweiflung.

Sobald sie sich mit Feldheim allein sah, machte sie ihm die heftigsten Vorwürfe, sie verlangte, er solle die Verlobung lösen, und seine Weigerung rief einen wahren Sturm von Bitten und Thränen bei ihr hervor. Es kam zu einer sehr unerquicklichen Scene, und die Folge davon war, daß der Baron sich Tage lang nicht vor Melinen blicken ließ.

Die schöne Frau war ihm nachgerade ganz gleichgiltig geworden, und nur die Furcht vor ihrer Leidenschaftlichkeit hielt ihn ab, ihr dies offen in's Gesicht zu sagen.

Meline verzehrte sich vor innerer Aufregung. Immer näher, immer näher sah sie den Tag kommen, da Feldheim einer Anderen gehören würde, und in ihrer Qual, in ihrem eifersüchtigen Schmerze ließ sie die sonst sorgsam beobachtete Vorsicht außer Acht.

Sie quälte ihre Mutter mit ihren Launen, sie benahm sich kalt und abweisend gegen ihren Gatten, und wenn sie Ada gegenüber stand, so leuchtete ihr der Haß förmlich aus den Augen.

Ein solches Benehmen mußte endlich doch die Aufmerksamkeit Rohnegg's erregen. Eine Ahnung von dem wahren Sachverhalte dämmerte in ihm auf, und mehr als einmal sah jetzt Meline den prüfenden Blick des Gatten auf sich geheftet, wenn sie mit dem Baron sprach.

In ihrer leidenschaftlichen Verblendung war ihr dies jetzt einerlei, mochte Norbert Alles erfahren und sie aus seinem Hause stoßen, ihr war das gleichgiltig. Im Gegentheil, es war vielmehr besser so, denn Feldheim hatte dadurch die Verpflichtung, sich ihrer anzunehmen, und von einer Verbindung mit Ada konnte dann keine Rede sein.

Aber er, um dessentwillen sie bereit war, Glanz und Luxus zu opfern, er dachte nicht so.

Mit schönen Reden und beschwichtigenden Worten suchte er sie hinzuhalten, sie über seine Gefühle im Unklaren zu lassen, und so kam der Hochzeitstag heran, ohne daß Feldheim sich für Melinens Wünsche entschieden hatte.

Auf Ada's Begehren sollte jede Festlichkeit unterbleiben; in der Hauskapelle des Schlosses sollte die Trauung blos in Gegenwart zweier Zeugen vollzogen werden, und nach derselben das neuvermählte Paar sofort eine Reise antreten.

Der Baron hatte nichts gegen diesen etwas sonderbaren Wunsch einzuwenden gehabt; je rascher und stiller das Ganze abgethan wurde, desto lieber war es ihm.

Er versicherte seiner melancholisch lächelnden Braut, daß jeder ihrer Wünsche ihm Befehl sei, und daß er sich allen ihren Anordnungen bereitwillig füge.

7.

So war endlich der gefürchtete Tag herangekommen, und die reiche Erbin zählte nur noch nach Stunden die Zeit ihrer Freiheit.

Die Trauung sollte am Vormittage stattfinden, damit das junge Paar noch den Zug erreichen konnte, der um zwölf Uhr die etwa eine Stunde entfernte Station passirte.

Ada hatte sich nach einer schlaflosen Nacht zeitig erhoben und war in den Garten gegangen.

Sie sah bleich und verweint aus, aber der feste Zug um die zusammengepreßten Lippen bewies, daß es ihr im entscheidenden Augenblicke nicht an Muth fehlen würde, ihre Fassung aufrecht zu erhalten.

Es war ein herrlicher Junimorgen, heiter und glänzend stieg die Sonne am wolkenlosen Himmel empor, und ihre blitzenden Strahlen saugten gierig die letzten Thautropfen von den duftenden Rosen auf, die erfrischt nach dem nächtlichen Schlummer ihre Kelche dem werdenden Tage öffneten.

Ada blieb tief aufseufzend stehen; sie betrachtete mit einem langen, traurigen Blicke die kunstvoll angelegten, im üppigsten Flore prangenden Beete, die kühlen Schatten spendenden Boskets, die sauber gehaltenen Wege, die in zierlichen Schlangenwindungen hin und her führten, den kleinen Teich, auf dessen Oberfläche sich stolz ein Schwanenpaar wiegte, und das zwischen hohen Bäumen sich erhebende stattliche Schloß, dessen Herrin sie genannt wurde.

Sie war reich, sehr reich, und hatte nie die materielle Sorge des Lebens kennen gelernt, sie brauchte nur zu wollen, um jeden ihrer Wünsche erfüllt zu sehen — jeden?

Ein tiefer Schmerzenszug grub sich in ihr bleiches Gesicht.

„Reichthum macht nicht glücklich," sagte sie leise vor sich hin, ohne den Thränen zu wehren, die ihre langen Wimpern netzten. „Ich bin es nicht — und er ist es auch nicht. Ich sah ihn in den letzten Tagen stets so bleich, so düster; der Besitz der geliebten Frau hat ihm nicht das gehoffte Glück gebracht!"

Das Herz wurde ihr mit einem Male wieder so unendlich schwer; wenn sie sich auch sagte, wie nöthig es sei, eine neue, unübersteigliche Schranke zwischen sich und den heimlich geliebten Mann zu bringen, so fühlte sie doch auch die ganze Größe des Opfers, das sie dem Andenken ihres Vaters brachte.

Der alte Herr Hellbrunn war ein Sonderling gewesen, der es nie gestattet haben würde, daß seine Tochter vor ihrem vierundzwanzigsten Jahre sich vermählte, denn erst dann, sagte er, sei ein Mädchen verständig genug, um ihre Pflichten als Gattin völlig zu erkennen. Diese Laune ihres Vaters hatte ihr wenigstens eine Spanne Zeit noch ihre Freiheit gewahrt, aber jetzt war der Termin zu Ende und sie mußte sich fügen.

Sie faltete die kleinen Hände wie zum Gebete, und blieb noch einige Augenblicke stille stehen; dann richtete

sie sich energisch höher empor und ging festen Schrittes in's Schloß zurück.

Sie trat in ihr Zimmer und warf einen Blick auf die Uhr.

Wie unaufhaltsam der Zeiger vorwärts eilte!

Zwei Stunden noch und sie war an den Mann gebunden, der ihr innerlich immer noch ein Fremder war.

Doch wo blieb Feldheim? Er hätte längst hier sein müssen!

Unruhig hin und her gehend, sah sie immer wieder auf die Uhr, die Minuten berechnend, die ihr noch blieben, und jetzt — jetzt hatte sie keine Zeit mehr übrig!

Mit tonloser Stimme gab sie Befehl, man möge ihr das Brautkleid bringen, bleich und stumm ließ sie sich schmücken.

Jetzt war sie fertig; ohne ihrem Spiegelbilde auch nur einen Blick zu schenken, entließ sie die Dienerin und schloß sich ein.

Wenige Minuten noch blieben ihr bis zur festgesetzten Stunde, und diese wollte sie noch ausnützen.

Feldheim war immer noch nicht da, doch jeden Augenblick mußte sein Wagen durch's Thor rasseln.

Ohne auf ihr weißes Atlaßkleid zu achten, kniete sie nieder und barg ihr Gesicht in die Kissen eines Divans; sie wollte so das heiße Schluchzen ersticken, das aus ihrem armen gequälten Herzen mit unbezwingbarer Gewalt heraufstieg, und während bittere Thränen ihre Wangen netzten, murmelten ihre blassen Lippen den Namen des geliebten Mannes.

8.

Auf Schloß Rohnegg hatte es zwei Tage vorher zwischen Norbert und Meline eine heftige Scene gegeben.

Der sonst so nachsichtige Mann war energisch aufgetreten und hatte der zornbebenden Meline erklärt, daß er ein derartiges Benehmen ihrerseits nicht länger dulden werde.

Wenn er schon nicht im Stande sei, ihr Liebe einzuflößen, so fordere er doch von seiner Gattin Achtung für den Namen, den er ihr gegeben, und sollte sich seine Vermuthung bestätigen, so würde er gezwungen sein, unnachsichtlich vorzugehen.

Die schöne Frau war bei dieser Drohung dennoch erblaßt. Sie hatte es ja einmal selbst gesagt, daß diese sogenannten guten Menschen, wenn in Zorn gebracht, eben so strenge seien, als sie früher nachsichtig gewesen waren.

Trotz ihrer Selbstbeherrschung erbebte sie sichtlich, als sie diese blauen Augen ernst und finster auf sich gerichtet sah. Dieser Mann wäre fähig gewesen, sie sammt ihrer Mutter sofort aus dem Hause zu jagen, wenn er die ganze Wahrheit gewußt hätte.

Sie fühlte ihren Muth schwinden unter seinen zornfunkelnden Blicken, und scheu und unsicher sah sie an ihm vorüber.

„Dein Verdacht ist eine Beleidigung für mich," sagte sie, bemüht, ihrer Stimme einen festen Klang zu geben; „prüfe, ehe Du so ungerecht beschuldigst."

„Das will ich auch, und wehe Dir, wenn meine Ahnung mich nicht getäuscht hat."

Meline hob den schönen Kopf trotzig höher.

„In der That, Du hast gutes Recht, mir zu drohen," versetzte sie höhnend; „sieh' in Dein eigenes Herz und frage Dich, ob Du Dir nichts vorzuwerfen hast."

Ueber Rohnegg's Gesicht flog eine tiefe Bläße.

„Ich habe meine Pflichten gegen Dich niemals verletzt," murmelte er mit dumpfer Stimme.

„Nicht?" rief Meline mit blitzenden Augen. „Hast Du mich nicht zu Deiner Gattin gemacht mit dem Bilde einer Anderen im Herzen? Hast Du nicht Tag und Nacht an diese Andere gedacht und mich mit den Brosamen einer Zärtlichkeit abgefüttert, die eigentlich für sie bestimmt gewesen sind? Was hast Du denn gethan, um Dir meine Liebe, meine Treue zu erhalten? Nichts, nichts! Wie ein Automat bist Du neben mir hergegangen, immer nur in Gedanken an die Eine, die ich vom ersten Moment an haßte und immer hassen werde."

„Meline!" rief Rohnegg, erschreckt vor dem wilden Ausdrucke, der ihr schönes Gesicht verzerrte.

„Ja, ja, ich hasse sie, diese Heuchlerin mit ihrer ernsten, vornehmen Miene — ich — ich könnte sie vernichten — und Dich mit ihr — denn Ihr Beide habt mir mein Glück gestohlen."

Sie hatte die letzten Worte in kurzen Absätzen und fast schreiend hervorgestoßen. Jetzt mit einem Male stockte ihr Athem, ihre Lippen färbten sich bläulich, die großen schönen Augen nahmen einen stieren Ausdruck an und mit einem dumpfen Röcheln sank sie rücklings zu Boden.

Rohnegg hob sie auf und rief um Hilfe; ein furchtbarer Nervenkrampf hatte die junge Frau erfaßt.

Ihr Gatte blieb, bis der eilig herbeigeholte Arzt gekommen war, der ihm die Versicherung gab, daß Meline in wenigen Stunden wieder hergestellt sein werde; derlei Nervenkrämpfe bei Damen hätten im Allgemeinen nicht nicht viel zu sagen.

Norbert begnügte sich mit diesem Ausspruche; er betrat das Zimmer seiner Gattin nicht wieder und die Generalin sagte entrüstet zu ihrer Tochter: „Wie sich dieser Mann geändert hat! Früher wäre er keine Sekunde von Deinem Bette gewichen, und jetzt —“

„Schweige, Mama,“ erwiederte Meline heftig; „ich brauche Ruhe und will Niemand sehen, ihn aber am allerwenigsten.“

Die Generalin zuckte die Achseln und schwieg gehorsam.

Es war ihr so schwül zu Muthe, als sei ein Gewitter im Anzuge, aber sie wagte es nicht, von ihren Befürchtungen zu ihrer Tochter zu sprechen.

Rohnegg hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen und brachte dort den größten Theil der Nacht mit Schreiben zu.

Der nächste Tag war der Vorabend von Ada's Hochzeit; am Nachmittage ritt Rohnegg nach dem Gute des Barons, erhielt aber den Bescheid, daß dieser schon am frühen Morgen fortgefahren sei, ohne die Zeit seiner Heimkunft anzugeben.

„So werde ich warten,“ hatte er dem Diener, welcher ihm dies meldete, gesagt, „ich habe mit dem Herrn Baron dringende Rücksprache zu nehmen.“

Und er blieb und wartete, obwohl Stunde auf Stunde verrann und der Baron noch immer nicht kam.

Und wenn er die ganze Nacht hätte warten müssen, er würde nicht von der Stelle gegangen sein, denn er mußte Gewißheit haben, ob seine Gattin eine Schuldige sei. Nicht allein seinetwegen, sondern auch des armen Mädchens wegen, das morgen Feldheim's Gattin werden sollte.

So wollte er sich denn an Feldheim wenden, um aus dessen Blicken seine Schuld zu lesen und Genugthuung zu fordern, denn ein Geständniß würde der Baron ebenso wenig ablegen als Meline.

Und Ada — dieses reine, stolze Mädchen, sollte sie die Gattin eines Mannes werden, der unter der Maske der Freundschaft Denjenigen, der ihm arglos sein Haus geöffnet, beschimpfte und betrog, sie, die dem Baron doch nur ihre Hand reichte, um den Wunsch des todten Vaters zu erfüllen. Aus Herzensneigung that sie es gewiß nicht, denn ein Mädchen wie Ada konnte den Baron niemals lieben.

Die Stunden gingen dem einsam harrenden Manne mit bleierner Schwere dahin, während er dies Alles überdachte, es wurde Abend, es wurde Nacht, und Feldheim war noch immer nicht gekommen.

9.

Ein seltsames Lächeln umspielte Melinens Lippen, als sie von ihrer Mutter erfuhr, daß Rohnegg das Schloß verlassen habe.

„Er sah furchtbar bleich und ernst aus," berichtete

die Generalin. „Meline, was hat es nur zwischen Euch gegeben? Ich ängstige mich halb zu Tode. O meine Nerven, meine Nerven!“

„Es wäre jedenfalls besser, Du pflegtest der Ruhe und ließest mich allein,“ bemerkte Meline kühl, „ich kann Dein ewiges Klagen nicht anhören, das greift auch meine Nerven an.“

Die Generalin erhob sich. „Wie Du willst,“ sagte sie empfindlich; „Du scheinst Dich wohler zu befinden, wenn ich nicht bei Dir bin.“

Die junge Frau gab keine Antwort; sie blickte ihrer Mutter nach, bis diese die Thüre hinter sich geschlossen hatte, dann murmelte sie tief aufathmend: „Endlich allein!“

Einige Augenblicke noch blieb sie lauschend sitzen, ob es der Generalin nicht einfiel, noch einmal zurückzukommen, dann stand sie auf und verriegelte die Thüre.

Hastig packte sie nun alle Schmuckgegenstände und Werthsachen zusammen, die sie der Freigebigkeit ihres Gatten zu danken hatte, und als sie damit fertig geworden, vertauschte sie ihr Negligé mit einer dunklen, einfachen Robe. Ueber diesen Vorbereitungen war es Abend geworden; die junge Frau setzte sich an's Fenster und wartete, bis die Dunkelheit hereingebrochen war.

Als die sinkende Dämmerung die grünen Parkanlagen in einen düsteren Schleier hüllte, erhob sie sich, wand ein großes schwarzes Spitzentuch um die goldig-rothen Flechten und hüllte sich in einen langen, weiten Mantel.

Den Schmuck und die vorhin zusammengepackten Werth-

sachen steckte sie zu sich, dann barg sie noch vorsichtig unter den Falten des Mantels einen Gegenstand, und so gerüstet verließ sie leisen Schrittes ihr Gemach.

Auf der Treppe war es still und leer; ungesehen kam sie hinab in den Park, der, in dunkle Schatten gehüllt, finster und unheimlich dalag.

Nun ging es in athemloser Eile vorwärts, tief, tief hinein, bis zu dem kleinen Pavillon, in welchem sie einst das Geständniß von Feldheim's Liebe vernommen.

Hier machte Meline Halt; einige Sekunden lang blieb sie lauschend stehen, nichts rührte, nichts regte sich.

„Er ist noch nicht da," murmelte sie, einen Seufzer unterdrückend.

Sie öffnete die Thüre des Pavillons und trat ein; eine heiße, schwüle Luft schlug ihr entgegen.

Sie tappte sich hin zu einem kleinen Schranke, wo sie eine Kerze und Feuerzeug verborgen hatte, und machte Licht.

Das schwache Flämmchen beleuchtete nur unvollkommen den kleinen Raum; obgleich Meline vor jeder Störung sicher war, so zog sie doch die Vorhänge an den zwei kleinen Bogenfenstern noch fester zu, damit kein Lichtstrahl sie verrathe.

Sie war eben damit fertig geworden, als rasche, feste Schritte sich dem Pavillon näherten.

Die junge Frau zuckte zusammen, dann blieb sie regungslos stehen. In dem Rahmen der geöffneten Thüre zeigte sich die Gestalt des Barons.

„Du kommst spät," sagte Meline in vorwurfsvollem Tone.

Feldheim's schönes Gesicht war stark geröthet, und seine blitzenden Augen verriethen, daß er sich in weinseliger Stimmung befand.

„Ich habe im Kreise einiger Freunde meinen letzten Junggesellentag gefeiert," rief er ziemlich laut, „Du mußt mich schon entschuldigen, theure Meline."

Alles Blut war aus dem Antlitze der jungen Frau gewichen; ihre Lippen bebten und ihre Augen schossen drohende Blitze, aber noch hielt sie an sich.

„Deinen letzten Junggesellentag gefeiert," wiederholte sie langsam; „es ist also Dein Ernst, Du willst jenes Mädchen wirklich zu Deiner Frau machen?"

Der Baron zuckte die Achseln.

„Bleibt mir denn eine andere Wahl? Ich stecke tief in Schulden und brauche eine reiche Frau."

Meline grub ihre kleinen weißen Zähne so tief in die Unterlippe, daß ein Blutstropfen hervorquoll.

„Und ich?" frug sie mit heiserer, unsicherer Stimme.

„Theure Meline, Du mußt Dich eben zu trösten wissen; ich kann Dir nicht helfen. Hast Du nicht auch um Geld geheirathet?"

Ein wilder Schrei ertönte von ihren Lippen. „Erbarmen, Erbarmen, sprich nicht so, Du kannst nicht so herzlos sein," rief sie, halb sinnlos vor Schmerz. „Ich liebe Dich, ich liebe Dich ja, und will Dir Alles ersetzen! Sieh', sieh' mich hier zu Deinen Füßen, ich will Dir Alles opfern und mit Dir fliehen! Laß mich nicht zurück bei dem Manne, den ich nie geliebt und dessen Liebe ich durch meine Kälte verscherzt habe. Er weiß Alles! Er hat

von mir Aufklärung gefordert, und wenngleich ich ihm eine solche verweigert habe, er läßt sich nicht täuschen, nicht irre führen. Er wird sich rächen an Dir, an mir. Komm', laß uns fliehen, so lange es noch Zeit ist, ich kann nicht länger in seinem Hause bleiben!"

Sie hatte sich vor ihm auf die Kniee geworfen und die Hände bittend zu ihm erhoben.

Etwas ernüchtert starrte der Baron auf das schöne bleiche Frauenbild herab, das flehend zu seinen Füßen lag.

Schön war dieses Weib, wunderbar schön, aber was nützte das Alles! Er brauchte Geld, viel Geld, um seine Schulden zu bezahlen, um standesgemäß leben zu können — da mußte alles Andere in den Hintergrund treten. Fliehen sollte er mit ihr, fliehen in der letzten Stunde, nachdem er so lange Jahre geharrt, um die reiche Erbin sein eigen zu nennen? Nein, das wäre Thorheit, Wahnsinn gewesen!

„Sei vernünftig, Meline," sagte er, sich niederbeugend, um sie aufzurichten. „Ich kann nicht anders — verbittere mir den Abschied nicht, wir müssen nun einmal scheiden und ohne einander leben."

Mit einem wilden Schrei emporfahrend, stieß sie ihn so heftig von sich, daß er bestürzt zurücktaumelte.

„Meline, was soll das heißen?"

Sie stand ihm hoch aufgerichtet gegenüber, mit festgeschlossenen Lippen und flammenden Augen.

Das Spitzentuch war ihr vom Haupte gefallen, und gleich Schlangen ringelten sich die gelösten, röthlich schimmernden Flechten über ihren wogenden Busen herab.

„Bedenke, was Du sprichst," tönte es noch einmal von ihren Lippen, „mein Gatte wird mich aus dem Hause jagen, ich werde schutzlos und heimathlos sein!"

„Du siehst zu schwarz; Rohnegg wird Dir vergeben!"

„Niemals! So wie ich Dir nie vergeben werde," zischte sie zwischen den geschlossenen Lippen durch, dicht an ihn herantretend; „da Du mit mir nicht leben willst, so sollst Du mit mir sterben!"

Noch ehe sie geendet, knallte ein Schuß und der Baron stürzte tödtlich getroffen zusammen.

Die Waffe in der Hand stand sie einige Sekunden unbeweglich da; dann irrte ein wildes, bitteres Lächeln um ihre bleichen Lippen.

„Du hast es nicht anders gewollt," rief sie, die Mündung des Revolvers mit fester Hand sich an's Herz setzend.

Ein zweiter Schuß, kaum vernehmbar — lautlos brach Meline zusammen.

10.

Mehr als ein Jahr ist seit jener Katastrophe vergangen, durch welche Ada Hellbrunn ihren Bräutigam und Rohnegg seine Frau verlor; nach so mancher bangen, schweren Stunde ist Alles wieder in ein ruhiges Geleise zurückgekehrt, und die Zeit, diese nimmermüde Trösterin, hat mit sanfter Hand einen Schleier über all' die Schmerzen und Qualen der Vergangenheit gebreitet.

Im Anfange hatte Rohnegg geglaubt, es nicht überleben zu können, diese Schmach, diese Erniedrigung ertragen zu müssen, denn durch den Tod der beiden Schuldigen war ihr Vergehen öffentliches Geheimniß geworden. Rohnegg's

Freunde gaben sich wohl alle Mühe, das Ganze irgend einem unglücklichen Zufalle zuzuschreiben, aber kein Mensch wollte an einen solchen glauben, und Rohnegg stand allem diesem machtlos gegenüber.

Ada war die Einzige, die diesem Unglücke gegenüber eine eherne Stirne zeigte.

Freilich, was sie litt, was sie duldete, als sie den geliebten Mann so niedergebeugt sah, das ahnte Niemand.

Mit ruhigem, freundlichem Ernste suchte sie Rohnegg zu trösten, ohne jemals auch nur durch einen Blick zu verrathen, wie theuer er ihr sei; so wenig sympathisch ihr auch die beiden Todten gewesen waren, sie hätte es für Sünde gehalten, anders als mit einem tiefen Gefühle des Mitleids an sie zu denken, und ihren sanften Worten gelang es, in Rohnegg's Seele mildere Regungen zu erwecken.

Mit dem finsteren Grolle schwand auch langsam das brennende Gefühl der Schmach, das er bisher bei dem Gedanken an Meline und Feldheim empfunden, und höher hob sich sein Haupt, während sein Blick wieder hoffnungsfreudig der Zukunft entgegensah.

Die Generalin hatte bald nach dem Tode ihrer Tochter das Schloß verlassen; Rohnegg hatte ihr großmüthig eine jährliche Rente ausgesetzt, welche sie vor Nahrungssorgen bis an ihr Lebensende schützte.

Nun hauste Rohnegg wieder allein auf seinem herrlichen Besitze, in rastloser Arbeit Trost und Vergessenheit suchend.

Zuweilen besuchte er Ada, um sich an ihrem stillen,

ernsten Wesen, an ihrer ruhigen, sich stets gleich bleibenden Freundlichkeit zu erquicken, aber noch stand er zu sehr unter dem Drucke des so jäh auf ihn hereingestürmten Unglückes, um daran zu denken, um das Wesen zu werben, dessen Besitz allein ihm die Gewähr für ein bleibendes, friedliches Glück bot. Wußte er denn, ob sie die Liebe eines Mannes annehmen würde, der es nicht verstanden hatte, sich die Treue des ihm angetrauten Weibes zu sichern, das seinen Namen mit Schmach und Schande überhäuft hatte.

Zum zweiten Male seit Melinens Tode war es Herbst geworden, und noch immer nicht hatte er ihr Grab besucht, um ihr seine Vergebung zu bringen.

In der Familiengruft drunten auf dem kleinen Dorfkirchhofe ruhten die sterblichen Ueberreste der schönen Frau, von der er gesagt, sie sei einem unglücklichen Zufall zum Opfer gefallen, und es hatte ihm große Ueberwindung gekostet, die treulose Frau neben der Mutter zu betten, die das reinste, edelste Weib gewesen.

Um der Welt nicht noch mehr Ursache zum Gerede zu geben, hatte er dem Begräbnisse beigewohnt, er hatte das Grab mit den schönsten Blumen schmücken lassen, aber er, der früher so oft das Grab der Mutter besucht hatte, war, seit Meline dort ruhte, noch mit keinem Schritte wieder in der Gruft gewesen.

Mit grollendem Herzen wollte er diese Stätte des Friedens nicht mehr betreten.

Und eines Tages stand er dennoch dort, wie von einer magischen Gewalt getrieben.

Zagend und zögernd war er über die den Todten geheiligte Schwelle getreten und gesenkten Blickes zu der Stelle geschritten, wo das Weib lag, das ihn so tief verletzt hatte.

Eine sanfte, süße Stimme begrüßte ihn, und als er die Augen aufschlug, begegnete sein Blick demjenigen Ada's, der mit einem feuchten, verklärten Ausdrucke auf ihm ruhte.

Sie hatte die letzten Rosen ihres Gartens gebracht, um damit Melinens letzte Ruhestätte zu schmücken.

Das fromme Gebet auf ihren Lippen erstarb, als sie Rohnegg daherkommen sah; sie war ihm einige Schritte entgegen getreten, und jetzt bot sie ihm die Hand, indem sie mit bebender Stimme sagte: „Sie kommen, um endlich das Wort der Vergebung zu sprechen."

Er faßte ihre Rechte fest zwischen seinen beiden Händen, aber er blieb stumm.

Mit sanfter Gewalt zog ihn Ada näher an das Grab heran. „Auch ich habe einst Groll gegen sie im Herzen getragen," flüsterte sie, halb von Thränen erstickt, „aber der Todten habe ich Alles vergeben."

„Gerade durch ihren Tod hat sie ihre Schuld bekannt und noch in letzter Stunde die Schande offenkundig auf mein Haupt gehäuft," versetzte er bitter.

„Wir sind Keines ohne Fehl," sagte Ada sanft. „Norbert, um meinetwillen bannen Sie jeden Groll aus Ihrem Herzen."

Er sah sie an, und die Erwiederung entfloh von seinen Lippen, ohne daß er sie ausgesprochen hatte; er senkte das

Haupt, und sein Knie beugend blieb er lange so in tiefem Schweigen.

Ada war an seiner Seite niedergesunken, und aus dem Grunde ihrer reinen Seele stieg ein heißes Gebet zum Himmel empor.

So knieten sie neben einander, Hand in Hand; sie versöhnt und heiligen Friedens voll, er den letzten Rest von Groll aus seiner Seele kämpfend.

Und endlich hatte auch er überwunden, und er konnte nun aus vollstem Herzen sprechen: „Die Erde sei ihr leicht; ich habe vergessen und vergeben!"

„Dank, tausend Dank," flüsterte Ada bewegt.

Als sie sich Beide von ihren Knieen erhoben, wollte Ada ihre Hand aus der seinen lösen, aber Norbert hielt sie fest.

Tief senkte sich sein Blick in die dunklen Augen des Mädchens, dann sagte er leise: „Ada, ich habe Dich geliebt vom ersten Blicke an, und doch bin ich nicht einen Schritt vom Pfade der Pflicht gewichen — ich war gebunden durch mein Wort, Du durch den Willen Deines Vaters — in letzter Stunde sind wir Beide frei geworden. Willst Du nun mein Weib werden? Ich biete Dir ein Herz voll Lieb' und Treue."

Sie sah ihn mit leuchtenden Blicken an, dann senkte sie das Haupt und hauchte ein leises, seliges „Ja!"

Eine unglückliche Dichterin.

Biographische Skizze

von

Theodor Winkler.

(Nachdruck verboten.)

Es war um die Mitte des Juli im Jahre 1797, als Friedrich Schiller, damals Professor in Jena, einen Brief von einer Dame erhielt, der dem Empfänger ein gewisses Interesse einflößte. Die Unterschrift lautete nur: Therese v. R. Das Anliegen der Absenderin aber bestand darin, der über Alles verehrte große Dichter möchte sich geneigt finden lassen, ein halbes Stündchen seiner kostbaren Zeit zu opfern und auf die Durchsicht einer Reihe von poetischen Versuchen zu verwenden, welche dem Briefe beilagen und von einem jungen Mädchen herrührten. „Luise" wurde die Verfasserin genannt und hinzugefügt, ihre Lehrerin sei allein die Natur und ein für alles Schöne und Große begeistertes Herz; sie selbst wisse nichts von der Uebersendung ihrer Gedichte an den Herausgeber der „Horen", um so aufmunternder für ihr Talent würde es sein, wenn dieselben vor des berühmten Meisters Augen Gnade fänden und vielleicht des Abdrucks in den „Horen" gewürdigt würden.

Schiller mochte mit dergleichen Zusendungen mehr als zur Genüge gesegnet sein; er erließ kein besonderes Antwortschreiben darauf, las aber die empfangenen Gedichte durch, fand sie in der That lobenswerth und talentvoll und bestimmte eine Auswahl derselben zur Veröffentlichung in den „Horen", wo sie unter dem einfachen Namen „Luise" erschienen. Allein es vergingen doch Wochen und Monate, ehe dies bewerkstelligt wurde, und diese Zwischenzeit mit ihrer Ungewißheit scheint denn die Geduld der Absenderin auf eine zu harte Probe gestellt zu haben. Sie eröffnete ihrer dichterischen Freundin das Geheimniß der Zusendung an Schiller und munterte sie auf, sich nachträglich selbst an ihn zu wenden. Infolge dessen erhielt der Dichter im Januar 1798 einen Brief mit kleiner zierlicher Damenschrift aus Weißenfels in Thüringen, in welchem sich die Verfasserin der Gedichte zu erkennen gab und der mit den Worten schloß:

„Obgleich mich die Ehre, eine Stelle in den ‚Horen' zu finden, entzücken würde, so thäten Sie mir doch Unrecht, wenn Sie glaubten, daß dies der Beweggrund meines Briefes sei; schon der Gedanke, meine Gedichte in Ihren Händen zu wissen, hat einen unendlichen Reiz für mich, wenn Sie mich auch nicht eines Urtheils darüber oder eines Rathes für die Zukunft würdigen sollten; ich wage es nicht, auf dieses Glück so verdienstlose Ansprüche zu machen, aber möchte Ihnen wenigstens mein Brief die grenzenlose Verehrung ausdrücken, mit der ich die Ehre habe zu sein Ihre ganz ergebene Dienerin

Luise Brachmann."

Damit war der Schleier des Geheimnisses gelüftet. Schiller antwortete ihr darauf u. A.:

„Unter dem Heere von Gedichten, welche dem Herausgeber eines Almanachs von allen Enden unseres verfereichen prosaischen Deutschlands zufließen, ist die Erscheinung einer schönen und wahren poetischen Empfindung, so wie sie in mehreren Ihrer Gedichte lebt, eine desto angenehmere Ueberraschung."

Mit dieser schmeichelhaften Anerkennung verband der Dichter die Bitte um weitere Beiträge für den Musenalmanach und den Wunsch, die persönliche Bekanntschaft der Dame machen zu dürfen.

Wer war glücklicher als Luise? Die ersehnte Verbindung war nun angeknüpft und wurde lebhaft fortgesetzt.

Luise war als die Tochter eines Kreissekretärs am 9. Februar 1777 zu Rochlitz in Sachsen geboren, zur Zeit der Anknüpfung mit dem großen Dichter also zwanzig Jahre alt. Schon in früher Jugend zeigte sie Neigung und Beruf zur Poesie, und als nun ihr Vater 1787 als Geleitskommissar nach Weißenfels versetzt wurde, fand sie alsbald mit ihren Eltern Eingang in dem Hause des Freiherrn v. Hardenberg, der als kurfürstlich sächsischer Salinendirektor daselbst lebte. Luisens lebhafter Geist, ihr warmes Gemüth, ihre anziehenden Umgangsformen und besonders ihre Liebe und Begabung zur Dichtkunst erwarben ihr rasch die Gunst der genannten Familie, in der sie ein jeder Zeit gern gesehener Gast wurde. Insbesondere waren es die Töchter des Hauses, die sich ihr in inniger Freundschaft anschlossen, nicht minder der

Sohn, jener unter dem Namen Novalis bekannte Dichter, der sich Luisens poetische Ausbildung angelegen sein ließ und ihre Studien leitete. Der Einfluß des Letzteren auf das schwärmerische, für alles Ideale begeisterte Mädchen war ein mächtiger, und der ihm eigene Zug zur Romantik fand in der jungen Dichterin einen nur allzu fruchtbaren Boden. Die dichterische Welt, in die sie sich mit ihrer Phantasie hinein träumte, trat aber nur zu bald in grellen Widerspruch mit der Wirklichkeit.

Einige Jahre lang ging noch Alles friedlich und nach Wunsch. Im regen freundschaftlichen Verkehr mit den Hardenbergs, unter gemeinsamen Studien und poetischen Unterhaltungen mit diesen flossen dem jungen Mädchen unter der schützenden Obhut ihrer Eltern die Tage ruhig und angenehm dahin. Der Umgang mit Novalis bot ihrem Geiste reiche Nahrung, die warme Freundschaft der Schwestern erfüllte ihr ganzes Herz, die Anerkennung und Aufmunterung ihres Talents, die ihr von Schiller zu Theil wurde, spornte sie zu immer höherem Streben an. Allein dieses idyllische Leben sollte nicht von Dauer sein.

Auf Einladung ihres Bruders, der in Dresden lebte, war Luise im Sommer des Jahres 1800 nach der sächsischen Residenz gereist, voll der schönsten Hoffnungen, mit denen sie das Leben dieser reizenden Stadt erfüllte. Allein dieser erste Schritt aus der Stille und den patriarchalischen Verhältnissen der Kleinstadt wurde für sie verhängnißvoll. Niemand weiß eigentlich anzugeben, was ihr dort in den Weg getreten. Fröhlich und guten Muthes kam sie in Dresden an, fand bei dem Bruder, der sie zärtlich

liebte, die herzlichste Aufnahme, genoß an seiner Seite die Schönheiten der Stadt und ihrer Umgebung, knüpfte mancherlei interessante Bekanntschaften an und schien zu ihrem Glücke nichts zu entbehren, bis eines Tages ein plötzlicher Umschlag in ihrer Stimmung eintrat, der ihr den Aufenthalt am Elbestrand so unleidlich machte, daß sie erklärte, nicht länger bleiben zu können und alles Zuredens ungeachtet sich zur Rückkehr in's Elternhaus entschloß. In Weißenfels aber nahm dieser Zustand von Schwermuth nur noch mehr zu und warf sie schließlich auf's Krankenlager, auf dem sie sechs Wochen lang zwischen Leben und Tod schwebte.

Am 7. September verlangte Luise, obschon noch nicht vollkommen genesen, das Zimmer zum ersten Male zu verlassen. Der ängstlich um sie besorgte Vater begleitete sie, während sie sich auf einem Korridor im Hofe des Hauses erging. Kaum aber hatte sie einige Schritte gethan, als sie sich plötzlich vor den Augen des Vaters von dem zwei Stockwerke hohen Gange in den Hof hinabstürzte, wo sie den gesuchten Tod unfehlbar gefunden haben würde, wenn die Gewalt des Sturzes nicht durch ein vorspringendes Dach, auf das sie auffiel, abgeschwächt worden wäre.

Luise hatte besonders am Kopfe sehr gefährliche Verletzungen davongetragen und schien anfangs sich nicht wieder erholen zu sollen. Auf die Nachricht von dem entsetzlichen Vorfall kam ihr Bruder schleunigst aus Dresden, denn man fürchtete, daß er sie zum letzten Male sehen werde. Allein Dank ihrer damals noch kräftigen Natur und der sorgsamen Pflege überwand Luise doch die schreck-

liche Katastrophe und genas nach einigen Wochen vollständig.

Was war geschehen, daß sie sich so abhärmte und zu einem solch' verzweifelten Schritte hinreißen ließ? Der Schleier über diese Ursache ist nie ganz gelüftet worden. Durch eine jugendliche, aus Mangel an Welt- und Menschenkenntniß begangene Unvorsichtigkeit habe sie sich, wie es hieß, während ihrer Anwesenheit in Dresden eine Kränkung ihres so leicht verletzbaren Ehrgefühls zugezogen, die ihr anfangs unerträglich dünkte und sie mit tiefer Schwermuth erfüllte.

Wer kann sagen, worin die jugendliche Unbesonnenheit bestanden? Wahrscheinlich, meint einer ihrer Biographen, handelte es sich um eine Thorheit ihres liebeschwärmerischen Herzens; vielleicht hatte sie in Dresden den glänzenden Ritter erblickt, den ihre Phantasie schon so lange geträumt; vielleicht hatte sie ihm ihre Gefühle allzu deutlich zu erkennen gegeben; vielleicht hatte sie keine Erhörung gefunden. Denn so reich begabt Luise in geistiger Beziehung war, so vielseitig ihre Bildung und so liebenswürdig ihr ganzes Wesen genannt werden mußte, Eines fehlte ihr: die Schönheit der äußeren Erscheinung. Sie war von kleiner, unansehnlicher Gestalt, ihr Kopf unverhältnißmäßig groß, ihre Züge fest, von mehr männlichem Gepräge; dabei achtete sie wenig auf wohlgefällige Haltung und äußeren Schmuck; ihr Anzug entbehrte fast allen Putzes und ließ oft sogar die sorgsam ordnende Frauenhand vermissen. Nur das schöne lichtbraune Haar und ein Paar sanfte blaue Augen adelten ihre Erschei-

nung, die allerdings bei näherer Bekanntschaft bedeutend gewann.

Nachdem sie sich von dem gewaltsamen Sturze wieder völlig erholt hatte, vertiefte sie sich mit doppeltem Eifer in die Poesie und suchte darin Vergessen für das, was ihr Gemüth bedrückte. Auch Schiller kam wieder an die Reihe. „Ich weiß nicht," schreibt sie ihm unter Anderem, „es ist mir, als wenn ich bei Ihnen für Alles Verzeihung hoffen dürfte... Wollte der Himmel, ich könnte Sie einmal persönlich sehen, ich habe hunderterlei auf dem Herzen, was ich Ihnen sagen und worüber ich Sie um Ihren Rath bitten wollte." Und Schiller schrieb ihr zurück, er wünsche ebenfalls von Herzen, recht bald durch die persönliche Bekanntschaft der Dichterin erfreut zu werden.

Luise bot nun Alles auf, diese Begegnung zu verwirklichen; es kam aber vorerst nicht dazu. Herbe Schicksalsschläge warteten ihrer, durch die sie auf's Neue tief darniedergebeugt wurde. Mit grausamer Hand zerstörte der Tod den kleinen, engverbundenen Kreis ihrer Angehörigen und Freunde. Am 25. März 1801 starb, noch nicht dreißig Jahre alt, ihr bewährter Gönner, Lehrer und Berather Novalis; bald darauf ihre eigene Schwester Amalie; ferner noch in demselben Jahre Novalis' Schwester, Sidonie v. Hardenberg, ihre beste Freundin; und endlich jene geheimnißvolle, ihr ebenfalls innig zugethane Therese v. R., die ihr den Weg zu Schiller gebahnt hatte. Luisens weiches Gemüth wurde durch diese rasch nach einander folgenden Trauerfälle so erschüttert, daß sie abermals be-

denklich erkrankte und lange Zeit an ihrem Aufkommen gezweifelt wurde.

Aber auch diesmal erholte sie sich wieder, und das Erste, was sie schreibt, sobald sie die Feder wieder führen kann, ist ein Brief an Schiller, dem sie vertrauensvoll und in wahrhaft rührender Weise ihr Herz ausschüttet: „Wundern Sie sich nicht,“ heißt es da nach der Mittheilung all' der erlittenen Schicksalsschläge, „wundern Sie sich nicht über die Aengstlichkeit, mit der ich auch Ihr Wohlwollen zu verlieren fürchte; wenn man so Vieles, was man liebte, durch den Tod verloren, wie ich, so strebt man mit einer Art von Aengstlichkeit das zu erhalten, was noch übrig blieb. Ich habe jetzt Niemand mehr, der mir auf dem Wege der Poesie die Hand bieten könnte, Niemand wenigstens, zu dem ich so viel Vertrauen hätte, als zu Ihnen; Sie waren es, der mir zuerst Muth einflößte, der mich zuerst in den öffentlichen Kreis der Dichter einführte; ist es dann ein Wunder, wenn ich zu Ihnen das größte Vertrauen habe? Und sollten Sie mir wohl die Fortdauer Ihres Wohlwollens versagen? Sollten Sie der Unglücklichen das entziehen, was Sie der Glücklichen einst schenkten?“ Und nachdem Luise noch den mächtigen Eindruck geschildert, den Schiller's „Wallenstein“, sowie seine „Maria Stuart“ auf sie gemacht, fährt sie fort: „Ach, wie glücklich wäre ich, wenn ich in Ihrer Nähe leben könnte, wenn ich mir zuweilen aus Ihrem eigenen Munde Rath und Belehrung erbitten könnte! Wie viele Jahre habe ich nun schon vergebens gewünscht, Sie einmal persönlich zu sehen! Werden Sie

mir wenigstens erlauben, Ihnen zuweilen zu schreiben und Sie nur zuweilen, nur selten um Ihren Rath zu bitten. Ich will niemals wieder so lange Briefe schreiben wie diesen, denn ich fühle wohl die Kostbarkeit Ihrer Zeit... Ihre Entschließung gegen mich sei indessen, welche sie wolle, immer werde ich mit der innigsten Verehrung sein Ihre

Luise Brachmann."

Schiller antwortete, wenn auch infolge mancherlei Abhaltungen erst nach längerer Zeit, mit der alten Freundlichkeit, versicherte die Briefschreiberin seiner herzlichsten Theilnahme und sprach den Wunsch aus, daß vor Allem ihr Gemüth sich bald aufheitern möchte. Letzteres sollte sich freilich nicht erfüllen. Ein neuer Schlag traf die Bedauernswerthe, indem bald darauf ihre geliebte Mutter vom Tode dahingerafft wurde. Sie war nun fast ganz vereinsamt, und außer ihrem in der Ferne lebenden Bruder und ihrem alten, mit Berufsgeschäften überhäuften Vater, dem sie die Wirthschaft führte, hatte sie keine Familienangehörigen mehr. Das Verlangen nach einem Besuche in Weimar (wohin Schiller inzwischen übergesiedelt war) schien daher völlig aufgegeben werden zu müssen. Allein ihre Sehnsucht nach der persönlichen Bekanntschaft des Dichters klingt doch mit gleicher Stärke durch alle folgenden Briefe an denselben durch. Schiller lud sie wiederholt auf's Herzlichste ein, und endlich im September 1803 kam sie mit ihrem Vater in Weimar an, wo sie von dem Dichter freundlichst empfangen wurde und mehrere Tage in dessen Hause zu Gaste war.

Während dieser Tage mochte Luise alles Leid vergessen,

was bisher auf sie eingestürmt und an ihrer Seele genagt hatte. Es waren Tage des Glückes und der Freude, und als es schließlich zum Abschied kam, wurde sie so erregt, daß Schiller sich veranlaßt sah, väterlich warnend den Finger zu erheben.

Bald nach ihrer Heimkehr wurde Luise von einem neuen Unglück betroffen. Im Mai 1804 starb ihr Vater, und damit brach die letzte Stütze in ihrem bürgerlichen Leben. Die Eltern hatten ihr kein Vermögen hinterlassen, die Sorge um ihre Existenz fiel jetzt allein auf ihre Schultern, da der Bruder nicht in der Lage war, sie zu sich zu nehmen oder ihr eine nennenswerthe Unterstützung zu gewähren. Auf ihre Talente vertrauend entschloß sich die Verlassene, den harten Kampf um's Dasein mit der Feder in der Hand zu versuchen. Ein schweres Unternehmen und ein kärgliches Brod! Allerdings hatte sich Luise Brachmann durch ihre in den letzten Jahren veröffentlichten Gedichte bereits einen angesehenen Namen erworben, und da sie nicht nur die Gabe hatte, in Versen zu dichten, sondern auch gewandt in Prosa zu erzählen, so erschloß sich ihr wohl ein Feld zu literarischer Thätigkeit. Allein damals warfen solche Arbeiten nur sehr geringen Lohn ab, und es gehörte ein eiserner Fleiß und eine unerschöpfliche Erfindungsgabe dazu, um eine bescheidene Existenz darauf zu gründen.

Diese bittere Erfahrung blieb auch unserer Dichterin nicht erspart. Trotz aller Anstrengung und obwohl sie bei den Herausgebern von Zeitschriften und Taschenbüchern eine vielbegehrte Mitarbeiterin war, gelang es ihr doch kaum, die Mittel für ihren Unterhalt damit zu erwerben.

So erhielt sie z. B. für den Druckbogen eines Romans von ihrem Verleger nur vier Thaler Honorar, wovon sie noch dazu nur die Hälfte in baarem Gelde, die andere Hälfte in Büchern bekam. Aber mehr als das waren es Erlebnisse anderer Art, die verhängnißvoll für sie wurden. Ihr allezeit warm pulsirendes Herz mochte bei der Verlassenheit, der sie jetzt preisgegeben war, mit doppelter Sehnsucht nach einem Menschen ausschauen, der sich ihrer annehmen und ihr eine Stütze für's Leben sein könnte.

Im Oktober 1806 kam ein Theil des auf seinem Siegeszuge befindlichen französischen Heeres durch Weißenfels, darunter eine Anzahl Kranker und Verwundeter, welche daselbst liegen blieben. Luise, von jeher für Heldenthum und Alles, was daran erinnerte, voll glühender Begeisterung, trug den Soldaten die wärmste Sympathie entgegen und brachte den Kranken täglich Erfrischungen in's Lazareth, deren Beschaffung ihr natürlich bei der Kärglichkeit ihrer eigenen Mittel nicht wenig Opfer auferlegte. Aber so war sie immer. Sah sie Jemanden, dessen Lage noch trauriger schien als die ihre, dann gab sie gern das Letzte hin. Hierbei geschah es nun, daß sie einen französischen Wundarzt kennen lernte, der an dem Hospitale angestellt war. Bei ihrer gründlichen Beherrschung der französischen Sprache bot sich dem Verkehre kein Hinderniß, und Luise faßte eine glühende Leidenschaft zu dem Genannten. Allein obwohl ihre Neigung erwiedert wurde, war sie doch hoffnungslos, denn der Mann war in Frankreich bereits verheirathet, und so galt es, wenn

auch mit schwerem Herzen, zu verzichten. Bittere Thränen besiegelten den Abschied, lange blieb die Unglückliche in tiefe Schwermuth versunken,*) bis sie endlich auf's Neue in schwere Krankheit verfiel. Zwar genas sie auch diesmal wieder, aber kaum dem Leben wiedergegeben, verfiel sie in Trübsinn und wünschte sich den Tod. Sie beschloß freiwillig ihr Dasein aufzugeben und wollte sich durch Entziehung aller Nahrungsmittel umbringen. Mehrere Tage führte sie das wirklich durch und war bereits in einem bedenklichen Zustand, als es ihrem väterlichen Freunde, dem Superintendenten Schmidt in Weißenfels, noch gelang, durch energisches Zureden so auf sie einzuwirken, daß sie den selbstmörderischen Plan endlich aufgab. Luise zählte damals bereits 36 Jahre.

Trotz ihres schon vorgerückten Alters und ihrer wenig einnehmenden Erscheinung fand sich übrigens damals doch ein älterer bemittelter Herr, der so viel Interesse für sie hegte, daß er ihr seine Hand anbot. Luise verkannte nicht, daß sich ihr mit diesem Anerbieten eine sorgenlose Zukunft aufthat; allein sie konnte sich nicht entschließen, einen Mann zu heirathen, den sie nicht liebte, und lehnte den Antrag ab.

Im Sommer 1820 — in einem Alter von 43 Jahren — machte sie in ihrem Wohnorte die Bekanntschaft eines

*) Luise Brachmann hat übrigens diese Episode ihres vielbewegten Lebens zum Gegenstand einer Novelle gemacht, die unter dem Titel „Die Unmöglichkeit" in Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für d. J. 1821 erschienen ist.



jungen aus Berlin gebürtigen preußischen Offiziers bürgerlicher Abkunft, der im letzten Feldzuge verwundet worden war, wegen Dienstuntüchtigkeit seinen Abschied genommen hatte und sich der Bühne zuwenden wollte. Trotz der Ungleichheit des Alters aber (er stand noch in der Mitte der Zwanzig) und obwohl es Beiden an den nöthigen Mitteln fehlte, ließ sich Luise doch nicht abhalten, sich mit dem jungen Offizier, den sie schwärmerisch liebte, förmlich zu verloben. Ihr Lebensmuth schien mit einem Male frische Flügel erhalten zu haben, und sie setzte Alles in Bewegung, um dem Bräutigam eine Anstellung am Theater zu verschaffen, damit er sich mit ihr vermählen könne. Allein es wollte nicht glücken. Als ein Versuch in Weimar fehlschlug, reiste sie selbst nach Wien und bemühte sich mit Hilfe ihrer literarischen Verbindungen dort ihr Ziel zu erreichen, allein umsonst! Die Anstrengungen blieben erfolglos, und das Verhältniß zerschlug sich an der Unmöglichkeit der Erlangung einer genügenden Existenz.

Dies brach ihren Lebensmuth vollständig. Der Aufenthalt in Weißenfels, wo sie sich wahrscheinlich dem Gespötte preisgegeben sah, wurde ihr unerträglich, und so verließ sie in den ersten Tagen des September 1822 ihren Wohnort und begab sich nach Halle, wo sie in dem Hause des ihr befreundeten Professors Hendel-Schütz gastliche Aufnahme fand. Bereits am 9. September verschwand sie indeß aus dem Hause und wurde später von einer Polizeiwache zurückgebracht, welche sie an der Saale in höchst aufgeregtem Zustande, händeringend in den Strom hinabschauend an-

getroffen und, um einen augenscheinlich beabsichtigten Selbstmord zu hindern, angehalten hatte. Ihre Freunde ließen sich es nun eifrig angelegen sein, erheiternd auf ihren Gemüthszustand einzuwirken und sie auf andere Gedanken zu bringen; kurze Zeit hindurch schien dies auch wirklich von Erfolg zu sein, aber nur zu bald kamen neue Anfälle von Schwermuth über sie, und in einem solchen entfernte sie sich am Abend des 17. September abermals aus dem Hause, um nicht mehr zurückzukehren.

Sieben Tage später, am 24. September Abends, wurde ihre Leiche nahe bei der Stadt aus der Saale gezogen. Der Körper war bereits in so aufgelöstem Zustande, daß ihre Freundin, Frau Hendel-Schütz, nur an den Kleidern erkannte, daß es Luise Brachmann war. An ihrem linken Arm hing ein schwerer Mauerstein, den sie mit einer Schnur daran befestigt hatte. In dem Zimmer aber, das sie zuletzt bewohnt, fanden sich mehrere Briefe, die ihren Entschluß, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, deutlich kund gaben. Darunter einige Zeilen an ihren Bruder in Dresden mit den Worten: „Ein zu schmerzliches Schicksal, mein theurer Bruder, läßt mich erliegen; mögen Deine guten Kinder sich an dem erfreuen, was ich ihnen theils redlich von unseren guten Eltern bewahrt, theils treulich verdient habe. Küsse alle Deine Kinder und lebe wohl!"

Auf dem Friedhof zu Halle fand die unglückliche Dichterin ihre letzte Ruhestätte. Und so erfüllte sich die Grabschrift, die sie sich selbst lange Jahre zuvor verfaßt hatte:

„Warm konnt' ich hoffen und unnennbar lieben,
Und treu beharrt' ich, wo ich Liebe gab.
Was ist von Allem tröstend mir geblieben —
Von Lieb' und Hoffnung? — Nur ein einsam Grab."

Luise Brachmann war die Güte, Milde und Liebe selbst — schreibt einer ihrer Zeitgenossen — treueste Freundschaft, strenge Rechtlichkeit, inniger Sinn des Wohlthuns und Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, ein bis zur eigenen Aufopferung sie hinreißendes Mitleid bei fremden Leiden waren die Grundzüge ihres Charakters, gepaart mit einer seltenen Bescheidenheit und Zurückhaltung. — Ihre Gedichte sind freilich heute großentheils vergessen, ihre Erzählungen vom Wandel des Zeitgeschmacks verdrängt. Nur das Gedicht „Kolumbus" ist noch weiteren Kreisen bekannt. Aber eine Dichterin, deren Talent selbst ein Schiller anerkannte und zu fördern suchte, verdient jedenfalls dem Andenken der Nachwelt erhalten zu bleiben.

Das Taschentuch und seine Geschichte.

Kulturhistorische Skizze

von

Oswald Heim.

(Nachdruck verboten.)

Bisher dürfte wohl die Geschichte eines jeden der Gegenstände, welche zur menschlichen Kleidung gehören, geschrieben worden sein. Man hat den Ursprung aller Stoffe und Gewebe bestimmt, welche zum Schmuck oder zur Bekleidung beider Geschlechter je im Gebrauch waren — nur ein einziges wurde stets vergessen: das Taschentuch, diese moderne und unentbehrliche Vervollständigung unserer Kleidung. Die Geschichte ist stumm über den Gebrauch der Taschentücher bei den alten Völkern, den Indern, Egyptern, Chaldäern, Assyriern, Persern. Was die Griechen und die Römer betrifft, so hatten dieselben kein Taschentuch im eigentlichen Sinne, sondern ein Schweißtuch (sudorium oder sudoriolum, späterhin, beim Verfalle des römischen Reiches, mucinium oder mucatorium genannt), das speziell zur Abtrocknung des Gesichtes bei starker Transspiration bestimmt war. Verschiedene lateinische Schriftsteller berichten uns, daß in Rom die Redner auf der Tribüne und die Dichter bei den Gesangs- und Lauten-Wettspielen dieses Schweißtuch, das man gemeiniglich in einer Falte der

Tunika oder um den Hals geknüpft trug, gebrauchten; Plinius soll in seiner Redekunst den Gebrauch desselben gelehrt haben. Ferner erzählt der römische Geschichtsschreiber Tacitus in seinen „Annalen", Kaiser Nero habe sich gerühmt, im Theater sich nie den Schweiß von der Stirne getrocknet zu haben. Bei den Elegants von Athen und Rom war es Sitte, ein solches Sudorium in der Hand und ein anderes im Gürtel zu tragen, aber dasselbe wurde niemals nach Art unseres Taschentuches verwendet. Ein derartiger Gebrauch würde als hochgradige Ungezogenheit und Unreinlichkeit betrachtet worden sein, denn bekanntlich hatten Griechen und Römer Respekt vor trockenen Nasen, und nur Kindern und Greisen ward es nachgesehen, öffentlich sich auszuschnauben.

Unzweifelhaft würde bei diesen Völkern des klassischen Alterthums eine Frau, die öffentlich mit einem Taschentuche in der Hand erschienen wäre, allen Anstand verletzt, alle Anbeter verscheucht haben. Gatten trennten sich von ihren Gattinnen, welche die Schwachheit hatten, ein Taschentuch gebrauchen zu müssen. Plautus erzählt, daß man in Rom, bevor man eine Frau nahm, sich eingehendst erkundigte, ob dieselbe auch mit einer Nase, welche zu keiner „unangenehmen Ableitung" Anlaß gab, ausgestattet sei, und Juvenal berichtet von einem Ehescheidungsfalle, der auf dem erwähnten Grunde basirte. Der Philosoph Epiktet spricht in einem moralischen Aufsatze zu einem Cyniker: „Wie? Unreiner, der Du bist, würdest Du es wohl gar wagen, in unseren Tempeln auszuspucken oder Dir die Nase zu putzen?"

Heutzutage freilich bildet das Taschentuch eine unentbehrliche Ergänzung der Kleidung, so daß Derjenige, welcher dasselbe einmal mitzunehmen vergessen hat, weder Ruhe noch Vergnügen genießen kann. Da die Alten bekanntlich mehr als die späteren Generationen regelmäßige Bäder liebten und überhaupt viel Sorgfalt auf die Pflege der Haut verwendeten, so ist es immerhin möglich, daß dies den Gebrauch des Tuches für Mund und Nase überflüssig machen oder wenigstens sehr beschränken konnte.

Sollte dies wirklich der Fall sein, so zeigt uns bereits das beginnende Mittelalter durch den Gebrauch des Schnupftuches, wie sehr die Reinlichkeit abgenommen hatte, denn schon in den frühesten Satzungen der christlichen Kirche, z. B. in den Dekretalen des heil. Isidorus († 636), Erzbischofs von Sevilla, findet sich die Vorschrift, daß jeder Mönch unter seinen Kleidungsstücken und Geräthschaften auch ein „facialis", d. h. ein Tuch zur Reinigung des Gesichtes, haben solle. Ob aber die Mönche davon auch zur Reinigung der Nase Gebrauch machten, ist fraglich. Auch der berühmte Flaccus Alcuinus († 804), der Vertraute und Rathgeber Karl's des Großen, spricht bestimmt von einem Tuche, facitergium genannt, welches die Geistlichen auf der linken Seite trugen und womit sie sich während ihrer kirchlichen Verrichtungen Augen und Nase abwischten. Allein diese Tücher scheinen mehr zur kirchlichen Pracht und Zier, als zum wirklichen tagtäglichen Gebrauche verwendet worden zu sein. Es würden ja sonst kaum die Benediktiner von Disentis (in Graubündten) um das Jahr 670 ihre vierundzwanzig „Faciterculi" vor dem

anrückenden Feinde bis nach Zürich geflüchtet haben. Ebenso wenig dürften die Mönche von St. Gallen es der Mühe für werth gehalten haben, in ihrer Chronik aufzuzeichnen, daß der reiche Augsburger Bischof Adalbero ihnen um das Jahr 908 purpurgestickte Schweißtücher geschenkt habe, wenn dieses nicht wahre Pracht- und Schaustücke gewesen wären.

Daß um diese Zeit der Gebrauch der Taschentücher im gemeinen Leben und bei den Laien wenn nicht unbekannt, so doch mindestens sehr beschränkt gewesen ist, dürfte daraus erhellen, daß, während Handtücher, Tischtücher, Halstücher u. s. w. gewöhnlich waren und ihre eigenen deutschen Benennungen hatten, unsere Vorfahren für facialis oder facitergium bis in's 11. Jahrhundert hinein und später keine spezielle Bezeichnung hatten; man behielt in dieser Epoche den fremdländischen Ausdruck bei, den man indessen etwas veränderte oder — besser gesagt — verballhornisirte.

Die nachweisbare Gewohnheit, Taschentücher zu führen, nahm ihren Ursprung in einem Lande, in welchem im Allgemeinen die Reinlichkeit nicht die oberste Regel ist, nämlich in Italien. Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen (1209 bis 1250) fand in seiner universellen Thätigkeit, die er den verschiedensten Gegenständen des öffentlichen und privaten Lebens angedeihen ließ, auch noch Gelegenheit, diesem Punkte Aufmerksamkeit zuzuwenden. So befahl er dem Wirthschaftsverwalter auf einem seiner Güter in Sicilien, den Mägden und Kindern daselbst zu geben „duos faciolos de panno lineo“, was nichts anderes heißt, als zwei leinene Taschentücher. Doch auch noch in der folgen-

den Zeit, bis gegen das 16. Jahrhundert hin, war der Gebrauch der Taschentücher kein allgemeiner. Gegen die aus dem Mangel eines Taschentuches sich ergebende Unsauberkeit erhob Erasmus von Rotterdam, einer der hervorragendsten Repräsentanten seines Zeitalters, seine Stimme, und zwar in einem bei ihm sonst ungewohnten derben Tone. In seiner, einem Prinzen von Burgund zugeeigneten Anleitung zur Wohlanständigkeit — die man vielleicht nicht mit Unrecht als den ältesten deutschen „Anstands-Katechismus" bezeichnen könnte — äußert er sich nämlich wie folgt: „10te Frage: Wie soll die Nase mit irem zugehör gehalten werden? Reinklich; nit rotzich, wie ein unsauber geschirr. 11te Frage: Ist es auch höflich, mit dem paret (Mütze) oder rock die nasen schneutzen? Nein, denn sellichs gehört sich zu thun mit einem Facilletlein. So aber dapffer leut vorhanden, soll sich der Knabe sein umkehren und sauber machen u. s. f."

Bis gegen das 16. Jahrhundert gebrauchten die Deutschen keine anderen Ausdrücke, als die dem italienischen „fazzoletto" (welches wieder auf das barbarisch-lateinische facialis, facitergium sich zurückführen läßt) nachgebildeten Worte „Fazolet, Fatzolin, Facilletlein, Fatzcunlein, Facele", welche sich auch, nur hier und da etwas verändert, bis auf den heutigen Tag in vielen Gegenden Oesterreichs, Bayerns, in dem Schwarzwalde u. s. w. erhalten haben.

Wenn nun auch der Gebrauch der „Nastücher" in der früheren Zeit ein ziemlich beschränkter war, so hatte man doch schon äußerst werthvolle, mit kostbaren Spitzen besetzte Exemplare. Die edlen Frauen des Mittelalters, welche

ja auch auf ihre Gewänder ihr Hauswappen mit heraldischer Genauigkeit malen ließen oder selbst stickten, widmeten ihren Kriegern und Helden nicht blos Schärpen und Feldbinden, sondern auch Taschentücher mit Namen und Wappen darin. Sehr bald wurden aber in einzelnen Gegenden die Taschentücher ein Gegenstand so luxuriösen Gebahrens, daß verschiedene deutsche Kleiderordnungen aus dem 16. Jahrhundert Front dagegen machten. Mit der Einwanderung des Taschentuches aus Italien nämlich begann auch ein immer mehr wachsender Luxus in Bezug auf Wohlgerüche in Deutschland Eingang zu finden. Der feine Ton verlangte nämlich, daß die Taschentücher, gleichwie die Handschuhe, parfümirt — nach damaliger Ausdrucksweise „bisamirt" — würden; die wohlriechenden Wässer, die man hiezu benützte, sollten zugleich die Verschönerung des Teints bezwecken. Ein Rezept dazu gibt Alessio in seiner „Weiberzierung" (vom Jahre 1575); es ist ein wunderliches mixtum compositum aus achtzehn zum Theil sehr sonderbaren, zum Theil aber auch sehr verdächtigen Substanzen, und enthält z. B. auch Quecksilbersublimat und Bleiweiß. Der Erfinder verordnet, die Tücher siebenmal in die Flüssigkeit zu tauchen, und versichert, „so die solches zum siebenten Mal gethan, sind sie recht zubereitet, köstlich und fürtrefflich für die Königin und andere köstliche Weiber". Ein solches ,,mouchoir de Venus" behielt angeblich seine Wirkung sechs Monate lang.

Im Jahre 1560 überreichte Jean Nicot, französischer Gesandter am portugiesischen Königshofe, die ersten Tabaks-

blätter der Königin von Frankreich, Katharina von Medici, und dieser Moment darf als epochemachend für die Geschichte des Taschentuches bezeichnet werden; denn mit der Einführung und Verbreitung des Tabaks wurde das Taschentuch für Viele ein unentbehrliches Bedürfniß, indem noch bis in das vorige Jahrhundert hinein der größere Theil der Männerwelt der nichts weniger als ästhetischen Sitte des Tabakschnupfens huldigte.

Allein trotz der zunehmenden Verbreitung und Inanspruchnahme des Taschentuches war es doch noch lange Zeit hindurch rücksichtlich seines Erscheinens in der Oeffentlichkeit verpönt und geächtet. So war es z. B. früher auf der französischen Bühne nicht erlaubt, das Taschentuch nur zu nennen, noch viel weniger war es den Schauspielern gestattet, ein solches zu gebrauchen. Als im Jahre 1733 eine Priesterin Melpomene's auf der Bühne das Bedürfniß fühlte, ihr Taschentuch zu benützen, wagte sie nicht, dasselbe hervorzuziehen, sondern bediente sich statt dessen — eines kleinen Billets, das sie bei sich trug. Im Jahre 1796 wiederholte sich derselbe Fall, nur mit der Variation, daß die betreffende Schauspielerin ein perlengesticktes Band aus ihren Haaren löste und es die Rolle des Taschentuches spielen ließ. Im Jahre 1820 wagte es Mlle. Duchesnois in einer Testamentsscene, wo von einem Taschentuche die Rede war, dieses selbst in die Hand zu nehmen, jedoch war sie nicht so kühn, das Kind beim rechten Namen zu nennen, sondern bezeichnete es nur schüchtern als ein „feines Gewebe". Trotzdem betrachteten dies Diejenigen, die für die einfache Wahrheit

eingenommen waren, schon als einen Fortschritt. Endlich im Jahre 1829 wurde das große Wort zum ersten Male auf offener Scene gesagt, zum Entsetzen der Einen und zum Triumphe der Anderen. Dies geschah bei Gelegenheit der ersten Aufführung des „Othello" im Théâtre français. Alfred de Vigny gebührt das Verdienst, den großen Briten zuerst auf der französischen Bühne eingeführt zu haben, und so sehr das Publikum im Großen und Ganzen ihm Beifall zollte, so sehr verdammten ihn die Aesthetiker und Haarspalter, und zwar zumeist, weil er die Taschentuchscene nicht unterdrückt oder verändert hatte. Heutzutage ist man über solche Skrupel weit hinaus. In der höheren Tragödie wendete — nebenbei bemerkt — Shakespeare das Taschentuch zuerst an, und zwar in „Othello"; aber auch sonst ist dem Taschentuch auf der Bühne oft eine wichtige Rolle zuertheilt: wir erinnern nur an „Tartuffe" und „Ruy-Blas".

Es ist merkwürdig, daß ein ebenso bescheidener als unentbehrlicher Gegenstand, wie das Taschentuch, in der Toilette der Damen erst in der neueren Zeit eine öffentliche Rolle spielen durfte. Früher verbarg man es sorgfältig in der tiefsten Tiefe seiner Tasche, und es wäre ein gewaltiger Verstoß gegen den guten Ton gewesen, sich desselben vor den Augen Anderer zu bedienen. Erst im Anfange dieses Jahrhunderts wurde es durch die Kaiserin Josephine courfähig gemacht; dieselbe hatte bekanntlich sehr schlechte Zähne, und da es damals noch nicht künstliche Zähne in solcher Vollendung gab, wie jetzt, so ließ sie sich, um diesen Mangel zu verdecken, kleine, zierliche,

spitzenbesetzte Taschentücher anfertigen, welche sie während der Konversation wie spielend graziös zum Munde führte. Natürlich beeilten sich alle Damen ihrer Umgebung, um der Kaiserin zu gefallen, dieses Beispiel nachzuahmen, und das kleine kokette Taschentuch erhielt von da an seinen Platz in der Damentoilette.

Aber wie der Luxus bei allen Gegenständen der Toilette eine so bedeutende Rolle spielt, so hat er sich auch des unansehnlichen Taschentuches bemächtigt; die Dimensionen und die Qualitäten, in denen sich heutigen Tages Ausstattung und Verzierung der Taschentücher bewegen, sind bereits derartige, daß man nicht mehr weiß, wohin sie noch streben, beziehungsweise wie sie endigen werden. Die auserlesenste Stickerei bedeckt die Ränder des Battistes; der Namenszug ist mit den kapriziösesten Arabesken umgeben. Manches dieser Taschentücher kostet eine fabelhafte Summe und — was am beachtenswerthesten ist — unsere schönen Modedamen benützen es kaum oder gar nicht.

Das Taschentuch dient auch häufig als Telegraph. In vielen gesellschaftlichen Cirkeln leistet dasselbe ebenso hervorragende Dienste, wie etwa der Fächer. Ganz treffend bemerkt hierüber Dingelstedt: „Die Taschentücher der Frauen sind weiße Battistfahnen mit Säumen und Chiffern in Gold gestickt, die im kleinen Kriege dieselbe Bedeutung annehmen, welche sie im großen haben. Sie aufziehen bedeutet: der Platz ergibt sich.“ Anstatt der Initialen oder des Vornamens stickt man neuerdings eine Blume in die Ecke der eleganten Battisttücher, wodurch die Blumensprache wieder zu Ansehen kommt. Die Rose sagt: ich bin

schön und allen Herzen gefährlich; die Reseda: meine Eigenschaften übertreffen meine Reize; die Primel: ich bin einverstanden; der Epheu: ich sterbe, wenn ich mich nicht anklammern kann; die Lilie: Reinheit und Adel; die Mohnblume: die Schönheit des Herzens ist mehr werth, als die des Gesichtes u. dergl. m. Auf diese Weise gewinnen die modernen Taschentücher das Interesse von Albumblättern.

Besonders bemerkenswerth erscheint das Verfahren des Chinesen der vornehmeren Stände, welcher mehrere kleine seidene Tüchlein in der Tasche trägt, deren jedes er nur einmal braucht und dann fortwirft. Einen minder kostspieligen Gebrauch erlaubt sich die zierliche Tochter Nipon's (Japan), welche stets einen Vorrath viereckiger Papierstückchen in ihrem weiten Aermel verborgen hält und sich ihrer zu gleichem Zwecke bedient. Fast allgemein verbreitet ist noch heute die Ansicht, daß bei den Türken im Harem das Zuwerfen des Taschentuches ein bedeutsames Ereigniß sei, wodurch der Herr seiner Odaliske zu erkennen gebe, daß er sie begünstige. Allein dieser Brauch kommt in Wirklichkeit niemals vor. In früheren Zeiten würde die Holde wahrscheinlich nicht recht gewußt haben, wozu sie das Geschenk gebrauchen sollte, und jetzt würde sie es vermuthlich für ein gar zu bescheidenes Zeichen der Anerkennung halten. Wenn der Pascha eine seiner Frauen auszeichnen will, so geht er einfach zu ihr; ist er auf großem Fuße eingerichtet, so melden ihn die Haremswächter, geleiten ihn bis an die Thüre ihres Gemaches, und die Auswahl geschieht dann in der Regel privatissime.

Denn wenn der Hausherr seine Vorliebe im Beisein des ganzen Harems kundgeben wollte, dürften ihm die Zurückgesetzten wohl eine oder die andere Unannehmlichkeit bereiten. Ist es doch längst anerkannte Regel bei den Mohammedanern, daß verschiedene Frauen getrennte Haushalte haben müssen, wenn sie nicht in die handgreiflichsten Konflikte gerathen wollen. Uebrigens läßt sich in diesem Falle für den Ursprung der in Europa herrschenden Meinung ein Grund angeben. Der Ueberlieferung gemäß schickt der Hausherr einer jungen Frau am Tage nach der Hochzeit eine Morgengabe, meist Schmucksachen. Die türkische Sitte kennt nun keine Kisten und Kassetten, sondern verpackt Alles in Bündel, für die noch jetzt eigene Bündeltücher, Bogthscha, oft in sehr feiner Ausführung gewebt werden. Solch' eine Bogthscha erhält nun auch die zur Frau erhobene Odaliske, und daraus wird wohl die abendländische Erzählung das Taschentuch gemacht haben.

Das Taschentuch hat bekanntlich in moderner Zeit die Basis zu den verschiedensten Popularisirungen abgeben müssen. Köpfe berühmter Tagesgrößen, Orientirungspläne für Weltausstellungen, Kriegsschauplätze u. s. w., Alles dies und noch mehr wurde für die Nase gezeichnet und auf Seide, Battist, Leinwand oder Baumwolle gedruckt. Der „Moniteur de l'Armée" vom 11. Oktober 1877 enthält eine warme Empfehlung der von dem verabschiedeten Kommandanten Perrinon erdachten und in seinem Sinne hergestellten Taschentücher zu militärischer Instruktion. Dieselben sollen allen Einwohnern, gleichviel ob Soldaten oder nicht, die theoretischen Elemente der militärischen

Instruktion vorführen, ohne daß der Staat einen Centime auszugeben hätte. Da erfahrungsgemäß die Landleute Bilder weit eher wie Bücher kaufen, so hat der Kommandant Perrinon den Plan entworfen, die gesammte militärische Instruktion in Bildern mit erläuterndem Texte auf Taschentüchern von 75 Centimetern Breite darzustellen. So enthält ein Taschentuch in der Mitte ein großes Bild, das Auseinandernehmen und Zusammensetzen des Gewehres darstellend, daneben die Schußregeln und Notizen über das Schießen gegen bewegliche Ziele, die Abbildungen des Gewehrzubehörs und die Vorschriften für die gute Erhaltung des Gewehrs. Zwanzig Vignetten umgeben längs den Seiten das Hauptbild. Sie zeigen den Schützen in verschiedenen Lagen, hinter Bäumen, in ein Loch gebettet, flach auf der Erde liegend, im Bajonnetkampf mit einem Kürassier u. s. w., und sind stets mit kurzen Worten erläutert. Der „Moniteur" schließt den betreffenden Artikel mit dem Ausspruche, daß der Zweck des Kommandanten Perrinon ein sehr lobenswerther sei, und daß man in seinen Taschentüchern ein Mittel der Propaganda für die Kenntniß militärischer Verhältnisse in den weitesten Kreisen erblicken müsse.

Das französische Kriegsministerium hat diesen Vorschlag Perrinon's der praktischen Verwirklichung entgegengeführt, indem es im Jahre 1882 ein allgemeines Taschentuch für die Armee eingeführt hat, welches nicht nur der Reinlichkeit, sondern auch dem Unterricht dienen soll. Das aus billigem Kattun hergestellte Tuch ist bunt bedruckt. Aus dem rothen Grunde erhebt sich in der Mitte das Kreuz

der Ehrenlegion mit der Umschrift: „Honneur et Patrie.“ Um diesen Mittelpunkt gruppiren sich in Medaillenform die Offiziere aller Grade, vom Unterlieutenant bis zum Kommandanten eines Armeecorps. Durch die Abbildung der verschiedenen Uniformen werden dem Soldaten die Unterschiede der Abzeichen klar gemacht. Ferner sind auf dem Taschentuche des Infanteristen alle Gewehrtheile seiner Waffe abgebildet, mit genauer Angabe über Gewicht, Einrichtung des Visirs, Beschaffenheit des Mechanismus u. s. w. In den Rand hineingedruckt sind allgemeine Rathschläge und besondere Vorschriften für den Marsch und den Feldzug.

Den findigen Amerikanern gebührt das Verdienst, dem Taschentuche die allerneueste Verwendung gegeben zu haben; seit einiger Zeit erscheint in den vereinigten Staaten eine Zeitung unter dem Titel „Das Schnupftuch“ (Pocket-handkerchief), auf Baumwollenzeug gedruckt. Der Name dieser Zeitung erklärt zur Genüge ihren Zweck.

Wie man sieht, spielt im modernen Leben das einst verachtete und verpönte Schnupftuch eine bedeutende Rolle, und ist vielleicht, nach dem Vorgange der Franzosen und Amerikaner, in der Zukunft noch zu höheren Ehren bestimmt, bis der Umschwung im Laufe der Dinge es wieder degradirt und in die Verborgenheit der Taschen zurückscheucht.

Unsere kleinsten und stärksten Feinde.

Ein Blick auf die bakteriologischen Entdeckungen der Gegenwart.

Von

Johannes Buch.

Es sind jetzt gerade 210 Jahre verflossen, seitdem der Holländer Anton Leeuwenhoek zu Delft zum ersten Male Wasser, das mehrere Tage in einer ausgepichten Tonne gestanden hatte, mit dem Mikroskop untersuchte und darin eine Anzahl kleinster Lebewesen entdeckte, die wohl 10,000 mal kleiner, als die bis dahin bekannten Wasserthierchen waren. Die Entdeckung dieser neuen Welt von lebenden Geschöpfchen hat Leeuwenhoek nicht wenig in Erstaunen versetzt. Fand er doch diese kleinsten unförmlich gestalteten Organismen mit kaum erkennbaren Organen ausgestattet, welche jedoch ausreichten, um die possierlichsten Abwechselungen in Form und Bewegung hervorzubringen. Während die einen sich träge durch das Gesichtsfeld schlängelten, indem sie nur zuweilen langsam unförmliche Massen aus ihrem Körper hervorschoben, welche sie nach einer Weile wieder einzogen, um dieses Spiel nach einiger Zeit wieder von Neuem zu vollführen, schossen andere wie Pfeile dahin, drehten sich um ihre eigene Körperachse, hielten eine Zeit

lang mit ihren Bewegungen inne, als ob sie sich auf etwas besinnen wollten, um dann mit rasender Geschwindigkeit wieder davon zu jagen. Noch andere hatten an ihrem vorderen Theile zahlreiche Fädchen, die zuweilen mit Blitzesschnelle hin und her bewegt wurden, so daß in der sie umgebenden Flüssigkeit ein Strudel entstand. Mittelst jener wie Fangarme wirkenden Fädchen führten sie kleinste Bestandtheile der Flüssigkeit an die Mundöffnung, wo dieselben schnell verschwanden.

Diese Thierchen fanden sich auch bald darauf im Wasser, in welchem mehrere Tage Pflanzenstoffe gelegen hatten. Sie waren darin so zahlreich enthalten, daß man schon damals berechnen konnte, daß in einem einzigen solchen Wassertropfen 6000 bis 8000 dieser Thierchen vorhanden sein könnten. Als der holländische Gelehrte seine Entdeckung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London mittheilte, schüttelten diese Herren hiezu ungläubig die Köpfe. Niemand wollte diesen brieflichen Mittheilungen Glauben schenken, bis zwei Jahre später auch der Präsident dieser Gesellschaft, Robert Hooke, berichten konnte, daß er, nachdem es ihm gelungen, ein Mikroskop herzustellen, diese von Delft beschriebenen Thierchen ebenfalls in unendlicher Menge im Pflanzenaufguß gefunden habe. Allmählig erst überzeugte man sich auch in anderen Gelehrtenkreisen von der Richtigkeit dieser hochinteressanten Entdeckung. Man legte sich überall die Frage vor: woher stammen diese Thierchen?

Der Entdecker derselben war der Ansicht, daß sie nicht von selbst im Wasser entständen, sondern daß ihre Keime

aus der Luft in das Wasser gelangten und sich hier bei passender Gelegenheit weiter entwickelten. Andere Gelehrte dagegen glaubten, daß jene Organismen durch Urzeugung oder selbstständige Entstehung aus organischer Substanz sich entwickelten. Diese Lehre hatte damals viele Anhänger. Jetzt darf man wohl mit Recht annehmen, daß nur Wenige noch an sie glauben, hat man doch die interessante Thatsache konstatirt, daß sich in der Luft, auf dem Erdboden, kurzum überall auf der Erdoberfläche unendlich viele, mikroskopisch kleine, belebte Keime vorfinden, aus denen, wenn sie in Wasser oder in andere ihnen zusagende Substanzen gelangen, die eben beschriebenen Wesen entstehen.

Seit der Auffindung dieser kleinen Lebewesen ist nun wieder eine geraume Zeit vergangen, in welcher aber noch viel interessantere Entdeckungen gemacht worden sind, dergestalt, daß man heute nicht allein die Natur, den Ursprung und die Fortpflanzung jener von Leeuwenhoek entdeckten Wesen kennt, sondern noch viel kleinere und auch noch viel interessantere Lebewesen im Laufe der Zeit gefunden hat, die theils in dem Wasser, dem Boden, der Luft, ja sogar im Körper der Pflanzen, der Thiere und des Menschen leben und sich darin entwickeln. Dieselben sind jedoch zum größten Theil bewegungslos und meistens von so einfacher Gestalt, daß man an ihnen weiter nichts sehen kann, als eine weißliche, glänzende, homogene Masse, die entweder eine Stäbchen-, Kugel- oder höchstens eine Fadenform besitzt.

Man hat diese Wesen Pilze genannt, sie je nach ihrer Lebensweise in mehrere Arten geschieden und dann mit besonderem Namen belegt. Man nennt beispielsweise diejenigen kleinsten Pilze, welche auf abgestorbenen Pflanzen- und Thiertheilen leben und hier Zersetzung bewirken, Saprophyten, diejenigen aber, welche auf lebenden Pflanzen oder Thieren sich ansiedeln, Schmarotzerpilze oder Parasiten. Der berühmte Bakterienforscher C. v. Nägeli scheidet die bei Zersetzungen betheiligten Pilze in drei Gruppen, deren Hauptrepräsentanten er als Schimmelpilze, Sproßpilze und Spaltpilze bezeichnet. Die **Schimmelpilze** sind wohl Jedermann bekannt, denn sie sind es gerade, welche uns tagtäglich als weißlichgraue oder weißlichgrüne filzige Ueberzüge auf eingemachten Früchten, auf altem Brode, überhaupt auf allen längere Zeit an der Luft liegenden organischen Substanzen vor die Augen treten. Die **Sproßpilze** hingegen sind mit bloßem Auge nicht zu sehen, tragen aber dazu bei, unser Leben in hohem Grade zu verschönern. Dieser Behauptung wird wohl Jeder dann beipflichten, wenn man ihm die Mittheilung macht, daß gerade diese Lebewesen es sind, die den süßen Most in perlenden Wein und das fade Gemisch von Hopfen, Malz und Wasser in schäumendes Bier umzuwandeln berufen sind. Unter dem Mikroskop sind diese Lebewesen schon bei einer 100fachen Vergrößerung sichtbar; sie erscheinen hier als rosenkranzförmige kurze Fäden, deren Glieder aber nur aus einer einzigen runden oder eiförmigen Zelle bestehen. Nebenbei trifft man auch isolirte Zellen in großer Zahl an.

Die Spaltpilze endlich sind die kleinsten unter allen Organismen, sie sind daher auch am schwersten aufzufinden. In der Regel sind sie erst bei einer 500- bis 700fachen Vergrößerung deutlich sichtbar, zuweilen ist es auch nothwendig, sie, um ihre Struktur genau zu ermitteln, mit wässerigen oder alkoholischen Anilinfarben zu färben, wo sie dann recht anschaulich vor die Augen treten. Bau, Wesen und Ursprung ist in vielen Punkten noch nicht aufgeklärt. Wie klein diese Pilze sind, davon kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß von den kleinsten derselben 30 Billionen erforderlich sind, um das Gewicht von einem Gramm voll zu machen.

Die Spaltpilze sind einzellige Organismen, welche häufig eine stäbchenförmige, öfters aber auch eine fadenförmige, spiralförmige oder auch kugelige Gestalt haben. Ihre Vermehrung erfolgt durch Sporenbildung, oder aber durch Spaltung; hienach haben sie auch ihren Namen erhalten.

Man könnte nun annehmen, daß diese außerordentlich kleinen und unscheinbaren Gebilde im Haushalte der Natur nur eine ihrer Größe entsprechende untergeordnete Rolle zu spielen bestimmt seien; das wäre jedoch eine irrige Annahme. Denn nicht nur, daß diese kleinsten Lebewesen unserem Leben in mancher Hinsicht Angenehmes erweisen — wir erinnern nur an die durch sie hervorgerufene Umwandlung des Zuckers in Milchsäure, des Weingeistes zu Essigsäure — sondern sie sind es auch, welche die wichtigsten organischen Umwälzungen auf unserer Erde hervorrufen. Sie führen alle organischen Substanzen in

Fäulniß über und spielen bei vielen Krankheiten der Menschen oder im Thierreiche eine hervorragende Rolle, indem sie hier entweder als Begleiter, oder aber als äußere Ursache derselben aufzutreten pflegen.

Schon in den ältesten Zeiten war man der Ansicht, daß einige Krankheiten, wie die Pest und das Sumpffieber, durch einen außerhalb des Körpers befindlichen Stoff, der gelegentlich den Körper als Wohnort aufsucht und ihn dann krank macht, erzeugt würden. Aber erst unserem Jahrhundert war es vorbehalten, hierüber Klarheit zu erhalten. Es war im Jahre 1855, als Pollender im Blute milzbrandkranker Thiere stäbchenförmige Gebilde (Bakterien) auffand, die später auch von anderen Gelehrten gesehen wurden und die, wie man jetzt mit Bestimmtheit annimmt, die Ursache des Milzbrandes sind. Später fand man auch bei anderen Krankheiten, bei Blutvergiftung, bei Typhus, bei Diphtheritis, bei Pocken und beim Rothlauf Bakterien, die von Vielen als die Ursachen dieser Krankheiten angesehen werden. In allerneuester Zeit hat man sogar bei der Cholera, der Schwindsucht und der Wuthkrankheit charakteristische Bakterien aufzufinden geglaubt, welche diese Krankheiten hervorrufen, was jedoch noch weiterer Bestätigung und Untersuchung bedarf.

Aus allem diesem erhellt, daß sehr viele Spaltpilze die Feinde alles organischen Lebens sind. Die Wissenschaft machte es sich daher schon seit langer Zeit zur Aufgabe, die Natur und das Wesen der Spaltpilze, insbesondere derjenigen, die den Menschen und Thieren so überaus gefährlich sind, genauer kennen zu lernen. Dieses ist ihr

auch bis zu einem gewissen Grade gelungen; denn nicht allein, daß man die Pilze im Innern des erkrankten Menschen oder Thieres aufgefunden und ihre Natur und ihr Wesen näher studirt hat, nein, man hat es auch verstanden, sie aus dem Organismus herauszunehmen, auf künstlich hergerichteten Nährböden zu züchten und hierauf von Generation zu Generation sich entwickeln zu lassen. Von allgemeinem Interesse dürfte es daher gewiß sein, Einiges über die Art und Weise der Züchtung dieser unserer Todfeinde zu erfahren. Bevor wir jedoch auf die Beschreibung der Züchtungen der pathogenen (krankheiterregenden) Spaltpilze eingehen, müssen noch zum besseren Verständnisse für die Leser über die in der Luft vorkommenden Organismen einige Erläuterungen vorausgeschickt werden.

Bekanntlich befinden sich in der Luft größere Mengen von Staub, welcher sich auf alle Gegenstände lagert und sogar in die feinsten Ritzen und Fugen eindringt. Untersucht man diesen Staub mit dem Mikroskop, so findet man in demselben sowohl belebte als auch unbelebte Körperchen von theils unorganischer, theils organischer Natur. Um die Luftstäubchen bezüglich ihrer Zahl und ihrer Natur innerhalb einer gewissen Luftmenge festzustellen, haben die Professoren Schröder und Dusch im Jahre 1856 ein Mittel ausfindig gemacht, die Luft mittelst Baumwolle zu filtriren und den in dem Filter befindlichen Staub zu sammeln. Diese Erfindung hat der französische Gelehrte Pasteur praktisch verwerthet, indem er statt der Baumwolle Schießbaumwolle nahm,

die er dann, nachdem in ihr alle Stäubchen aus einer durch sie getriebenen bestimmten Luftmenge enthalten waren, in Aether legte, in welchem sich bekanntlich die Schießbaumwolle zu der schleimigen Flüssigkeit des Kollodiums auflöst. In dieser Kollodiumflüssigkeit senkten sich alle Staubtheilchen infolge ihres größeren spezifischen Gewichtes nach und nach zu Boden, wo sie dann sehr leicht mit dem Mikroskop untersucht werden konnten. Auf diese Weise fand man im Pariser Straßenstaub auf 1 Kubikmeter Luft 6 bis 23 Milligramm fester Stoffe und von diesen 66 bis 75 Prozent unorganischer und 25 bis 34 Prozent organischer Theilchen.

Diese organischen Staubtheilchen sind es nun gerade, welche die Kulturen eines bestimmten Pilzes durch ihr Hinzukommen stören oder gar gänzlich vernichten. Denn wie wir gesehen haben, befinden sie sich überall in der Atmosphäre und lassen sich, ohne daß sie wahrgenommen werden, auf alle Gegenstände, mithin auch auf die zu Kulturen bestimmten Nährböden nieder, wo sie sich nach kurzer Zeit zu sichtbarem Pilzrasen entwickeln. Besonders gern suchen sie feuchte oder flüssige organische Substanzen auf, auf denen sie reichlich ihr Fortkommen finden.

Es lag daher der Gedanke nahe, statt der flüssigen Nährsubstrate für Pilzzüchtungen nur feste Nährböden zu verwerthen, da man auf diesen die fremden Eindringlinge besser fern halten und, wenn sie einmal da sind, auch eher als solche erkennen kann. So lange man daher flüssige Nährmedien, wie Hühnerbrühe, Fleischwasserpepton &c. zu Reinkulturen verwendet hat, ist es niemals

gelungen, solche zu erhalten, sondern es stellten sich immer und immer die fremden Bakterien ein, die den rein zu züchtenden Pilz überwucherten. Erst als man feste Nährböden hergestellt hatte, gelang es, reine Kulturen derselben zu erhalten. Die Nährböden, welche hiezu benutzt werden, bestehen meistens aus Fleischwasser und Pepton, aus Fleischextrakt, aus Weizeninfusion und aus Blutserum, welche zu einer gelatinösen Masse verarbeitet werden. Letzteres nimmt wohl von den genannten die wichtigste Stelle ein, da auf ihm alle Bakterien, besonders aber die sogenannten Tuberkelbacillen mit Vorliebe wachsen. Aus diesem Grunde findet es auch überall zur Reinkultur der Bakterien reichliche Anwendung. Seine Herstellung, sowie die Reinzüchtung der Spaltpilze auf ihm dürfte wohl von hohem Interesse sein und wir wollen daher jetzt das Wichtigste darüber erwähnen.

Das Blutserum wird aus dem Blute geschlachteter Thiere gewonnen, indem Blut in cylindrischen Gefäßen aufgefangen wird und darin 24 bis 30 Stunden ruhig an einem kühlen Orte stehen bleibt. Es senken sich dann die Blutkörperchen in Verbindung mit dem Fibrin als Blutkuchen zu Boden, während die übrigen Bestandtheile des Blutes als bernsteingelbes Serum (Blutwasser) obenauf schwimmen. Dasselbe wird nun in kleine Gläschen (Reagensgläser) gebracht und ist jetzt schon geeignet, einen Nährboden für Spaltpilze abzugeben. Um aber, wie schon erwähnt, auf ihm einen bestimmten Spaltpilz ohne Gesellschaft eines anderen Pilzes züchten zu können, ist es nothwendig, daß alle fremden Organismen ferngehalten

werden, ferner, daß das Serum in eine feste Form verwandelt wird, in welcher es Temperaturen von 58° C. ertragen kann, ohne hiebei Veränderungen zu erleiden. Da, wie schon bemerkt, in der Luft und an allen Gegenständen belebte Keime sich aufhalten können, so unterliegt es keinem Zweifel, daß auch in dem Blutserum, welches mit Luft und verschiedenen Gegenständen in Berührung gekommen ist, solche Keime enthalten sind. Dieselben müssen also hier erst getödtet werden.

Die meisten Flüssigkeiten, in denen diese Keime vorkommen, werden durch Kochen von ihnen befreit; auch in dem Blutserum gehen alle Keime durch Kochen zu Grunde. Hiedurch wird aber das Serum undurchsichtig und zum Kultiviren von Pilzen ungeeignet. Man hat daher für dasselbe ein anderes Verfahren in Anwendung gebracht, welches darin besteht, daß man das Serum mehrere Tage hindurch täglich eine Stunde lang auf 58° C. erhitzt. Hiedurch werden auch alle Pilze und deren Keime zerstört.

Das Serum ist infolge dessen nach dieser Behandlung vollständig sterilisirt, d. h. von Organismen frei gemacht worden. Hierauf wird dasselbe in eine feste Form übergeführt. Zu diesem Zwecke bringt man es in einen mit einem Glasdeckel versehenen Blechkasten, in welchem eine Temperatur von 65° C. herrscht. Bleibt das Serum hierin ungefähr eine halbe Stunde lang, so ist es in eine starre, feste, durchsichtige, bernsteingelbe Masse umgewandelt. Werden nun auf dieses erstarrte Serum Gewebspartikelchen, wie Stückchen aus tuberkulös veränderten

Organen oder Gewebstheilchen aus dem Darm von Choleraleichen oder Blutgerinnsel von an Milzbrand zu Grunde gegangenen Thieren gebracht, und wird dasselbe dann in einem Brutapparat — einen mit einem doppelten Boden versehenen Kasten, welcher auf Bluttemperatur (37 ° C.) erwärmt wird — längere Zeit aufbewahrt, so entwickeln sich nach kürzerer oder längerer Zeit anfangs kleine Pilzrasen, die sich immer mehr vergrößern und sich bei mikroskopischer Untersuchung mit den in den Gewebstheilchen vorhandenen Bakterien als vollständig identisch erweisen. Erwähnt sei übrigens noch, daß auch die auf das Serum gelagerten Gewebstheilchen vor ihrer Uebertragung von fremden Organismen befreit werden müssen, indem sie mit einer schwachen Sublimatlösung gut abgewaschen werden; ebenso werden die hiezu benutzten Instrumente, Scheeren, Pinzetten 2c. durch vorheriges Ausglühen von fremden Organismen gereinigt. Auf diese Weise hat man nicht allein fast alle bis jetzt bekannten Bakterien, mögen sie Schimmelpilze, Sproßpilze oder Spaltpilze heißen, isolirt und gezüchtet, sondern man hat auch alle diejenigen Spaltpilze, die, der Behauptung einiger Forscher nach, als die Ursachen der gefürchteten Cholera, der Schwindsucht, des Typhus, des Milzbrandes und mehrerer anderer gefährlicher Infektionskrankheiten gelten, auf die gleiche Art außerhalb des Organismus künstlich gezüchtet. In allen bakteriologischen Laboratorien findet man daher auch diese gefährlichen Pilze als zierlich geformte Pilzrasen auf Nährsubstraten auf Lager, so daß mit ihnen zu jeder Zeit durch künstliches Einimpfen derselben in

den Organismus eines dazu geeigneten Thieres die betreffenden Krankheiten erzeugt werden können. Denn dies muß hinzugefügt werden: jene Pilze können die betreffende Krankheit nur dann erzeugen, wenn im Körper des Thieres die Disposition dafür vorhanden ist, da ja sonst z. B. bei einer Typhusepidemie sämmtliche Einwohner des betreffenden Bezirkes erkranken müßten.

Nicht alle Bakterien werden aber auf Blutserum oder ähnlichen Nährböden gezüchtet und aufbewahrt, sondern ein großer Theil derselben nimmt mit sterilisirten, gekochten Kartoffeln vorlieb und pflanzt sich darauf sehr gut fort. So können beispielsweise die Milzbrandbacillen ausschließlich auf Kartoffeln rein gezüchtet werden, während die Tuberkelbacillen nicht darauf zur Entwickelung gelangen. Diese werden nur auf Blutserum hiezu gebracht.

Das Sterilisiren der Kartoffeln geschieht auf die gleiche Weise, wie das Sterilisiren der flüssigen Nährsubstrate. Nur ist das ganze Verfahren hiebei etwas einfacher. Die Kartoffeln werden nämlich zu diesem Zweck von ihren Augen befreit und tüchtig mit Sublimatlösung abgewaschen. Das Sterilisiren und Kochen geschieht hierauf in einem Dampfkoch-Apparat, welcher in seinem unteren Theile mit Wasser gefüllt ist, über welchem sich ein Sieb befindet, auf das die Kartoffeln gelegt werden. Das Wasser wird dann bis zur Siedetemperatur 1 bis 3 Stunden lang erhitzt, wodurch die Kartoffeln einem strömenden Wasserdampf ausgesetzt sind. Hiedurch werden sie gekocht und auch gleichzeitig von allen ihnen noch etwa anhaftenden

Organismen befreit. Wie Koch, Gaffky, Löffler und Andere durch Versuche nachgewiesen haben, vernichtet der strömende Wasserdampf innerhalb einiger Stunden sämmtliche in seinem Bereiche befindlichen Organismen und deren Sporen. Nachdem nun die Kartoffeln unter bestimmten Vorsichtsmaßregeln aus dem Apparat entfernt worden sind, bringt man sie unter eine Glasglocke, die mit Fließpapier vorher ausgelegt worden ist, das man mit Sublimatlösung durchfeuchtet hat. Befinden sich trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln dennoch einige Organismen in dem freien Luftraum innerhalb der Glocke, so werden sich dieselben nur sehr selten oder so vereinzelt auf der Kartoffel niederlassen, daß durch ihre Entwickelung keinerlei Störungen in der Reinkultur einzutreten vermögen.

Es würde den Rahmen dieser Betrachtung überschreiten, wollten wir noch andere Methoden, die für die Reinzüchtung von Pilzen zwar verwendet werden, jedoch weniger von Bedeutung sind, einer Besprechung unterziehen. Für uns genügt es, an der besten Methode den Weg gezeigt zu haben. Keineswegs ist, wie bereits oben erwähnt, das Gebiet der Erforschung jener schädliche Keime und ihre Beziehung zu Krankheiten schon abgeschlossen, vielmehr sind in dieser Hinsicht noch viele Räthsel zu lösen. Hoffen wollen wir aber, daß im Laufe der Zukunft nicht allein die Natur und das Wesen dieser kleinen, heimtückischen Feinde vollständig erforscht werde, sondern daß sich auch Mittel und Wege finden, dieselben, bevor sie noch den Körper ergriffen und krank gemacht haben, zu zerstören.

Fischerleben an den Küsten der Normandie.

Ethnographische Skizze

von

Aug. Scheibe.

Längs der Küste der Normandie, jener alten Provinz Frankreichs, welche gegen Norden und Westen an den Kanal, gegen Osten an die Picardie und Ile de France und gegen Süden an Orléanais, Maine und die Bretagne grenzt, liegt eine Reihe von Fischerdörfern, bewohnt von einer harten, seefahrenden Bevölkerung, Nachkommen jener Normannen, die vor einem Jahrtausend zu Schiffe auf Abenteuer und Eroberungen ausziehend, auch hier den Fuß an's Land setzten. Der normännische Schiffer spricht noch heute eine Sprache, die, von dem in den übrigen Theilen des Landes gebräuchlichen Dialekt weit abweichend, dem Fremden total unverständlich ist, und hat bei der Abneigung, sich mit der ackerbauenden Bevölkerung zu vermischen und zu verschwägern, seine Sitten und Tradition merkwürdig treu bewahrt. Selbst die Völkerwanderung, welche die Pariser Gesellschaft unter dem Vorwande, Seebäder zu gebrauchen, allsommerlich nach jenen Gestaden antritt, um ihnen für wenige Monate das Ansehen der Pariser Boulevards zu geben, hat daran nichts geändert, denn wenn bei

Anbruch der ungünstigen Jahreszeit die Menschenwelle sich verläuft, wenn die zahlreichen freundlichen Villen sich wieder auf neun Monate schließen, wenn das Geräusch des großen „Jahrmarktes der Eitelkeiten" verstummt, hat der ganze Trubel auf den wortkargen Normannen kaum einen anderen Eindruck hinterlassen, als etwa eine Verschärfung seines ohnehin sehr starken Erwerbstriebes. Er ist im Ganzen kein ungefälliger Wirth, und seine Familie läßt es an Artigkeit gegen die Fremden, die so viel Geld in's Land bringen, nicht fehlen, aber der Anblick des bunten, mühelosen Lebens hat keinen Einfluß auf seinen angeborenen Charakter. Wenig angezogen durch Tand und Luxus, richtet sich sein scharfer Blick hinaus auf sein eigentliches Element, die See, die sich bald unter dem Schleier wehender Nebel verbirgt, bald im Flammenscheine der Sonne blitzt und funkelt, bald in schaumgekrönten Wellen heranstürmt, um sich donnernd am Gestade zu brechen — die Stimme des Meeres allein ist's, welcher er verständnißvoll lauscht.

Und diese Uebereinstimmung des Volkes mit dem Lande verleiht der Gegend zum Theil jenen malerischen Reiz, welcher zuerst eine Kolonie von Künstlern nach den Küsten der Normandie führte. Denn mögen die Fischerboote mit der Ebbe hinaussegeln, mit der Fluth heimkehren, oder mag sich der noch nasse Strand durch die grauen Gestalten der auf den Schalthierfang ausziehenden Frauen und Mädchen bevölkern, immer ist es ein lebensvolles, interessantes Bild, das sich dem Auge darbietet.

Die Mündung des Seineflusses scheidet die Normandie

in zwei Theile, deren Gestade in ihrer Formation wesentlich verschieden sind. An der linksseitigen Küste senkt sich zwischen braunen Klippen an vielen Stellen ein niedriger Strand hinab zum Wasser, und aus dieser Gestaltung, welche die Fischerboote zwingt, weit draußen zwischen den Felsenriffen Anker zu werfen, entwickelt sich ein ungemein charakteristisches Leben und Treiben, an dem die Frauen hervorragend Antheil nehmen.

Bei eintretender Fluth begibt sich die Frau, welche das Amt des Ausguckers versieht, mit einem Fernrohre bewaffnet auf ihren Posten auf einer der Klippen. Sie erspäht die heimkehrenden Fischer lange vorher, ehe sie dem bloßen Auge sichtbar werden, und die Kunde von ihrem Kommen fliegt schnell durch's Dorf. Weiber und Kinder — barfuß und in klappernden Holzschuhen — eilen herbei, und nach und nach tauchen die Segel, von denen man jedes einzelne aus weiter Ferne erkennt, am Horizonte empor. Näher kommend, nehmen die Fischer ihre Leinwand ein und rudern nach ihren Ankerplätzen. Jetzt ist ihre Arbeit beendigt, während die der Frauen beginnt. Hochaufgeschürzt waten die starken Weiber durch das Wasser hinaus nach den Booten, schaffen die mit Fischen gefüllten Körbe, einen nach dem anderen, an's Land, ebenso die Netze und sonstigen Geräthe, und kehren endlich ein letztes Mal zurück, um ihre Männer, die sie zur Zeit der Abfahrt auf den breiten Schultern hinaus zu den Barken getragen haben, jetzt Huckepack wieder auf's Trockene zu bringen. Hier nimmt der Familienvater sein Jüngstes auf den Arm, seine übrige Nachkommenschaft hängt sich an Jacke und Hose, während

seine schwer beladene Ehehälfte stolz neben ihm her dem Hause zuschreitet. Kurze Zeit darauf eilen die jungen Mädchen leichtfüßig mit ihren Fischkörben von dannen, um möglichst schnell auf dem Markte oder bei ihren Kunden zu sein.

An dieser Küstenstrecke befinden sich gleichzeitig die reichsten Fundorte für allerlei Schalthiere, das recht eigentliche Dominium der weiblichen Thätigkeit. Sobald die Ebbe eingetreten, begeben sich die Muschelsammlerinnen, ihre Körbe auf dem Rücken, hinaus nach dem Strande, wo das ablaufende Seewasser große Tümpel zurückläßt, und bald ist die glitzernde Fläche mit gebückt einherschreitenden Gestalten bedeckt. Dies Terrain hat seine Gefahren; das braune Gestein ist mit schlüpfrigen Seegewächsen überzogen, die Fluth reißt Löcher und läßt, namentlich bei starkem Wellenschlage, Vertiefungen zurück, wo gestern noch Alles eben war; aber die Muschelsammlerin hat ein scharfes Auge und einen sicheren Fuß, und die Muscheln des Kanals gehören zu seinen leckersten Produkten, deren Preis die Mühe des Sammelns wohl lohnt. Die Fluth läßt diese „Früchte des Meeres“ in ganzen Nestern zwischen den Steinen, in Tang und anderen Seegewächsen eingebettet zurück, und zweimal täglich wird dieser fruchtbare Garten der See von fleißigen Händen abgeerntet. Dem ungeübten Auge fällt es ziemlich schwer, Schlamm, Seegras und Muscheln zu unterscheiden, die professionelle Sammlerin aber bückt sich nie vergebens. Mit scharfem Messer löst sie die Muscheln ab, wirft sie in ihren Korb und weiß sich die einförmige Arbeit zu versüßen, indem sie

ihrer Zunge freien Lauf läßt. Der Muschelgrund ist der große Neuigkeitsmarkt des Ortes, und die Sommergäste bieten den zuweilen recht spitzen Zungen willkommene Gelegenheit zur Uebung. Dabei kommt indessen die Arbeit nicht zu kurz. Die den Händlern gehörigen, von starkknochigen normännischen Gäulen gezogenen Karren, welche sich nach und nach einstellen, füllen sich bald mit dem Inhalt der Körbe, und erst die wieder steigende Fluth macht dem Tagewerk ein Ende.

Im Gegensatz zu der in Haufen ausziehenden Muschelsammlerin ist die Krabbenfängerin immer eine einsame Erscheinung. Sie folgt dem abfließenden Wasser Schritt für Schritt durch knietiefe Tümpel, und ihr schwingendes Netz gleicht, von Weitem gesehen, den Flügeln eines riesenhaften Vogels. Jeder Schwung ihres Armes, jedes Eintauchen ihres Netzes ist ein Glückswurf, bei dem sie gelegentlich das Leben einsetzt. Ein Ausgleiten des Fußes, das Einsinken in eine ihr noch unbekannte Vertiefung können sie bei der Schwere des Netzes hinabziehen in das trügerische Element, wenn ihre Muskeln zum Widerstand nicht stark genug sind. Hebt sie das beutelförmige, durch Stangen ausgespreitete Fangnetz, von dem das Wasser in schimmernden Tropfen herabfließt, aus der Fluth, so spähen ihre Augen eifrig nach dem, was in seinen Tiefen zurückbleibt, denn die Crevette (bei uns Garnele genannt) ist ihr Silber und Gold, der Gewinn, um den sie spielt, und das launenhafte Glück füllt ihr bald das Netz vollauf mit den kleinen Krebsen, bald mit leeren Auswurfsstoffen.

Anders, aber nicht weniger charakteristisch gestaltet sich,

schon durch die Formation der Küste, das Fischerleben rechtsseitig der Seine. Gewaltige Felsenriffe stellen hier dem gefräßigen Elemente einen starken Damm entgegen und schützen die fruchtbaren Felder und Farmen von Caux gegen seine Angriffe, hier und da aber haben Bäche und Flüsse des Binnenlandes sich ihren Weg zum Meere durch die Klippen gebahnt, und Etretat, Fécamp, St. Valery-en-Caux z. B. stehen in solchen Breschen, auf einem Terrain, das Salz- und Süßwasser in gemeinschaftlicher, unermüdlicher Arbeit im Laufe der Jahrhunderte aus dem Felsengestade genagt haben. Der halbkreisförmige Strand dieser Ortschaften, bedeckt mit den durch die ewige rollende Bewegung rundgeschliffenen Trümmern der Klippen, gewährt den Schiffern gute Landungsplätze, aber er bietet ihnen, obwohl zu beiden Seiten durch hohe Felsen geschützt, keinen Hafen und keine Sicherheit bei den plötzlichen Stürmen, welche den Kanal so oft aufwühlen. Die Küste bedroht den Fischer mit größeren Gefahren, als die offene See, und dieser Umstand läßt auch bei der tiefsten Ruhe in der Natur Vorsicht und Sorge stets auf der Oberfläche des Daseins erscheinen.

Am stärksten macht sich das in Etretat bemerklich, das malerisch zwischen seltsam zerklüfteten Klippen gebettet, zur Sommerszeit einen Sammelplatz der eleganten Welt bildet. Hier sind am Strande feine Hotels, Kasinos und Villen entstanden, ja, Musik, Lachen und Plaudern übertönt zuweilen das Brausen des Meeres. Aber eine scharfe Grenzlinie trennt den müßigen Luxus von der Arbeit, und

das eigentliche Fischerdorf bietet zu allen Tageszeiten eine Reihenfolge malerischer Scenen und Bilder.

Hier liegen alte, mit Moos überzogene Schiffsrümpfe, da sind Reihen von Pfählen zum Trocknen und Ausbessern der Netze eingerammt, um welche Gruppen fleißiger Menschen beschäftigt sind, während das überall ausgebreitete Tauwerk die Luft mit starkem Theergeruch erfüllt. Von kräftigen Ruderschlägen getrieben, laufen mit der Fluth die heimkehrenden Fischerbarken knirschend auf den Strand, um, kaum ihrer Beute entledigt, zum Schutze gegen eine etwaige stürmische See von den Weibern auf die höheren Felsbänke hinaufgezogen zu werden. Mit Fett bestrichene runde Hölzer werden unter den Kiel des Fahrzeuges geschoben, und die mit hohen, blendend weißen Mützen bekleideten Weiber setzen entweder eine vierarmige, diesem Zwecke dienende Haspel in Bewegung, oder legen Taue und starke Lederriemen auf ihre breiten Schultern, um so das Boot an einen sicheren Ort zu ziehen.

Das Anlangen eines vom Fischfange heimkehrenden Bootes zieht stets eine Menge Menschen, auch viele von den Sommergästen herbei, welche um die zum Theil noch lebenden und in ihren Netzen zappelnden Makrelen, Schollen, Butten und Seezungen feilschen, Delikatessen, die hier häufig höher bezahlt werden, als in Paris; denn erreicht der gebotene Preis nicht die Erwartungen der meist sehr kurz angebundenen Verkäuferin und ihres schweigsamen Eheherrn, so würdigt sie das Angebot kaum einer Erwiederung, sondern bringt ihre Waare nach Hause, um sie, in Stroh verpackt, mit der nächsten Post nach der Stadt zu senden.

Zur Zeit der Ebbe, mit welcher der Fischer hinaus auf den Fang fährt, gleiten die Boote in derselben Weise wieder hinab in die salzige Fluth, und kaum sind sie mit vollen Segeln hinausgesteuert, so eilen die fleißigen Hausfrauen auch schon nach der „Quelle", um dort ihre großen Waschfeste abzuhalten, während ihre Säuglinge in den Körben krähen und die übrigen Kinder sich munter umhertummeln.

Diese sogenannte Quelle, ein unterirdischer Fluß, welcher hier seinen Weg in den Kanal sucht und findet, ist nur zur Ebbezeit vorhanden. Sobald die Fluth sich zurückzieht, graben die Frauen mit Schaufeln und Spaten am Strande runde Löcher, die sich sofort aus dem Grunde herauf mit süßem Wasser füllen, und in diese natürlichen Wannen, in denen sich das Wasser stets von selbst erneuert, werfen sie, was der Reinigung bedarf. Die aus runden Steinen bestehenden Wände des Bassins dienen als Waschbrett, und nur ganz widerspenstige Flecken werden mit einer Sodalösung, die Jede in einer Flasche mit sich führt, behandelt. Wäsche von blendender Weiße ist das Resultat der Prozedur.

Die grauen, schmucklosen Hütten der Fischer mit ihren niedrigen, nur von kleinen, unregelmäßig angebrachten Fenstern erhellten Räumen machen, von außen gesehen, einen ziemlich düsteren Eindruck; aber derselbe weicht, sobald man näher tritt. Das Haus ist im Innern die Reinlichkeit selbst. Der vordere Theil des Erdgeschosses wird häufig durch einen zum Verkauf von Fischen eingerichteten Raum eingenommen, und dahinter liegt, um

einige Stufen tiefer, die Küche mit ihrem weit offenen Kamin, welche der Familie zugleich als Wohnstube dient. Der Ziegelfußboden ist so blank gescheuert, daß er im lebhaftesten Roth erglänzt; altes buntes Steingut von Rouen garnirt alle Wände, und einige Krüge mit blankem Silberbeschlag fehlen in keiner Hütte. Ueber der Feuerstelle hängen zum Gebrauch wie als Zierrath blitzende Kupfergeschirre, und das Büffet von gelbem, glänzend polirtem Holz bildet neben dem großen, mit alten Beschlägen verzierten Leinenschranke, der in einer Kammer des Obergeschosses steht, und dem alten köstlichen Steingut an den Küchenwänden die Freude und den Stolz jeder normännischen Fischerfrau.

Steigt man die schmale, ausgetretene Treppe hinauf, welche aus dem Flur nach dem oberen Stockwerke führt, so gelangt man in das fast in jeder Hütte vorhandene Stübchen für Sommergäste, und herrschen in den unteren dunkleren Räumen satte, aber durchaus harmonische Farben vor, so ist in diesem oberen Putzkästchen Alles in jungfräulichem Weiß gehalten. Weiße Vorhänge umgeben die kleinen Fenster, durch welche die kräftige Seeluft hereinweht, der Toilettentisch ist weiß garnirt und mit weißen geknüpften Fransen kokett behangen, das Bett gleicht mit seinen zeltartig drapirten Gardinen einem Haufen Schnee, und Bettzeug und Handtücher erfüllen den Raum mit Lavendelgeruch. Das nie fehlende Bild der Jungfrau Maria, wie die blutrothen Herzen an der Wand sind in kindlichster Weise mit Muscheln, Flittern, bunten und vergoldeten Glaskugeln geschmückt. Der Gast vermißt in

diesem behaglichen Heim kaum etwas Anderes, als den Glanz der Fröhlichkeit. Das Leben seiner Bewohner ist eben zu schwer und gefahrvoll, um die Heiterkeit aufkommen zu lassen, und wenn man in einer normännischen Fischerhütte selten ein ärgerliches Wort vernimmt, so erhellt doch auch fast nie ein lautes Lachen seine Mauern.

Wie der Hausherr, so verrichten auch Frauen und Töchter ihre Arbeit mit großer Ernsthaftigkeit und gestatten sich kaum einen Moment der Ruhe. Auch rechtsseitig des Seineflusses sammeln sie zur Ebbezeit zwischen den Klippen den Bedarf des Ortes an Muschelthieren, besorgen Morgens hinter ihren mit Blumen geschmückten und auf das Zierlichste und Appetitlichste herausgeputzten Ladentischen den Verkauf der frisch hereingekommenen Fische, tragen am Nachmittage den Rest ihrer Waare hausirend nach den weiter landeinwärts gelegenen Ortschaften, stehen dem Manne in seiner schweren Hantirung treulich bei, halten ihr Daheim bis in's Aeußerste reinlich und besorgen die Bedienung und, auf Verlangen, auch die Mahlzeiten ihrer Sommergäste, wobei sie die Fische auf sehr schmackhafte und anderwärts unbekannte Weise zubereiten und sich in der Kunst, Omeletten zu backen, als Meisterinnen bewähren.

Erst im Oktober, nachdem die hier in großem Styl betriebene Heringsfischerei zu Ende ist, tritt in dieser Geschäftigkeit eine kleine Pause ein, und nun werden alle bis zu dieser Zeit aufgeschobenen Familienfeste, besonders die Hochzeiten, gefeiert. Die Braut trägt dabei ein weißes Kleid und einen Blumenkranz im Haar; der Cider, das

landesübliche Getränk, wird nicht gespart, und wenn das Wetter es irgend erlaubt, findet Abends auf dem mit Sand bestreuten Platze der Mairie Tanz unter freiem Himmel statt. Aber die Lust ist auch hier selten eine laute und der Tanz meist nur eine Ronde nach dem Takte eines von Tänzern und Zuschauern gesungenen Liedes.

Fragt man die jungen Mädchen, ob die Gefahren zur See, denen die Männer ausgesetzt sind, sie nicht abschrecken, immer wieder Fischer zu heirathen, so begegnet man erstaunten Gesichtern. Ohne das Gehen und Kommen der Männer, meinen sie, würde das Leben sehr langweilig sein, und Angst und Sorge erscheinen ihnen als beinahe nothwendiger Kitt des Familienlebens. Sind die Fischer von Etretat bei stürmischer See draußen, so eilen ihre weiblichen Angehörigen hinauf auf die Höhe, wo an der großen Straße, an einem Punkte, von welchem aus man den Kanal weit überblickt, ein grob gearbeitetes hölzernes Kruzifix steht, und unbekümmert um Sturm und Regen liegen sie hier Stunden lang auf den Stufen vor dem Bilde des Heilandes, um sein Mitleid anzurufen oder, den Stamm des Kreuzes umfassend, auf die empörte, donnernde Fluth hinaus zu blicken. Ist aber ihr Flehen vergeblich gewesen, spült die See die Trümmer eines Fahrzeuges oder die Leichen seiner Bemannung an's Land, so wird keine laute Klage hörbar. Man fügt sich mit der den Normannen eigenen Fassung in das Unabänderliche. Jeder Todte, mag er zur See verunglückt oder in seinem Bette gestorben sein, wird in ein Leinentuch genäht und bis zur Beerdigung in der Thüre der Hütte, mit den Füßen nach außen, aufgestellt.

Um den Sarg ist eine Art Zelt von Leinentüchern aufgeschlagen, zu Füßen steht ein Becken mit Weihwasser, in dem ein ebenfalls geweihter Stechpalmenzweig liegt. Jeder Vorübergehende bleibt stehen, spricht ein Gebet für das Heil der armen Seele und besprengt den Sarg vermittelst des Stechpalmenzweiges. Ist der Hingeschiedene, gleichviel, ob Mann oder Frau, von höherem Alter, so wird er von den barmherzigen Brüdern zur Kirche getragen, und das ganze Dorf, die Weiber in lange schwarze Trauertücher gehüllt, geben ihm das Geleite. Ist der Verstorbene nicht älter als sechzehn Jahre, so tragen ihn seine Gespielen, die Mädchen weiß gekleidet, zur letzten Ruhestätte, ist er über sechzehn Jahre alt, aber noch Jüngling oder Mädchen, so wird der Sarg ebenfalls von der Jugend des Ortes getragen, aber die Mädchen sind dann schwarz gekleidet. — Die Trauer der Frau um ihren Mann, die der Kinder um die Eltern dauert zwei Jahre und wird so streng beobachtet, daß man während der Trauerzeit sogar das bunte Küchengeräth verschließt und erst nach Ablauf derselben wieder aufstellt.

Die Taufe der Kinder findet meist ohne besondere Festlichkeit statt, desto feierlicher aber pflegt man die Taufe eines neuen Fahrzeuges zu begehen. Nicht nur das ganze Dorf versammelt sich dabei, sondern auch der Priester mit dem Sakristan kommt herzu, segnet das Boot und gibt ihm den Namen. Kein Fischer würde sich auf einem Boote in's Meer wagen, das den Segen der Kirche nicht empfangen hätte. Der Feier folgt ein Festschmaus, dessen Kosten die Eigenthümer des Fahrzeuges bestreiten.

Auch wenn die Fischer dieser Küste eine Fahrt nach entfernteren Fischgründen antreten, pflegen sie für sich und ihr Boot eine feierliche Messe lesen zu lassen, der das ganze Dorf in tiefer Andacht beiwohnt, und der Fremde, welcher einmal Zeuge eines solchen Gottesdienstes ist, vermag sich eines tiefen Eindrucks sicherlich nicht zu erwehren.

So sehen wir, daß sich die Küstenbevölkerung der Normandie trotz der unablässig auf sie einwirkenden Pariser Hypercivilisation durchweg ein einfaches gesundes Fühlen und Denken bewahrt, und wohl auch fernerhin bewahren wird, denn der gewaltige Athem des Meeres und der unablässige Kampf mit dem wilden Elemente stählt nicht nur den Körper, sondern erweitert auch die Seele und hebt sie über die Nichtigkeiten der modernen Modewelt hinaus.

Die Georgine.

Hortikulturistische Studie

von

Louis Haschert.

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir den gegenwärtigen Zustand der Pflanzendecke unseres Bodens mit demjenigen vergleichen, der vorhanden war, ehe der Mensch die erste Hand anlegte, um diese oder jene Gewächse, die ihm besonders werthvoll schienen, in der Nähe seiner Hütte zu pflanzen und zu pflegen, so ist es augenscheinlich, daß durch die Hand des Menschen seit seinem Aufschwung auf die erste Kulturstufe die Physiognomie der Pflanzendecke eine Umwandlung erlitten hat, wie dies durch keine andere Einwirkung möglich gewesen wäre.

Nicht nur, daß der Mensch das Beste und Schönste, was die Natur geschaffen, über Land und Meer, über Berg und Thal trug, daß er den Westen mit dem Osten und den Osten mit dem Westen vereinigte und auch Süd und Nord und Berg und Ebene in einander schob, um den vorzüglichsten und lieblichsten unter Flora's Kindern seine ganz besondere Pflege angedeihen zu lassen; er hat auch die Natur gezwungen zu neuen eigenthümlichen Schöpfungen, die ohne ihn sicher nicht entstanden wären.

Hat sich doch die Natur so mancher Pflanze bis zur Unkenntlichkeit des Zusammenhanges mit dem Urtypus verändert, nicht zu sprechen von den zahllosen Abweichungen, die fast täglich durch die Kunst des geschickten Gärtners hervorgerufen werden, und dies natürlich da am meisten, wo die Kultur überhaupt am höchsten gestiegen. Hier wird die Natur veranlaßt, in den mannigfaltigsten Farbenmischungen die ausgewählten Pfleglinge des Menschen mit neuen Schönheiten auszustatten.

Die meisten unserer Kulturgewächse, die gegenwärtig in den weiten Ebenen Mitteleuropa's gebaut werden, stammen aus südlicher gelegenen Gegenden. Auch in unseren Gärten erblicken wir ringsum ein buntes Gemisch von importirten Fremdlingen. Blumenschmuck und Blumenduft aus aller Herren Ländern strömt uns entgegen; denn auch hier wie bei den Kulturpflanzen ist es dem Menschen gelungen, die das Gesicht und den Geruch erfreuenden Gewächse der fernsten Regionen unseren heimischen klimatischen Verhältnissen anzupassen. Neben den Hyazinthen und Narzissen, den Krokus und Tulpen wanderte Alles, was der Gärtner gewöhnlich zur Orangerie rechnet, aus den am Mittelmeer gelegenen Ländern bei uns ein. China, Japan und Persien, Chile, Peru und das Kapland lieferten unseren Gärten eine ganze Reihe der beliebtesten Zierpflanzen, die sich ebensowohl durch Farbenpracht wie durch Formenschönheit auszeichnen und unseren Gärten und Gewächshäusern zum schönsten Schmuck gereichen. Nordamerika verdanken wir außer vielen Bäumen und Sträuchern, die unsere Parkanlagen schmücken,

namentlich die jetzt vielbegehrten Azaleen, während aus Mexiko neben den gegenwärtig so verbreiteten Cinnien und vielen Cacteen auch die unsere Gärten den ganzen Herbst hindurch schmückende Georgine, welche auch zu Ehren des schwedischen Botanikers Andreas Dahl den schönen Namen Dahlia erhalten hat, bei uns eingeführt wurde. Und diese schöne, allgemein geschätzte Mexikanerin ist es, deren Betrachtung wir uns heute widmen wollen.

Vor länger als einem Jahrhundert — es war im Jahr 1784 — wurde die Georgine in ihrem einfachsten schlichten Gewande nach Europa importirt, im Jahre 1800 zuerst in Dresden kultivirt, und 1804 wurden durch A. v. Humboldt Samen dieser Pflanze in Berlin eingeführt. Es war dies die wilde Stammform, welche in den zwanziger und zum Theil noch in den dreißiger Jahren als eine neue Zierde unserer Gärten willkommen geheißen wurde. Eine kleine gelbe Scheibe war von fünf bis sechs breiten, eirunden, stumpf zugespitzten, braun- oder purpurrothen Blumenblättern umgeben, und bildete eine Blüthe, welche auf langem, dünnem Stiel sich wiegte. Welcher Unterschied zwischen dieser einfachen Stammform und den durch die Kultur entwickelten „Prachtsorten" unserer heutigen Gärten! Wie aber ist es möglich gewesen, aus jener einfachen Form die so prächtig gefüllten Blumen zu züchten, wie sie bereits im Jahre 1830 in England gezogen wurden?

Dieser Vorgang beruht auf einem Gesetz, dessen Geheimniß der große Goethe in seiner Schrift über die „Metamorphose der Pflanze" zuerst unseren Blicken

entschleierte. Bei einiger Aufmerksamkeit kann es uns nicht entgehen, daß viele unserer beliebtesten gefüllten Gartenblumen aus ihren einfachen Stammformen dadurch entstanden sind, daß die vier Blüthenkreise: Kelch, Blumenkrone, Staubgefässe und Stempel sich in einander verwandelt haben. Die Füllung des Mohns und der Rose haben wir der Umwandlung der Staubgefässe, die sie ja in so großer Zahl besitzen, in schönfarbige Blumenblätter zuzuschreiben. Ganz anders verhält es sich bei unserer Georgine.

Sonnenrose und Kamille, Aster und Georgine machen wohl den Eindruck einer Blüthe, gerade wie eine Rose oder Nelke; sie sind aber durchaus keine einzelnen Blüthen, sondern ein ganzer Verein von Blüthen, welche von einer gemeinsamen, aus Blattgebilden oft außerordentlich regelmäßig und zierlich zusammengesetzten Hülle umschlossen werden. Es sind daher die einzelnen Blättchen, welche bekanntlich oft in großer Anzahl die genannten vermeintlichen Blumen zusammensetzen, nicht Blumenblätter, sondern wirkliche einzelne Blüthen mit allen ihren wesentlichen Theilen, dem Fruchtboden, Stempel und Staubgefässen. (Kelch und Blumenkrone sind nur zufällige, also ganz unwesentliche Bestandtheile einer Blüthe.) Bei den meisten Pflanzen dieser ungemein artenreichen Familie unterscheidet man leicht eine meist gelb gefärbte Scheibe in der Mitte, welche am Rande von meist anders gefärbten Blattgebilden strahlenartig umgeben ist, wofür uns wohl am besten jene Blume zum Beispiel dienen kann, welche von Faust's Gretchen und seitdem von vielen an-

deren Gretchen als Liebesorakel befragt wird (Wucherblume). Was sie da mit der Herzklopfen verursachenden Frage „er liebt mich — liebt mich nicht" abzupfen, sind die Rand- oder Strahlenblüthchen, und der gelbe übrigbleibende Knopf enthält die in zierlichen Bogenlinien zusammengedrängten „Scheibenblüthchen".

In diesem Bau der Rand- und Scheibenblüthen erkennen wir die Mittel, mit denen die formenschaffende Natur die zahllosen Spielarten unserer Georgine bildet. Aus der fast flachen Scheibe einer einfachen Blume entwickelt sich durch Veränderung der einzelnen Blüthen die Kugelgestalt einer veredelten Sorte, an der zuletzt jeder Unterschied zwischen Rand- und Scheibenblüthen verwischt ist.

Die Erfolge, welche die Blumenzüchter hinsichtlich der Veredelung der Georgine und der fortwährenden Erzeugung neuer Spielarten durch Fleiß und Ausdauer in den letzten Jahrzehnten erzielt haben, sind geradezu staunenswerth, und den Leistungen der deutschen Blumenzüchter J. Steckmann und Deegen in Köstritz, Mardner u. A. ist im In- und Auslande die höchste Anerkennung zu Theil geworden. Auch in Frankreich und England sind viele Blumen ersten Ranges gezogen worden; doch ist man dort in der Auswahl etwas wählerischer als bei uns, und richtet sein Augenmerk vorzüglich auf Größe und vollkommenen Bau der Blumen, ohne dabei die Schönheit und Seltenheit der Färbung aus dem Auge zu lassen. J. Steckmann hat sich der Mühe unterzogen, die unendlich zahlreichen Spielarten nach der Form und Bildung der Blüthenköpfe zu ordnen, und als Eintheilungsgrund die Stellung

und Form der einzelnen Blüthchen benutzt. Er unterscheidet danach Rosen- und Asterform, Zellen-, Muschel- und Röhrenform ꝛc. Die Blumen mit muschelförmiger Blüthchenbildung, die gewöhnlich englische Georginen genannt werden, sind unstreitig die schönsten, wenigstens die elegantesten, und finden die meisten Nachfrage.

Wie in der Größe und in dem Bau, haben die Georginen auch in der Färbung einen Reichthum entfaltet, wie nur wenige andere unserer beliebtesten Zierpflanzen. Man findet jetzt unter ihnen alle möglichen Nüancen von Weiß, Gelb, Rosa, Roth und Violett, selbst ganz dunkle, fast schwarze Farben. Bald sind die Nüancen einfarbig und mehr oder weniger lebhaft und feurig, bald erscheinen sie gemischt oder gehen allmählig in einander über, bald treten die Farben unvermittelt neben einander und bilden dadurch angenehme Kontraste. Nur die blaue Farbe hat trotz aller hierauf gerichteter Bemühungen noch nicht erzielt werden können. Um so mehr erfreut uns das wahrhaft schöne Gelb dieser Blume, welches in einer ungemeinen Zartheit und Reinheit des Tones uns entgegenstrahlt, was jedenfalls darin seinen Grund hat, daß der gelbe Farbstoff im Zellsaft der Blumenblätter in gelöstem Zustande sich befindet, während er sonst in der Regel nur in Form kleiner Körnchen im Zellsaft schwimmend auftritt.

Je länger die Georgine sich im Zustande der Domestikation (künstlicher Züchtung) befindet, eine um so größere Ausbeute liefert die Aussaat an guten und fortpflanzungswürdigen Exemplaren. Daher nimmt mit jedem Jahre noch die Zahl der Varietäten zu, und wenn diese auch

nicht immer in jeder Hinsicht vor einer strengen Kritik bestehen können, bieten sie uns doch neue und bisweilen höchst interessante Formen oder Farbennüancirungen. Bei einer immer größeren Auswahl aus der Sämlingsschule sollten es aber die Georginenzüchter für eine wichtige Aufgabe halten, im Interesse der vielen Garten- und Blumenfreunde nur solche Pflanzen in den Handel zu bringen, welche allen bescheidenen Anforderungen an die Schönheit der Blume gerecht werden. Vilmorin rechnet in seiner „Blumengärtnerei" zu den Eigenschaften, welche eine gute Georgine besitzen muß, folgende: „Die Blumen müssen frei über dem Blätterbusche stehen. Die langen und dünnen Blumenstiele müssen fest und elastisch und vollkommen gerade sein, und die Blumen so tragen, daß ihre ganze Farbenfläche in das Auge fällt. Die Blume selbst muß regelmäßig gewölbt und mehr oder weniger kugelig gebaut, die Einzelblüthen dagegen müssen dachziegelig geordnet sein und in ihrer Form soviel wie möglich der Zellen- oder Muschelform entsprechen. Von den Farben verlangt man Reinheit und Glanz; sind die Blumen gestreift, gefleckt oder gespitzt, so sei die Nebenfarbe lebhaft, gut abgesetzt und auffallend. Wie berechtigt auch alle diese Forderungen sind, so werden doch die Georginenzüchter wie bisher oft genug sich versucht fühlen, über dem Reiz der Neuheit in Form und Farbe den einen oder den anderen Mangel zu übersehen."

In neuerer Zeit haben namentlich zwei Spielarten eine große Verbreitung gefunden, die Zwerggeorginen, welche wegen ihres niedrigen, nicht über 60 bis 70 Centi-

meter hinausgehenden Wuchses besonders für kleine Gärten recht dankbar sind, und die Liliputgeorginen mit ihren kleinen, fast kugelförmigen Blumen, welche sich sowohl durch den meist mustergiltigen Bau der Einzelblüthchen, als auch großentheils durch ihr so reiches gleichzeitiges Aufblühen auszeichnen, wodurch dem Blumenfreunde Gelegenheit geboten wird, auch seine Vasen zu schmücken, ohne die Pflanzen im Garten ärmlich erscheinen zu lassen.

Werden die Georginen, wie dies gewöhnlich der Fall ist, Ende Mai oder Anfang Juni ausgepflanzt, so fällt ihre Blüthenzeit besonders in die Monate August, September und Oktober, bis der erste Frost sie ihres Schmuckes beraubt. Von Ende September an stehen sie in der Regel im schönsten Flor und gewähren dann die prächtigste Augenweide. Hier offenbart sich aber auch, ob der Gartenfreund beim Auspflanzen seiner Georginen zur Dekoration der Rabatten oder zur Bildung von Einzelgruppen mit dem gehörigen Geschick und Geschmack verfahren ist, ob er dabei Rücksicht genommen hat auf die Höhe und den ganzen Bau der Pflanze, und ob er hinsichtlich der Vereinigung der verschiedenen Farben das nöthige Verständniß besaß, um dadurch Effekte hervorzubringen, die mit anderen Zierpflanzen kaum je erreicht werden dürften.

Es ist durchaus nicht nöthig, oft sogar höchst nachtheilig, die Georginenknollen sofort nach der ersten Berührung durch den Frost aus der Erde zu heben und im Keller unterzubringen. Die noch zu unreifen und wasserreichen Knollen fangen bald an, sich zu zersetzen und zu

schimmeln, und zeigen dann im kommenden Frühjahr zusammengeschrumpfte, nicht mehr keimfähige, abgestorbene Stöcke. Es empfiehlt sich vielmehr, nach dem Eintritt des ersten Frostes nur die Pflanzenstengel etwa 20 Centimeter über dem Erdboden abzuschneiden und die mit etwas Erde bedeckten Wurzelstöcke noch so lange unberührt zu lassen, bis härtere Fröste eintreten. Bis dahin werden die Knollen durch fortwährende Aufnahme von Nährstoffen reifer und kräftiger und dem langen Winter gegenüber widerstandsfähiger. Dann aber nimmt man die Stöcke an einem möglichst hellen Tage vorsichtig, um keine Knollen zu verletzen, aus der Erde, befreit sie von den daran hängenden Bodenbestandtheilen, läßt sie an der Luft noch etwas abtrocknen und bewahrt sie über Winter in einem trockenen Keller oder sonst an einem frostfreien, trockenen und kühlen Orte, und bedeckt sie, wenn sie anfangen sollten einzuschrumpfen, mit trockenem Sand, Lohe oder Spreu.

Die Vermehrung der Georginen geschieht theils durch Aussäen von Samen, theils durch Abtrennung der Knollen, theils aber auch durch Stecklinge. Da die Vermehrung durch Samen nur in den Sämlingsschulen zu dem Zweck geschieht, neue Varietäten zu züchten, so halten wir uns hier an die beiden letzten Vermehrungsarten. Durch die Erfahrung gewitzigt, daß durch das Auspflanzen ganzer Stöcke zwar reich verästelte und ungemein blattreiche Pflanzen, aber meist kleine und zum Theil auch schlecht gebau'e Blumen gezogen werden, hat man auch bald angefangen, die Wurzelstöcke zu theilen, wodurch man nicht nur schönere

und kräftigere Blumen, sondern zugleich auch eine ungemeine Vermehrung erzielte.

Ende Mai werden die Wurzelstöcke von oben herab gespalten und in so viele Theile zerlegt, als sie Knollen besitzen, doch muß jeder so entstandene Theil an seinem Oberende eine Knospe zeigen. Diese einzelnen Knollen werden sodann entweder sofort ausgepflanzt, oder vorher erst in mit guter, etwas sandiger Gartenerde gefüllte Blumentöpfe gebracht, um an wärmerer Stelle die Entwickelung der jungen Triebe zu zeitigen und ein früheres Anwachsen zu begünstigen. Hiebei darf man jedoch nicht außer Acht lassen, rechtzeitig auf die Beseitigung der schwächeren Nebentriebe bedacht zu sein, um dadurch nicht nur der ganzen Pflanze eine angenehmere Form zu geben, sondern sie auch zur Hervorbringung eines größeren Blüthenreichthums und schöner, vollendeter Blumen zu nöthigen. In die gegen 90 Centimeter von einander entfernten, zur Aufnahme der Georginen bestimmten kleinen Gruben sind zunächst die Pfähle anzubringen, an denen später die schwanken Stämmchen angebunden werden müssen, um sie gegen die Unbill der Witterung zu schützen; hierauf werden die jungen Schößlinge eingesetzt, mit etwas sandiger guter Gartenerde bedeckt und angegossen, während oberseits eine beckenartige Vertiefung gelassen wird, um das Ablaufen des Wassers möglichst zu verhindern.

Will man dagegen seine Georginen durch Stecklinge vermehren, wie dies jetzt häufig geschieht, weil dadurch die in jeder Hinsicht befriedigendsten Resultate erzielt werden, so schneidet man aus den bereits Ende Februar zum An-

treiben in ein Warmbeet gebrachten Stöcken die 3 bis 5 Centimeter langen Triebe mit einem Stückchen Knolle heraus, setzt sie einzeln in kleine Töpfchen und läßt sie bei möglichst abgeschlossener Luft anwachsen. Bei schnellerem Wachsthum sind sie nochmals in größere Töpfe umzusetzen, wenn es nöthig ist, auch zu stutzen, nach und nach an die äußere Luft zu gewöhnen und endlich zu geeigneter Zeit in's freie Land auszupflanzen.

„Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache," sagt Vilmorin, „daß Kultur, Klima und das Zusammenwirken oft nicht nachweisbarer Umstände auf den Georginenflor in auffallender Weise einwirken. Diese Pflanze besitzt eine ungemein veränderliche Natur (deshalb ja Dahlia variabilis genannt), sowohl in Ansehung der Form als der Färbung der Blumen. Bald bekommen sonst gut gefüllte Varietäten einen Knopf oder werden halb gefüllt; bald verändert sich eine bis dahin beständige Farbe so sehr, daß man beim Auspflanzen fehl gegriffen zu haben glaubt."

Trotzdem kann unsere Gartenkunst, ohne daß sie sich über das ursächliche Bedingtsein ihrer Schöpfungen Rechenschaft zu geben vermag, immerhin stolz sein, neben der veredelten Form auch die unglaubliche Vervielfältigung der Farben erreicht zu haben, die bei keiner Zierpflanze so mannigfaltig sind, als bei der Georgine.

Mannigfaltiges.

Eine Postfahrt im wilden Westen. — Bis vor Kurzem gab es in den westlichen und nordwestlichen Staaten und Territorien Nordamerika's noch so gut wie keine Eisenbahnen; die Beförderung von Menschen geschah meist durch besondere Postlinien, während für den Transport von Waaren große Wagenzüge, oder in zu coupirtem Terrain Maulthier-Kolonnen gebildet wurden. Das Reisen in der Postkutsche bot zu jener Zeit — in vielen Gegenden auch jetzt noch — ungemein viel Interessantes, nur durfte man nicht nervös sein. Einstmals beabsichtigte ich von Boisé-City aus, in Idaho gelegen, eine Tour nach Winnemucca in Nevada zu machen, eine Entfernung von einigen hundert Meilen. Da mit der Post viel Geld und andere Werthobjekte versandt wurden, erhielt der Wagen, mit dem ich damals reiste, einen besonderen, bis an die Zähne bewaffneten Begleiter als Schutz mit. Die Reisegesellschaft in der sechsspännigen Kutsche bestand aus einer Farmersfrau, einem alten Goldgräber, zwei Büffeljägern und meiner Wenigkeit, während auf dem Bock der Kutscher und unser Schutzmann saßen. An einem schönen Morgen ging die Fahrt los, und zwar gleich in so scharfer Gangart, daß man sich bei dem Rütteln und Schütteln des Wagens anklammern mußte, um nicht wie ein Bündel Heu hin und her geworfen zu werden. Alle 15 bis 20 Meilen war eine Station, wo die Pferde gewechselt wurden und wo man sich zugleich für theures Geld etwas restauriren

konnte. Es mußte jedoch Alles in fliegender Hast geschehen, wie das in Amerika eben üblich. So waren wir bis um Mitternacht gefahren und hatten wohl ein Drittel der ganzen Strecke zurückgelegt, als auf einem kleinen Haltepunkte ein erneuter Pferdewechsel eintrat. Es war bekannt, daß der jetzt kommende Weg über alle Begriffe schlecht war, was von Räubern und Strolchen benutzt wurde, gerade an dieser Stelle ihre Ueberfälle zu machen. Die Gewißheit, daß diese Gerüchte nicht übertrieben seien, sollten wir sehr bald erlangen. Unsere ganze Gesellschaft war nämlich in das Stationshäuschen getreten, um der Nachtkühle wegen etwas Warmes zu sich zu nehmen, als plötzlich ein riesiger Kerl in's Zimmer trat. Er hatte einen langen, vom Alter sehr mitgenommenen Ueberzieher an, um welchen ein breiter Ledergurt geschnallt war, und in diesem steckten ein paar Revolver. Anfangs glaubten wir, es mit einem Banditen zu thun zu haben, der gar nicht so lange habe warten können, bis wir uns wieder in Bewegung gesetzt, der es vielmehr vorgezogen, schon auf der Station sein Geschäft zu beginnen. Als der Mann bis zur Mitte der Stube gekommen, besah er sich alle Anwesenden genau und zog dann mit größter Gemüthsruhe einen seiner Revolver hervor, den er wie spielend in der Hand hielt. Natürlich bestärkte uns diese eigenthümliche Manipulation in der Annahme, daß jetzt die letzte Stunde für uns, resp. für unseren Geldbeutel geschlagen habe. Doch diese Furcht war unbegründet, der Mann redete uns vielmehr folgendermaßen an: „Sie Alle, die Sie hier im Raume sind, fahren mit der Post, wie ich gehört habe. Dieselbe geht sofort ab und ich bin von hier bis zur nächsten Station ihr Führer. Die Gegend ist sehr unsicher, es kommen häufig Ueberfälle vor. Da ich nun nicht der Mann bin, der sich gutwillig ausrauben läßt, so setze ich mich in derartigen Fällen selbstverständlich zur Wehre, was ich bisher auch stets mit bestem Erfolge gethan habe. Doch allein würde ich nicht im Stande sein, die

Angreifer zu bewältigen, und ich verlange daher von jedem Passagier, daß er sich an der Vertheidigung des Wagens betheiligt. Sollte ich im Falle eines Angriffes Jemand von dieser geehrten Gesellschaft bemerken, der keine Courage zeigt, so schieße ich selbst ihn ohne Weiteres über den Haufen." Mit diesen Worten schloß unser nunmehriger Beschützer seinen Vortrag, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ; wenige Minuten später wurden wir von ihm zum Einsteigen aufgefordert. War die Fahrt vorher schon toll genug gegangen, so bildete sie doch nur ein reines Kinderspiel gegen die wilde Jagd, die jetzt erfolgte. Zum Glück hatten wir Mondschein, der eine ziemlich weite Umschau gestattete. Was die Pferde laufen wollten, so ging es über Berge und durch Thäler, an den steilsten Abgründen vorüber, daß ich mich nicht genug wundern konnte, wie es dem Kutscher möglich war, uns in einem derartigen Terrain mit heiler Haut durchzubringen. So mochten wir etwa eine Stunde dahin gerast sein, als von vorn plötzlich ein donnerndes Halt ertönte. Wir gehorchten dem Rufe natürlich nicht, unser Kutscher hieb vielmehr mit Macht auf die Pferde, die davonjagten so schnell sie nur laufen konnten. Im nächsten Moment sausten aber schon ein paar Kugeln um unsere Köpfe, welche jedoch weiter keinen Schaden anrichteten, als daß eine derselben den prächtigen Kopfputz unserer Reisegefährtin etwas derangirte. Da wir schnell vorwärts kamen, so glaubten wir uns schon in Sicherheit, als die Pferde plötzlich stutzten und trotz der auf sie herabfallenden Hiebe nicht weiter wollten. Der Wagen stand und nun wurde uns der Grund auch sehr bald klar. Ueber eine Art Hohlweg, den wir eben passiren mußten, hatten die Banditen mehrere Baumstämme geworfen, die ihn völlig sperrten. Auf das Kommando unseres Kutschers verließen wir schleunigst den Wagen. Da man sicher sein konnte, daß der Feind nicht lange auf sich warten lassen würde, jedenfalls aber früher erschien, ehe

es möglich wurde, den Verhau zu beseitigen, so stellten wir uns nach Anordnung unseres Anführers hinter demselben auf, der sich zur Deckung trefflich eignete. Es währte nur wenige Minuten, so kamen vier Männer zu Fuß heran, uns schon aus der Ferne zuschreiend, nicht zu schießen, da wir sonst ohne Gnade in's Gras beißen müßten. Wie viel Personen wir waren, vermochten die Angreifer nicht zu sehen, sonst hätten sie möglicher Weise ihr Vorhaben doch aufgegeben. Als sie auf etwa 50 Schritte heran waren, schoß unser „Beschützer", der eine vortreffliche Büchse besaß, und einer von der Bande machte einen gewaltigen Satz in die Höhe, um im nächsten Moment leblos zusammenzubrechen. Wüthend stürmten die drei anderen Gesellen weiter, doch gleichzeitig wurden auf ganz nahe Distanz noch zwei von dem Kutscher und dem einen von den Büffeljägern erlegt. Der jetzt noch übrig bleibende Räuber wollte, als er dies sah, Reißaus nehmen, doch sollte ihm die Flucht nicht mehr gelingen. Unser „Beschützer" lief eiligst hinter dem Galgenvogel her und brachte auch ihn nach wenigen Schritten durch einen wohlgezielten Revolverschuß zu Fall. Ob die Leute wirklich todt oder nur verwundet waren, darum konnten wir uns nicht weiter kümmern, obgleich die mitfahrende Farmersfrau bat, man solle doch sehen, ob den Unglücklichen nicht noch Hilfe werden könne. Da meinte aber der „Beschützer" in trockenem Tone: „Madame, Sie fahren heute diese Tour und vielleicht im Leben nicht wieder; ich aber muß tagtäglich diese Strecke machen und mich fortwährend mit diesem Gesindel herumbalgen, da ist es mir schon lieb, wenn meiner Feinde etwas weniger werden. Sind sie nicht ganz todt, so gibt es hier eine Menge Wölfe, die sich ihrer schon erbarmen werden." Nachdem wir in Eile den Hohlweg freigemacht hatten, ging die Fahrt weiter. Auf der nächsten Station meldete der Kutscher nur, daß unterwegs vier Banditen erschossen worden seien, und damit war die ganze Sache erledigt.

O. v. Briesen.

Ursprung des Spießruthenlaufens. — Zu Kaiser Karl's V. Zeiten waren die militärischen Strafen unmenschlich. Sie wurden aber nicht für Versehen im Dienst, vielmehr nur für eigentliche Verbrechen, für böse und schändliche Handlungen verhängt. Eine Strafe dieser Art war das Laufen gegen den Spieß. Ein alter militärischer Schriftsteller hat von dieser grausamen Exekution folgende Beschreibung hinterlassen: „Wenn einer von den Lanzenknechten ein schweres Verbrechen begangen hatte, so versammelte der Hauptmann, zu dessen Rotte er gehörte, sein Häuflein, erzählte demselben die verübte Frevelthat und bat, den Malefikanten zum Laufen gegen den Spieß zu verurtheilen. Hat nun die Mehrheit gestimmt, so bedanken sich die Fähndrichs bei dem gemeinen Mann, daß sie so willig, so ehrlich und ehrhaftig gewesen, gut Regiment zu stärken und zu erhalten. Dann werfen sie ihre Fähnlein dreimal in die Höhe und ziehen unter Trommeln und Pfeifen mit dem Häuflein gegen den Aufgang der Sonne. Unterdeß sie hier eine Gasse bilden, läßt man den armen Sünder beichten. Ist die Beichte vollendet, so führt der Profoß den Gefangenen vor die Gasse und befiehlt den Trommelschlägern, die Trommeln dreimal zu rühren. Alsdann warnt er einen Jeden, die Gasse wohl zu bewahren und fest zu verschließen; denn wer eine solche Lücke läßt, daß der Delinquent herausschlüpfen und entrinnen könnte, der sollte statt dessen die Todesstrafe leiden. Wenn dies geschehen ist, so führt der Profoß den Unglücklichen dreimal in der Gasse auf und nieder, damit er einen jeden seiner Kameraden um Verzeihung und Versöhnung bitte, wenn er ihn je im Leben mit Wort und That beleidigt haben sollte. Er selbst verzeiht ebenfalls einem Jeden die ihm etwa zugefügten Beleidigungen. Ebenso sprechen ihm auch die Fähndriche Trost und Muth zu und ermahnen ihn, tapfer und unverzagt zu sein; die Trommel wird wiederum dreimal gerührt, die Fähndriche stellen die Leute in doppelte Reihen und befehlen, die Spieße vorzu-

strecken. Die Fähndriche stellen sich so, daß sie mit dem Rücken gegen die Sonne stehen und die Spitze des Fähnleins dem Delinquenten zukehren. Nun legt der Profoß demselben die Kette an, nimmt Abschied von ihm, bittet für alles zugefügte Unrecht um Verzeihung und wendet sich dann an die Lanzenknechte. Die bittet er, nicht auf ihn zu grollen, daß er ihren Kameraden zum Tode aufbewahrt und geführt habe, er habe dies wegen des Regiments thun müssen. Er stellt den Verurtheilten hierauf zwanzig Schritt vor die Reihen, entblößt ihm den Oberleib und gibt ihm drei Streiche auf die rechte Achsel im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Zuletzt kehrt er ihn mit dem Gesicht gegen die Spieße und sagt ihm dann: „Nun gehe tapfer d'rauf los!“ — Mit einem starken Anlauf muß sich dann der Unglückliche in die Spieße stürzen. Die Lanzenknechte kamen ihm einige Schritte entgegen, um die Spieße mit desto größerem Nachdruck in die Brust zu stoßen. Wenn der Entseelte keine Spur des Lebens mehr zeigte, so fiel Alles auf die Kniee und that ein kurzes Gebet, seiner armen Seele zum Trost. Darauf stellten sich die Lanzenträger in eine Reihe und zogen dreimal um den Körper des Getödteten herum. Die Schützen schossen dreimal ab und schlossen mit den Lanzenieren einen großen Kreis. Der Profoß stellte sich in die Mitte desselben und dankte für die so gut beobachtete Ordnung. Der Leichnam ward in eine Grube geworfen, und Jeder kehrte nach seiner Behausung zurück.“ Von dieser Strafe hat das spätere, ebenfalls grausame Spießruthenlaufen seine Entstehung und seinen Namen. Der Vater Kaiser Wilhelm's, der König Friedrich Wilhelm III., war der Erste, welcher diese grausame Strafe abschaffte. Ihm folgten dann auch die Fürsten der anderen deutschen Staaten nach. E. K.

Wie neue Wörter gemacht werden. — Die merkwürdigste Geschichte eines englischen „Slang“ ist die des Wortes „quiz“ (Neckerei). Der Slang findet sich zwar bei allen Völkern,

doch ist er immerhin etwas eigenthümlich Englisches. Zunächst bezeichnen die Engländer damit nur jene Ausdrücke und Redensarten, deren die Diebe und Gauner sich bedienen, und es bedeutet dieses Wort ursprünglich so viel als Diebes- und Gaunersprache. Eigentlich hat jeder Stand mehr oder weniger seine Geheimnisse und auch seine Praktiken und Kniffe, für die er entweder besondere Worte ausgeprägt oder bereits vorhandene Worte zu einem anderen Sinne umgeschmolzen hat. Und diese Redeweise wird von den Engländern „slang“ oder „cant“ oder „flash-language“ genannt. In dieser hat nun das Wort „quiz“ eine interessante Geschichte. Dieses Wort ist von Sheridan erfunden und auf folgende Weise in Schwung gebracht worden. Es galt in einer heiteren Abendgesellschaft die Wette, ob man ein neues Wort erfinden und schnell in's Publikum bringen könne. Sheridan, statt den weitläufigen Weg der Presse zu gehen, griff die Sache bei der Wurzel an und er und einige seiner Freunde schrieben die auf's Gerathewohl gewählten Buchstaben „q—u—i—z“ mit Kreide an alle Hausthüren in den Straßen, durch die sie in der Nacht auf dem Heimwege kamen. Am anderen Morgen fand Mr. Brown das ominöse Wort „quiz“, von dem er nicht wußte, was es bedeuten sollte, mit großen Buchstaben an seine Thür geschrieben. Er eilte zum Nachbar Mr. Smith, um ihm seine Meinung darüber mitzutheilen, und fand diesen in der Schlafmütze ebenfalls vor seiner Thüre stehen und längst schon über dasselbe unbegreifliche Wort nachdenken. Sie klopften ihren nächsten Nachbarn Mr. Green aus dem Schlafe und zeigten auch ihm die verdächtigen Buchstaben an seinem Hause, die dort ebenso wie an dem ihrigen deutlich angeschrieben standen. Sollten sie vielleicht das Zeichen irgend einer geheimen Verschwörung, etwa gegen Leben und Eigenthum der Bürger sein? Sollten sie vielleicht die armen Opfer dieser Verschwörung auf diese Weise bezeichnen? Mr. Green wusch in seiner Herzensangst schnell seine Thüre wieder rein. Solche

Scenen gab es vor allen Thüren und am Ende lief die Botschaft von dem Worte „quiz“ durch ganz London und man zerbrach sich überall die Köpfe darüber, welcher Spaßvogel wohl sich diesen Scherz erlaubt habe, das Publikum zum Besten zu haben. Auch die Journale erzählten den Streich wieder. Mit einem Worte, der „Quiz“ wurde allgemein bekannt und blieb hinfort ein Cant- oder Slang-Ausdruck für jede Neckerei und jeden Scherz. Ja, die Engländer nahmen dies Wort ganz in ihren Sprachschatz auf, bildeten auch ein Verbum „to quiz“ (foppen) und ein Adjektivum „quizzy“ (neckisch) davon. Dr. A. B.

Für „nächtliche Vorfälle“. — Von der unsinnigen Verschwendung, welche am Hofe Ludwig's XIV. herrschte, legt auch eine Einrichtung Zeugniß ab, welche man „en cas de nuit“ (Für nächtliche Vorfälle) nannte. Es war das ein Abend für Abend in einem Vorzimmer des königlichen Schlosses servirtes Mahl. Der Gebrauch datirte von einer Krankheit des Dauphins, während deren Dauer die zur Nachtzeit anwesenden Aerzte regelmäßig opulent bewirthet wurden. Nach des Thronfolgers Wiederherstellung wurde die Einrichtung auch bei Krankheitsfällen aller anderen Prinzen des Hauses erneuert, dann aber wurde, da ja auch einmal die Möglichkeit eintreten konnte, daß ein Arzt plötzlich gebraucht werden und dann gleich eine Stärkung zur Hand sein mußte, dieses Mahl Nacht für Nacht aufgetragen. Dasselbe bestand nach der eigenen Bestimmung des Königs aus zwei Schüsseln Bouillon, einem gebratenen Kapaun oder zwei gebratenen jungen Hühnern, acht frisch gesottenen Eiern, zwei Flaschen Bordeauxwein und acht Milchbrödchen und kostete der königlichen Kasse jährlich nach unserem heutigen Gelde etwa dreißigtausend Mark. Da in den meisten Fällen, selbst wenn man ärztlicher Hilfe zur betreffenden Zeit bedurfte, die Speisen unberührt gelassen wurden, so fielen dieselben ebenso wie die täglich frisch aufgesteckten Wachskerzen der Kandelaber und Kronleuchter der

Dienerschaft zu, welche sämmtliches verkaufte und den Erlös unter sich vertheilte. Erst Ludwig XVI. schaffte, hauptsächlich auf Betreiben seiner Gemahlin Marie Antoinette, diesen Mißbrauch zum größten Mißvergnügen der Dienerschaft wieder ab. L. M.

Das gelobte Land der Advokaten. — Es gibt keine Stadt der Erde, welche unter ihren Einwohnern so viel Advokaten zählt, als Neapel; schon vor fünfzig Jahren gab es deren nicht weniger denn 4000, die trotz dieser zahlreichen Konkurrenz alle von ihrer Praxis gemüthlich leben konnten. Kein Mensch ist so prozeßsüchtig als der Neapolitaner, und diese böse Sucht hat schon Viele derselben um Hab und Gut gebracht. Die Advokaten heißen in Neapel „Paglietti" oder Strohhüte, und sie haben diesen Namen von einem der spanischen Vicekönige erhalten, weil sie zu seiner Zeit sich durch das Tragen von breitkrämpigen Strohhüten auszeichneten. Schon zur Zeit des Papstes Sixtus V. müssen die Advokaten in Neapel einen sehr bedeutenden Prozentsatz der Bevölkerung gebildet haben, denn dieser Papst bat bei einer Hungersnoth in Rom um eine größere Anzahl Ochsen, und der damalige König von Neapel beeilte sich, ihm zu erwiedern, daß er damit nicht aufwarten könne, dagegen sei er zur Stellung einer gleichen Anzahl Advokaten bereit. Noch heute ist die Advokatur in Stadt und Land Neapel das einträglichste Geschäft und kein Vater glaubt in Neapel seinen Sohn besser versorgen zu können, als wenn er ihn zum Advokaten ausbilden läßt.

J.

Giftige Pflanzen und Blumen. — Es gibt mehrere, vielfach vorhandene Pflanzen, deren Blätter, Blüthen und Samen heftige Gifte enthalten, vor welchen die Kinder, die ja gern an Allem kauen, zu warnen sind. Die gelbe Sumpfdotterblume, große Butter- oder Schmalzblume, Kuhblume (Caltha palustris) besitzt giftige Eigenschaften, die im getrockneten Zustande der Pflanze zu verschwinden scheinen, aber keine Kuh berührt die frische Blüthe.

Die Blumenblätter sind so scharf ätzend, daß sich die Haut zarter Finger oft davon entzündet. Der Oleander enthält in Rinde, Blättern und Blüthen ein tödtliches Gift, dürfte daher als Zier- und Zimmerpflanze gefährlich sein. Die Beeren und Blüthen der wilden Zaun- oder Gichtrübe (Bryonia dioica) wirken heftig purgirend, und die rothen, die Kinder verlockenden Beeren haben schon Todesfälle veranlaßt. Die Samen und Blüthen des so elegant blühenden Goldregens (Cytisus laburnum) und des Catalpabaumes sollen Kindern fern gehalten werden, auch die Rinde ist giftig. Die Samen der gelben und rauhschotigen Wicke bewirken Erbrechen und heftigen Kopfschmerz. Die Hundspetersilie, tolle Petersilie, Hundsdile, Gartenschierling (Aethusa cynapium) hat rübenähnliche, wenn auch dünnere Wurzeln, deren Genuß in einer Stunde den Tod veranlassen kann. Der Wiesenschierling (Conium maculatum) soll derjenige sein, dessen Saft Sokrates den Tod gab. Er tödtet durch heftige Wirkung auf die Nerven, verursacht vollständige Unempfindlichkeit und Lähmung der Arme und Beine und ist außer in der Hand des Arztes eines der gefährlichsten Gifte. Im August findet man ihn in voller Blüthe auf Feldern, Bergen, an der Küste, und Damen und Kinder pflücken massenhaft seine kleinen weißen Blüthenbüschel, ohne zu ahnen, daß sie ein fürchterliches Gift liebkosen. Der Wasserschierling (Cicuta virosa) hat schon oft Vergiftungen verursacht, namentlich da er der Petersilie gleicht, aber eine schwammige, durch hohle Querfächer getheilte Wurzel hat. Der rothe Wassersteinbrech ähnelt, wenn nicht blühend, dem Sellerie und in der Wurzel der Petersilie, enthält jedoch in letzterer ein starkes Gift, das Krämpfe und in kurzer Zeit Tod bewirkt. Der feinblätterige Wassersteinbrech und der gewöhnliche Steinbrech sind außerdem gefährliche Unkräuter. Die Zwiebelknollen des Affodil (Asphodelus) sind schon oft mit Lauch verwechselt und statt dessen mitgekocht worden. Das hat recht üble

Wirkungen; Erwachsene verspüren lange anhaltenden Brechreiz, Kinder erholen sich oft Tage lang nicht davon. R.

Ueber die Bestimmung der Pyramiden sind schon mancherlei Hypothesen aufgestellt worden. Am längsten glaubte man sie für die Abhaltung egyptischer Mysterien bestimmt und vermuthete eine unterirdische Verbindung derselben unter einander. Nach Persigni sollten sie den Wüstensand abhalten, gegen das Nilthal vorzudringen; Tycho de Brahe glaubte sie zur Bestimmung der Hauptpunkte der Sonnenbahn erbaut; der Prinz von Monaco sah darin eine weise Vorsorge gegen den Pauperismus, also einfache Nothstandsbauten. Agnew will in den Pyramiden eine Darstellung der Quadratur des Zirkels erblicken. Am weitesten ging jedoch S. Witte, welcher sie ein Naturspiel und nicht Menschenwerk nennt. Nach ihm wäre die regelmäßige Gestalt kein Hinderniß dieser Annahme, da ja die Basalte der Fingalshöhle auch regelmäßig seien. In diese Hypothese bezieht er sogar die egyptische Sphinx ein. Die Ableitung des Namens „Pyramide" erfuhr natürlich ebenfalls die verschiedensten und von einander abweichendsten Auslegungen. Nach den Griechen stammt der Name von Pyr (Feuer) her, da die Pyramiden eben dem Sonnengotte geweiht waren. Später leitete man das Wort von „Pyros" (Getreide) her, da die Pyramiden von Vielen für die Getreidemagazine Joseph's gehalten wurden. In der Koptensprache heißt aber Pirama Höfe. Dies dürfte auch wohl der richtigste Ursprung sein, da die Pyramiden ja in Wirklichkeit „Friedhöfe" der Könige sind. C.

Vom Scharfblick des großen französischen Feldherrn Turenne im Felde erzählt Rochambeau ein sehr interessantes Beispiel, welches sich in der Schlacht bei Nördlingen im dreißigjährigen Kriege zutrug. Condé, der Oberanführer des französischen Heeres, hatte wider den Rath Turenne's das kaiserliche Heer angegriffen und mußte sich nach schweren Ver-

luſten zurückziehen. Turenne hatte bis zu dieſem Momente mit ſeinem Adlerblick die Vorgänge verfolgt; plötzlich kommandirte er zum Angriff gegen den Feind, obgleich er von Condé den Befehl erhalten hatte, den Rückzug nach Nördlingen zu decken. Als ihn die umſtehenden Offiziere an dieſen Befehl erinnerten, rief der Held heftig: „Vorwärts, meine Herren, vorwärts, nur keine Zeit verloren, zum Angriff! Der feindliche Anführer muß gefallen ſein, denn ſeine Armee thut nicht, was ſie thun ſollte!“ Die Franzoſen griffen an, und die kaiſerliche Armee wurde gänzlich geſchlagen. Turenne aber hatte mit ſeinem Feldherrnblick recht geſehen, der feindliche General Mercy war in der That gefallen! J.

Rieſen-Eruption eines Vulkans. — Zu den gewaltigſten Verheerungen, welche jemals durch eine vulkaniſche Eruption hervorgerufen worden ſind, gehörigen diejenigen, welche der Ausbruch des Skaptar Jökul auf Island im Jahre 1783 anrichtete. Bei derſelben ergoſſen ſich drei ungeheure Lavaſtröme aus dem Krater. Der erſte führte ſo viel geſchmolzenes Geſtein mit ſich, daß er ein nahezu 600 Fuß tiefes Thal ausfüllte und ſich weiterhin zu einem großen See ausbreitete. Der zweite Strom ſchlug im Ganzen dieſelbe Richtung ein, indem er ſich über den erſten ergoß. Der dritte, welcher eine andere Richtung nahm, bildete wiederum einen Feuerſee von 5 Meilen Durchmeſſer und 100 Fuß Tiefe. Bei einer Länge von ungefähr 12 Meilen floß der erſte Strom in einer Breite dahin, welche an einzelnen Stellen 3 bis 4 Meilen erreichte; die Dimenſionen des dritten waren nicht viel geringer — auch er war gegen 10 Meilen lang und ſeine größte Breite betrug 2 Meilen. Im Ganzen muß die dem Erdinneren damals entquollene Maſſe feurig-flüſſigen Geſteins auf mindeſtens 150,000 Millionen Kubikfuß geſchätzt werden. Die verſchiedenen Ausbrüche folgten nicht mit kurzen Zwiſchenräumen auf einander, ſondern vertheilten ſich auf eine Zeit von mehr

als $2\frac{1}{2}$ Monaten, bis sie in einem außerordentlich heftigen Erdbeben ihren Abschluß fanden. Die Verwüstungen, welche die glühenden Lavaströme unter allem Lebenden angerichtet hatten, waren entsetzlich. Gegen 1300 Menschenleben wurden vernichtet. Auch die Verluste an Vieh waren kolossal; nicht weniger als 20,000 Pferde, 7000 Rinder und 130,000 Schafe gingen zu Grunde. Ebenso wurden die Fischereien an der Südküste der Insel zerstört. Noch zwei Generationen später empfand die Bevölkerung der Insel die Folgen jenes schrecklichen Ereignisses als höchst verhängnißvoll für ihre Entwickelung. A. G.

Enttäuscht. — Als die Kronprinzessin von Preußen, Viktoria, ihre zweite Niederkunft erwartete, war Alles in Berlin in der größten Spannung, ob diesmal ein Prinz erscheinen werde. Da wurde eines Tages plötzlich das Dröhnen von Kanonenschüssen von ferne hörbar. Also das längst erwartete Ereigniß schien eingetreten zu sein, die Artillerie gab die üblichen Freudenschüsse ab, deren Anzahl bei einem Prinzen 101, bei einer Prinzessin nur 21 beträgt. Zwei Jungen, die eben zur Schule wollten, horchten ebenfalls mit offenem Munde. „Eins," zählten sie, „Zwei! Drei! Vier!" Die Aufregung stieg merklich. Bum! „Fünf!" Und so fort bis Neun. Plötzlich aber verstummte das Schießen. Es wurden nämlich nur Geschütze draußen auf dem Artillerie-Schießplatze angeschossen und der Wind stand gerade von Tegel her. Als gar nichts mehr kam, sahen die beiden Jungen sich ganz betroffen an. „Du lieber Gott! Nicht 'mal 'ne Prinzessin!" sprach der Eine von ihnen kopfschüttelnd und sehr enttäuscht gingen sie weiter. v. P.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9451



